Herausgeber:
Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung
Universität zu Köln

Das Zentralarchiv ist Mitglied der GESIS

Direktor: Prof. Dr. W. Jagodzinski
Geschäftsführer: E. Mochmann

Postanschrift:
Postfach 410 960
50869 Köln

Hausanschrift:
Bachemer Straße 40
50931 Köln

Telefon:
Zentrale 0221 / 4 76 94 - 0
Telefax - 44
Redaktion - 50

Redaktion:
Franz Bauske

E-mail: *name*@za.uni-koeln.de
Internet: http://www.social-science-gesis.de
http://www.za.uni-koeln.de

ISSN: 0723-5607

© Zentralarchiv

Die ZA-Information erscheint jeweils im Mai und November eines Jahres.

Sie wird kostenlos an Interessenten und Benutzer des Zentralarchivs abgegeben.

Inhaltsverzeichnis

Mitteilungen der Redaktion 5

Forschungsnotizen

Der Kandidat als Politiker, Mensch und Mann.
Ein Instrument zur differenzierten Erfassung von Kandidatenorientierungen und seine Anwendung auf die Analyse des Wählerverhaltens bei der Bundestagswahl 1998
von ***Markus Klein*** und ***Dieter Ohr*** 6

„Pseudo-Opinions“ in Bevölkerungsumfragen. Wie die Bürger fiktive Politiker beurteilen.
von ***Karl-Heinz Reuband*** 26

Die Quelle Meinungsforschung: Historische Datenanalyse als Weg zu einer Geschichte der Mediennutzung
von ***Michael Meyen*** 39

Panta rhei oder der mentale Fluß von Tatsachen:
Zur Reliabilität retrospektiv erhobener biographischer Ereignisse
von ***Elke Middendorff*** 58

Multiple imputation in an international database of social science surveys
by ***Nicholas T. Longford*** 72

An assessment of the difficulty of questions used in the ISSP-questionnaires, the clarity of their wording, and the comparability of the responses
by ***Johannes van der Zouwen*** 96

Auf der Suche nach Besinnung, Sport und Spaß?
Neue Daten zu Freizeitgestaltungen in Deutschland
von ***Michael Terwey*** 115

Berichte aus dem Archiv

Der neue kumulierte ALLBUS 1980-98:
Vorgestellt mit einem Analysebeispiel zur Furcht vor Arbeitslosigkeit und zur Datengewichtung
von ***Michael Terwey*** 143

„Familiensurvey 1988-1995“ auf CD-ROM
von ***Walter Bien***, ***Donald Bender***, ***Hartmut Mittag*** und ***Evelyn Brislinger*** 154

Aktuelle Fragen der Innenpolitik 1984 bis 1995: Neue Kumulation im Zentralarchiv
von ***Monika Langhans*** 158

EU research grants in comparative social research available announcements from the ZA-EUROLAB
by ***Reiner Mauer*** 160

Fifth international conference on social science methodology of the Research Committee on logic and methodology (RC33) of the International Sociological Association (ISA) . 163

Analysis of categorical data and discrete choices.
30th Spring Seminar at the Zentralarchiv 168

ZHSF-Herbstseminar 2000. Methoden der Historischen Sozialforschung 172

Das Zentralarchiv auf dem Kongreß der DGS in Köln 174

ZA – QBase: Online Recherche in Codebüchern und Originalfragebögen
von ***Uwe Jensen*** 175

50 Jahre empirische Wahlforschung in Deutschland..... 178

Mitteilungen

In Memoriam
Zum Tod von ***Rolf Fröhner, Walter Nutz*** und ***Alphons Silbermann***
von ***Ekkehard Mochmann*** 179

Fünf neue Mitgliedsinstitute des ADM im Jahr 1999 181

A prize for a doctoral thesis 182

European Consortium for Communication Research (ECCR) 183

Buchhinweise

Elections in central and eastern Europe: the first wave.
Klingemann, H.-D.; ***Mochmann, E.***; ***Newton, K.*** (eds.)
Review by ***Brigitte Hausstein*** 184

Elections in Russia, 1993-1996: analyses, documents and data.
Gel'man, ***Vladimir***; ***Golosov***, ***Grigorii V.*** (eds.). Series: founding elections in eastern Europe.
Klingemann, H.-D and ***Taylor, Ch. L.*** (General Editors)
Review by ***Brigitte Hausstein*** 185

Religion und Geschlechterverhältnis.
Ingrid Lukatis, ***Regina Sommer*** und ***Christof Wolf*** (Hrsg.)
Ein Buchhinweis von ***U-Seok Seo*** 187

Machen wir doch einen Fragebogen.
Sabine Kirchhoff, ***Sonja Kuhnt***, ***Peter Lipp***, ***Siegfried Schlawin*** 192

Bei Beiträgen, die nicht von Mitarbeitern des Zentralarchivs verfaßt wurden, ist die Anschrift der Autoren beim jeweiligen Artikel angegeben. Die Inhalte der Beiträge entsprechen der Meinung der Autoren und geben nicht unbedingt die Ansicht der Redaktion wieder. Alle inhaltlichen Beiträge sind Gegenstand einer Beurteilung durch externe Gutachter.

Mitteilungen der Redaktion

Die Validität von Umfragedaten ist Schwerpunkt dieser ZA-Information. ***Michael Meyen*** untersucht den Erkenntniswert von Umfragen der 50er Jahre vom Standpunkt eines Historikers aus. Umfragen zur Glaubwürdigkeit der Medien würdigt er durch Hinzuziehen weiterer Quellen.

Missing values regen immer wieder zum Nachdenken darüber an, was man mit den ‚unvollständigen' Werten anstellen soll. Während auf der einen Seite eine inhaltliche Interpretation von Antwortverweigerung gefordert wird, gibt es andererseits Versuche, fehlende Werte zu ersetzen, um eine drastische Reduktion des Samples, z.B. durch Ausschluß unbesetzter Skalenitems, zu vermeiden. ***Nick Longford*** beschreibt ein Verfahren zum Einsatz geschätzter Werte.

Die Kunst, Fragen zu stellen, ist seit ***Payne***, *The Art of asking question* (1951), ein bleibender Streitpunkt. ***Hans Zouwen*** mahnt zum präzisen Umgang mit der Frageformulierung und dies insbesondere bei international vergleichenden Untersuchungen.

Daß es beim Ermitteln von Meinungen und Einstellungen Validitätsprobleme gibt, ist ein altbekanntes Thema. Dagegen sollten Faktfragen doch exakt ermittelbar sein – denkt man. ***Elke Middendorff*** zeigt an einer Panelstudie, daß sich Tatsachen, rückwirkend betrachtet, in der Erinnerung des Befragten verändern können.

Was dem Befragten unterläuft, wenn er Politikernamen zu erinnern glaubt, hinter denen sich tatsächlich keine politisch tätigen Personen verbergen, fragt sich ***Karl-Heinz Reuband***. Er zeigt, daß fiktive Politiker beachtliche Bekanntheitsgrade erreichen können, die bei politisch interessierten Befragten sogar höher ausfallen.

Markus Klein und ***Dieter Ohr*** greifen ein inhaltliches Wahlthema auf. Die letzte Bundestagswahl hat gezeigt, daß nicht nur politische Aussagen bei Wahlen von Bedeutung sind, sondern auch die Inszenierung der Kandidaten mit allen Mitteln, die die Medien hergeben. Sie fragen, welche Bedeutung die physische Attraktion des Politiker unter diesen Bedingungen hat und stellen auch fest, daß zu dieser neuen Fragestellung Vergleichsdaten aus früheren Zeiten fehlen.

Michael Terwey präsentiert Analysen mit Daten des ALLBUS 1998. Er untersucht verschiedene Indikatoren zum Freizeitverhalten. Exemplarische Analysen zeigen, welche Zusammenhänge zwischen diversen säkularen Freizeitaktivitäten und religiösen bzw. meditativen Präferenzen bestehen.

Franz Bauske

Der Kandidat als Politiker, Mensch und Mann

Ein Instrument zur differenzierten Erfassung von Kandidatenorientierungen und seine Anwendung auf die Analyse des Wählerverhaltens bei der Bundestagswahl 1998

von Markus Klein und Dieter Ohr [1]

Zusammenfassung

In diesem Aufsatz wird ein Instrument zur differenzierten Erfassung von Kandidatenorientierungen vorgestellt, das in der Nachwahlstudie zur Bundestagswahl 1998 zum Einsatz kam. Mit Hilfe dieses Instruments wird gezeigt, daß die Wahlentscheidung bei der Bundestagswahl am 27. September 1998 nicht zuletzt auch durch die Wahrnehmung unpolitischer, persönlicher Eigenschaften der beiden Kanzlerkandidaten ***Helmut Kohl*** *und* ***Gerhard Schröder*** *beeinflußt wurde.*

Abstract

In this article we present an instrument with which orientations towards political candidates can be measured in a differentiated manner. This instrument has been part of the German Post Election Study 1998. Using this instrument, it is shown that voter's choice in September 1998 was in fact influenced by the perception of nonpolitical, personal qualities of both chancellor candidates, i.e. ***Helmut Kohl*** *and* ***Gerhard Schröder****.*

1 Warum spielen Kandidatenorientierungen eine Rolle für die Wahlentscheidung?

Der Wahlkampf zur Bundestagswahl des Jahres 1998 wurde von den meisten Beobachtern in der Wissenschaft und den Medien als in hohem Maße personalisiert und amerikanisiert bezeichnet. Im Vergleich zu früheren Wahlen wurde besonders von Journalisten vielfach

1 Dr. ***Dieter Ohr*** ist Universitätsassistent am Institut für Angewandte Sozialforschung der Universität zu Köln. Zur Zeit ist er auf dieser Stelle beurlaubt, um ein zweijähriges Habilitationsstipendium am Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung wahrzunehmen. ***Markus Klein*** ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Zentralarchiv.

eine neue Qualität der Inszenierung der Kanzlerkandidaten konstatiert (vgl. ***Holtz-Bacha*** 1999). Glanz und Glamour im Stile einer Oscarverleihung attestierten die Moderatoren der wichtigsten Nachrichtensendungen des Fernsehens insbesondere dem Auftritt ***Gerhard Schröders*** auf dem Sonderparteitag der SPD in Leipzig am 17. April 1998 - nicht ohne dabei einen gewissen professionellen Respekt verhehlen zu können. Nun gibt es in der Tat neben solchen Impressionen auch einige systematische empirische Indizien dafür, daß sich der Wahlkampf zur letzten Bundestagswahl durch ein hohes Maß an Personalisierung in den Medien auszeichnete, auch daß Personalisierung im Wahljahr 1998 wohl etwas bedeutsamer war als in vergangenen Wahlkämpfen. So war die TV-Präsenz beider Spitzenkandidaten höher als in den beiden Bundestagswahlen der Jahre 1990 und 1994 (vgl. ***Genz*** 1999). Auch spielten 1998 in der Berichterstattung des Fernsehens über die beiden Kanzlerkandidaten deren persönlichen Qualitäten eine nicht unerhebliche Rolle (***Wirth*** und ***Voigt*** 1999: 150).

Personalisierte Wahlkämpfe hat es freilich auch in den vergangenen Jahrzehnten gegeben. „Auf den Kanzler kommt es an“, so wollte ein Wahlslogan der CDU schon 1969 suggerieren. Auch das Privatleben der Kanzlerkandidaten wurde bereits in früheren Jahren medial dargestellt, durchaus mit strategischem Kalkül (vgl. ***Holtz-Bacha*** 1999: 15). Behauptet wird von den Verfechtern der Thesen zur Personalisierung von Politik folglich nicht, daß die Vermittlung von Politik in früheren Jahrzehnten nicht auch personalisiert gewesen sei. Diagnostiziert wird vielmehr eine Verstärkung und Ausweitung des personalen Elements während der letzten Jahrzehnte. Der Begriff der Personalisierung von Politik umfaßt also langfristige, sich nur allmählich vollziehende Entwicklungen, die gleichwohl zu verschiedenen Zeitpunkten eine unterschiedliche Dynamik gewinnen können (vgl. ***Klein*** und ***Ohr*** 2000a, 2000b; ***Schulz*** u.a. 2000). Zu dieser Entwicklung hin zur stärkeren Personalisierung von Politik hat die Durchsetzung des Fernsehens ganz entscheidend beigetragen (vgl. ***Keeter*** 1987).

Für das Wahlverhalten dürften die Personalisierung und „Medialisierung“ (***Schulz*** u.a. 2000) von Politik eine Reihe von Implikationen haben. So ist zu erwarten, daß die Kanzlerkandidaten in den letzten Jahrzehnten im Kalkül der Wähler an Gewicht gewonnen haben. Vor dem Hintergrund mehr und mehr kandidatenzentrierter Wahlkämpfe dürften die Wähler zunehmend die politischen wie auch die persönlichen Qualitäten der Kanzlerkandidaten wahrnehmen, bewerten und in ihre Wahlentscheidung miteinfließen lassen. In welchem Ausmaß diese Erwartungen tatsächlich zutreffen, kann man indes nur schwer einschätzen, nicht zuletzt deswegen, weil längsschnittlich angelegte Studien in der Vergangenheit nur auf relativ globale und grobe Meßinstrumente für Kandidatenorientierungen zurückgreifen konnten (***Klingemann*** und ***Taylor*** 1977; ***Norpoth*** 1977; ***Jagodzinski*** und ***Kühnel*** 1990; ***Ohr*** 2000). Ob sich die Bedeutung insbesondere *spezifischer* Aspekte der

Wahrnehmung politischer Kandidaten für die Wahlentscheidung während der letzten Jahrzehnte *verändert* hat, läßt sich mangels verfügbarer Daten überhaupt nicht mehr feststellen.

Wenn die skizzierten Veränderungen im Wählerverhalten tatsächlich eingetreten sind, so müßte aber bei gegenwärtigen Wahlen die Wahrnehmung und Bewertung der Kanzlerkandidaten eine gewichtige Rolle für die Wahlentscheidung spielen. Speziell für die Bundestagswahl des Jahres 1998 haben die meisten Beobachter das ‚Medienphänomen ***Schröder***' als einen maßgeblichen Grund für den Wahlsieg der SPD identifiziert. Läßt sich nun für die Bundestagswahl vom 27. September 1998 ein bedeutsamer Einfluß spezieller Kandidateneigenschaften nachweisen? Und gibt es dabei bestimmte Eigenschaften der Kandidaten, die als besonders relevant gelten können? Dies sind die Forschungsfragen unseres Beitrags.

Nach dem in der Wahlforschung dominierenden *sozialpsychologischen Erklärungsansatz* (***Campbell*** u.a. 1954, 1960) sind drei Größen maßgeblich für die Wahlentscheidung: erstens eine langfristig-stabile, affektuell gefärbte Parteibindung, die sogenannte Parteiidentifikation, zweitens die Orientierung an politischen Sachfragen, die sogenannten Issueorientierungen, sowie drittens die Orientierung an den Eigenschaften politischer Kandidaten. Besonders gut begründen läßt sich der Stellenwert der Kandidatenorientierungen aber aus der Perspektive *rationalen Wählens.* Kandidatenorientierungen erfüllen in dieser Sichtweise gleich zwei Bedingungen: Zum einen stehen sie in einer plausiblen Beziehung zum Ergebnis von Politik, welches in der strengen Sicht politischer Rationalität (vgl. ***Downs*** 1957) das einzige Kriterium für den Wähler darstellt. Politische Entscheidungen sind nicht allein das Ergebnis abstrakter Apparate, sondern werden letztlich von Menschen getroffen. Insofern spielen gerade in einem Ansatz rationaler Wahlentscheidung die Eigenschaften politischer Kandidaten eine wichtige Rolle. Zum anderen können Informationen über die Eigenschaften politischer Kandidaten im Regelfall mit relativ geringen Kosten erworben werden; dies um so leichter, je stärker die politische Berichterstattung in den Massenmedien auf die Spitzenkandidaten fokussiert. Bei politischen Sachfragen ist es meist schwieriger, Informationen zu erwerben und zu verarbeiten, auch wenn es darum geht, die diesbezügliche Lösungskompetenz von Parteien einzuschätzen. Kandidateneigenschaften können so als „information shortcuts" dienen (***Popkin*** 1991; vgl. zum Umgang mit Informationskosten grundlegend ***Downs*** 1957: 220-259). Man weiß vielleicht nicht sehr viel über die Parteien, schließt aber von den Spitzenpolitikern auf diese. Die Orientierung an politischen Kandidaten bei der Wahlentscheidung kann dem Wähler dabei helfen, „... mit einer politischen Überkomplexität umzugehen" (***Lass*** 1995: 13). Welche Dimensionen der Kandidatenorientierungen sind es nun aber, die vornehmlich auf die Wahlentscheidung einwirken? Wir unterscheiden zunächst zwei Klassen, nämlich politische oder rollenrelevante Merkmale einerseits und persönliche oder rollenferne Merkmale andererseits (***Lass*** 1995; ***Klein*** und ***Ohr*** 2000a, 2000b).

Unter den politischen, rollenrelevanten Merkmalen scheinen uns drei Teildimensionen von Bedeutung zu sein: Ein Kanzlerkandidat muß erstens *Managerqualitäten* besitzen, er muß zweitens in der Lage sein, die zentralen *Probleme des Landes lösen* zu können, und er sollte drittens ein guter *Repräsentant seiner Partei* sein. Unter den persönlichen, rollenfernen Merkmalen ist die *Integrität* eines Kandidaten mit am wichtigsten. Sie ist entscheidend, um zu beurteilen, wie ein Politiker sich in zukünftigen Situationen verhalten wird – in solchen Situationen, die ein Wähler zum Zeitpunkt der Wahlentscheidung noch gar nicht antizipieren kann. Da die Unsicherheit über zukünftige Entwicklungen ein Wesensmerkmal von Politik ist, dürfte der *Kandidat als Vertrauensmann* eine wichtige Bestimmungsgröße der Wahlentscheidung sein. Jeder Mensch ist in Alltagssituationen darin geübt, seine Mitmenschen einzuschätzen. Wir vermuten deshalb, daß sich die meisten Wähler zunächst an der allgemeinmenschlichen Integrität orientieren und von dieser auf die politische Vertrauenswürdigkeit schließen. Nicht nur die allgemeinmenschliche Integrität dürfte durch die moderne Kommunikationslandschaft stärker in das Blickfeld der Wähler gerückt worden sein, sondern auch der *Kandidat als Mensch* im engeren Sinne: Durch die Fokussierung des Fernsehens auf das visuell Darstellbare könnte die *physische Attraktivität* politischer Kandidaten an Bedeutung gewonnen haben - gegenüber vergangenen Jahrzehnten, in denen die Tageszeitung und das persönliche Gespräch weit wichtiger für die politische Information waren. Empirische Studien für den amerikanischen Kontext unterstreichen die Relevanz des Aussehens von Spitzenkandidaten nachdrücklich (vgl. dazu ***Rosenberg*** u.a. 1986; ***Rosenberg*** und ***McCafferty*** 1987). Wir erwarten deshalb auch einen Einfluß der wahrgenommenen physischen Attraktivität auf die Wahlentscheidung. Zuletzt scheint uns ein weiterer nichtpolitischer Aspekt der Bewertung des Kandidaten als Menschen relevant, nämlich das medial inszenierte *Privatleben von Politikern*. Wie bei der allgemeinmenschlichen und der politischen Integrität nehmen wir an, daß die Wähler vom Privatleben eines Politikers Schlüsse auf sein Verhalten in der politischen Sphäre ziehen (vgl. zur theoretischen Begründung aller Teildimensionen ausführlich ***Klein*** und ***Ohr*** 2000a, 2000b).

Politische Kandidaten werden also nach unserem Verständnis auf verschiedene Weisen wahrgenommen und bewertet: in ihrer Rolle als Politiker, aber auch als Mensch und womöglich sogar in ihrer Geschlechterrolle als Mann bzw. als Frau. Dieser differenzierten Sicht müssen dann auch die Meßinstrumente Rechnung tragen, wenn man das Entscheidungsverhalten der Wähler vollständig erfassen will. Welche Meßinstrumente diesbezüglich bisher in der empirischen Wahlforschung eingesetzt wurden, wollen wir im nächsten Abschnitt kurz erörtern. Daran anschließend werden wir ein neues Meßinstrument für Kandidatenorientierungen vorstellen, das uns geeignet erscheint, eine realistische Abbildung des Spektrums an Kandidateneigenschaften zu leisten. Empirische Analysen mit diesem Instrument werden im dritten Abschnitt dargestellt. Dabei wird es zentral darum gehen, welchen Beitrag die einzelnen Bewertungsdimensionen zur Erklärung des Wahlverhaltens bei der Bundestagswahl 1998 leisten.

2 Meßinstrumente für Kandidatenorientierungen

In den deutschen Wahlstudien liegen seit Anfang der sechziger Jahre durchgehende Messungen *globaler Kandidatenorientierungen* vor, so etwa die Frage nach der Kanzlerpräferenz oder die Skalometerfrage zu den Spitzenpolitikern.[2] Der Zusammenhang beider Indikatoren mit der Wahlentscheidung ist sehr eng. Aufgrund der unspezifischen Frageformulierung bei beiden Instrumenten ist es aber völlig unmöglich, anzugeben, welche Anteile an dem ermittelten Zusammenhang auf die Parteizugehörigkeit des Kandidaten und welche Anteile auf die verschiedenen Arten von Kandidateneigenschaften zurückgehen. Bereits seit Anfang der sechziger Jahre wird in Wahlstudien darum immer wieder auch nach *spezifischen Eigenschaften* gefragt. Der Fokus lag dabei in den frühen Wahlstudien häufig auf aktuellen Politikproblemen und der Befähigung der Kandidaten, mit diesen Problemen umzugehen. Seit etwa Anfang der siebziger Jahre ging man dazu über, verstärkt auch Indikatoren für die verschiedenen theoretisch vermuteten Dimensionen der Kandidatenbeurteilung zu erfragen. Dabei wurden zunächst häufig semantische Differentiale eingesetzt (vgl. z.B. ***Eltermann*** 1978, 1980), während später dann in erster Linie einzelne Eigenschaften bewertet werden sollten.[3] Ein Standardinstrument für die differenzierte Erfassung politischer und persönlicher Kandidateneigenschaften existiert in der empirischen Wahlforschung aber bislang noch nicht (***Kaase*** 1994: 221). Unter Beteiligung der Autoren wurde deshalb für unsere Analysezwecke am *Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung* (ZA) ein Erhebungsinstrument entwickelt, das in die Nachwahlstudie zur Bundestagswahl 1998 eingeschaltet wurde (vgl. Tabelle 1). Wir haben uns dabei für die geschlossene Abfrage einer Reihe von Items entschieden, wiewohl offene Fragen bei der Erfassung von Kandidatenorientierungen durchaus eine Tradition besitzen (vgl. ***Wattenberg*** 1991; ***Lass*** 1995). Ein wesentliches Kriterium für unsere Entscheidung war, daß geschlossene Fragen bessere Voraussetzungen für die Anwendung multivariater statistischer Analyseverfahren bieten. Zwar können die Befragten bei offenen Fragen im Rahmen ihres eigenen Referenzsystems antworten, ohne sich in einem vom Forscher vorstrukturierten Raster bewegen zu müssen. Doch haben sich die in der theoretischen Diskussion unterschiedenen Dimensionen der Kandidatenbewertung in der Vergangenheit mit großer Regelmäßigkeit auch bei der Auswertung offener Fragen gezeigt (vgl. z.B. ***Miller*** u.a. 1986 sowie ***Brettschneider*** 1998a). Insoweit dürften wir die wesentlichen Momente der Kandidatenbeurteilung abgedeckt haben.

---

2 Die Frage zur Kanzlerpräferenz lautet im Politbarometer 1998: „Wen hätten Sie lieber als Bundeskanzler, Helmut Kohl oder Gerhard Schröder?“, die Skalometerfrage: „Bitte sagen Sie mir wieder mit dem Thermometer von plus 5 bis minus 5, was Sie von einigen führenden Politikern halten. +5 bedeutet, daß Sie sehr viel von der Partei/dem Politiker halten; -5 bedeutet, daß Sie überhaupt nichts von ihm halten. ... Was halten Sie von ....“ (ZA-Studien-Nr. 3160).

3 Im Politbarometer 1998 werden die folgenden Operationalisierungen verwendet: „Und wer ist/kann Ihrer Meinung nach ...? glaubwürdiger, tatkräftiger, sympathischer, verantwortungsbewußter, ehrlicher, ein Siegertyp, eher die zukünftigen Probleme Deutschlands lösen“ (ZA-Studien-Nr. 3160)

Zur Operationalisierung der von uns theoretisch unterschiedenen Dimensionen der Kandidatenevaluation haben wir eine Reihe von Items entwickelt (vgl. Tabelle 1). Für die Dimension der Problemlösungskompetenz haben wir dabei auf zwei von Frank ***Brettschneider*** und Angelika ***Vetter*** vorgestellte Items zurückgegriffen (vgl. ***Brettschneider*** 1998a,b; ***Vetter*** und ***Brettschneider*** 1998). Für die anderen Dimensionen wurden eigene Items formuliert. Dabei lag ein besonderer Schwerpunkt auf der Messung solcher persönlichen Kandidateneigenschaften wie der physischen Attraktivität und dem Privatleben, wurden diese Eigenschaften doch bislang noch in keiner Wahlstudie erfaßt. Hinsichtlich der konkreten Art der Datenerhebung standen zwei Arten der Skalierung zur Verfügung: *absolute* und *differentielle*. Bei der *absoluten* Skalierung wird hinsichtlich jeder erhobenen Eigenschaft gefragt, inwieweit diese auf die verschiedenen Kandidaten zutrifft. Bei der *differentiellen* Skalierung hingegen muß sich der Befragte entscheiden, auf welchen Kandidaten eine bestimmte Eigenschaft eher zutrifft.[4] Da die Meßwerte *differentieller* Skalierungsverfahren nur im Rahmen eines konkreten Kandidatenvergleichs interpretiert werden können, was insbesondere ihre intertemporale Vergleichbarkeit einschränkt, haben wir uns für eine absolute Skalierung entschieden. Die Befragten sollen dabei auf einer 5-stufigen Likert-Skala angeben, inwieweit die verschiedenen untersuchten Persönlichkeitseigenschaften auf die beiden Kandidaten ***Gerhard Schröder*** und ***Helmut Kohl*** zutreffen.

Die Nachwahlstudie zur Bundestagswahl 1998[5], in der dieses Instrument enthalten war, wurde zwischen dem 28. September und dem 17. Oktober 1998 von FORSA mittels computergestützter Telefoninterviews (CATI) durchgeführt. Die Grundgesamtheit der Studie bildeten alle in Privathaushalten lebenden deutschsprachigen Personen in der Bundesrepublik Deutschland, die bei der Bundestagswahl 1998 wahlberechtigt waren. Die Auswahlgesamtheit bildeten alle Personen der Grundgesamtheit mit Telefon (Festnetz) im Haushalt.[6]

4 ***Vetter*** und ***Brettschneider*** (1998) bezeichnen die zweite Art der Datenerhebung fälschlicherweise als *Ranking*. Ein Ranking-Verfahren würde aber nur dann vorliegen, wenn für jeden Kandidaten die verschiedenen untersuchten Eigenschaften dergestalt in eine Reihenfolge gebracht werden müßten, daß die zuoberst stehende Eigenschaft am ehesten auf den Kandidaten zutrifft und die anderen Eigenschaften nach Maßgabe ihrer Angemessenheit zur Beschreibung des Kandidaten folgen. Die von ***Vetter*** und ***Brettschneider*** angeführten Nachteile einer differentiellen Skalierung (1998: 94) sind daher teilweise unter falschen Vorzeichen abgeleitet. So besteht insbesondere kein Grund zu der Annahme, daß differentielle Messungen die Bestimmung der Dimensionalität der Kandidatenwahrnehmung erschweren.

5 Die Nachwahlstudie 1998 (ZA-Studien-Nr. 3073) wurde im Rahmen der Deutschen Nationalen Wahlstudie (DNW) als deutscher Teil der Comparative Study of Electoral Systems (CSES) durchgeführt und ist ein Gemeinschaftsprojekt des Mannheimer Zentrums für Europäische Sozialforschung (MZES), des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung (WZB), des Zentralarchivs für Empirische Sozialforschung an der Universität zu Köln (ZA) sowie des Zentrums für Umfragen, Methoden und Analysen in Mannheim (ZUMA).

6 Zu Details der Stichprobe und der Stichprobenziehung vgl. ***Klein*** und ***Ohr*** (2000a).

Tab. 1: Ein Meßinstrument zur Operationalisierung der Wahrnehmung politischer und persönlicher Kandidateneigenschaften

Bei der letzten Bundestagswahl gab es mit Helmut Kohl und Gerhard Schröder zwei Kandidaten für das Amt des Bundeskanzlers. Ich lese Ihnen nun einige Eigenschaften vor. Sagen Sie mir bitte auf einer Skala von 1 bis 5, wie stark die Eigenschaften auf Helmut Kohl bzw. Gerhard Schröder zutreffen.

1 bedeutet, daß eine Eigenschaft überhaupt nicht auf den Politiker zutrifft;
5 bedeutet, daß eine Eigenschaft voll und ganz auf den Politiker zutrifft.

Mit den Werten dazwischen können Sie ihre Meinung abstufen.

I. Politische Merkmale

1. Der Kandidat als Parteirepräsentant

Er liegt voll auf der Linie seiner Partei

Er hat innerhalb seiner Partei eine starke Stellung

2. Der Kandidat als Manager der Regierungsgeschäfte

Er ist durchsetzungsfähig

Er kann unterschiedliche Interessen zum Ausgleich bringen

3. Der Kandidat als Problemlöser

Er hat ein gutes Konzept um die Wirtschaft wieder anzukurbeln

Er hat ein gutes Konzept zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit

II. Persönliche Merkmale

1. Der Kandidat als Vertrauensmann

Er ist ein vertrauenswürdiger Mensch

Er denkt an das Wohl seiner Mitmenschen

2. Der Kandidat als Mensch

Er hat sein Privatleben im Griff

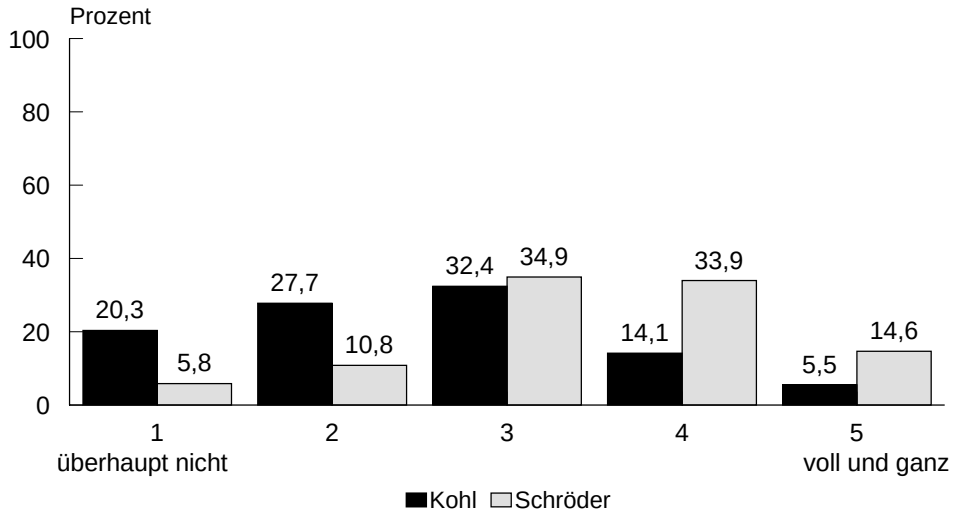
Er ist attraktiv

3 Empirische Befunde

3.1 Zur Wahrnehmung der beiden Kanzlerkandidaten in der deutschen Bevölkerung

Ein Kanzlerkandidat ist zuallererst Politiker und wird deswegen auch zuerst daran gemessen, wie weit er in der Lage ist, die zentralen Probleme eines Landes zu lösen. Das Problem, das speziell in Deutschland aber auch in anderen westlichen Industriestaaten als vordringlichstes angesehen wird, ist das der Arbeitslosigkeit. Inwiefern traute man nun den beiden Spitzenkandidaten bei der Bundestagswahl 1998, ***Helmut Kohl*** und ***Gerhard Schröder***, zu, ein taugliches Konzept zur Lösung dieses Problems vorlegen zu können? Abbildung 1 gibt die Häufigkeitsverteilungen für beide Kandidaten wieder. Die beiden Verteilungen in Abbildung 1 sprechen eine sehr klare Sprache. ***Gerhard Schröder*** wird als weit kompetenter eingestuft, die Arbeitslosigkeit wirksam bekämpfen zu können. Ihm bescheinigt fast die Hälfte der befragten Personen, ein gutes Konzept gegen die Arbeitslosigkeit zu haben (Ausprägungen 4 und 5). Bei ***Helmut Kohl*** dagegen sehen nicht einmal 20 Prozent ein wirksames Konzept. Im Hinblick auf die zugeschriebene wirtschaftliche Kompetenz - der in den meisten vergangenen Bundestagswahlen zentralen *politischen* Bewertungsdimension - ergibt sich also ein klares Plus für den sozialdemokratischen Herausforderer.

Abbildung 1: „Er hat ein gutes Konzept gegen die Arbeitslosigkeit“

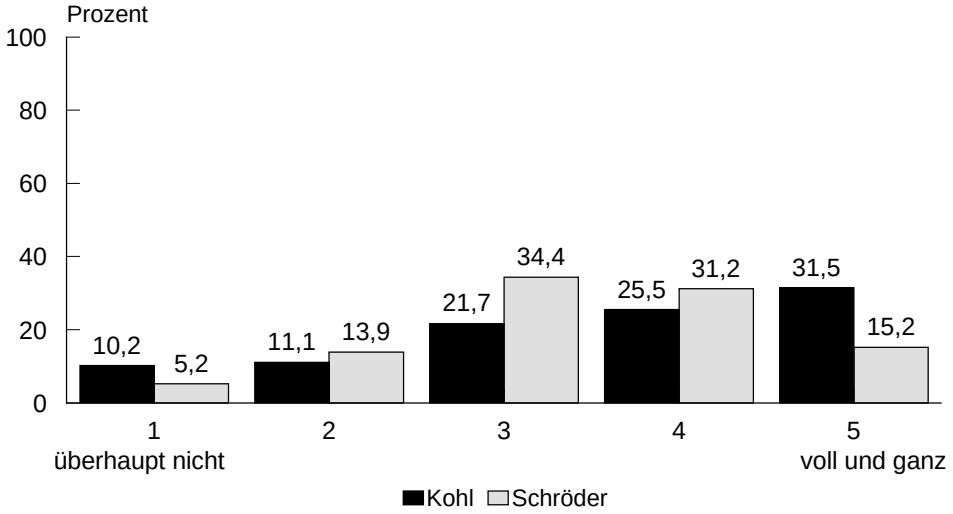


Daten: Deutsche Nachwahlstudie 1998, CSES (Gewichtung nach Soziodemographie und Recall).

Man kann die unterschiedlichen Dimensionen der Kandidatenbewertung auf einem Kontinuum anordnen (***Gabriel*** und ***Vetter*** 1998: 517). An dessen einem Ende finden sich diejenigen Eigenschaften, die sich unmittelbar auf die politische Leistung beziehen, also etwa die wirtschaftliche Problemlösungskompetenz. Am anderen Ende wären genuin nichtpoli-

tische Eigenschaften zu verorten, etwa das Aussehen eines Politikers oder sein Privatleben. Unter den Eigenschaften, die nicht eindeutig als politisch oder unpolitisch zu klassifizieren sind, ist die *Vertrauenswürdigkeit* von großer Bedeutung. Einem Politiker, den man menschlich als vertrauenswürdig wahrnimmt, wird man eher die Regierungsgeschäfte an*vertrauen* wollen als einem weniger integren Konkurrenten (vgl. dazu ausführlich ***Klein*** und ***Ohr*** 2000a, 200b). Speziell bei der Vertrauenswürdigkeit sind also beide Aspekte angesprochen, der Kandidat als Politiker und der Kandidat als Mensch (vgl. Abbildung 2).

Abbildung 2: „Er ist ein vertrauenswürdiger Mensch“



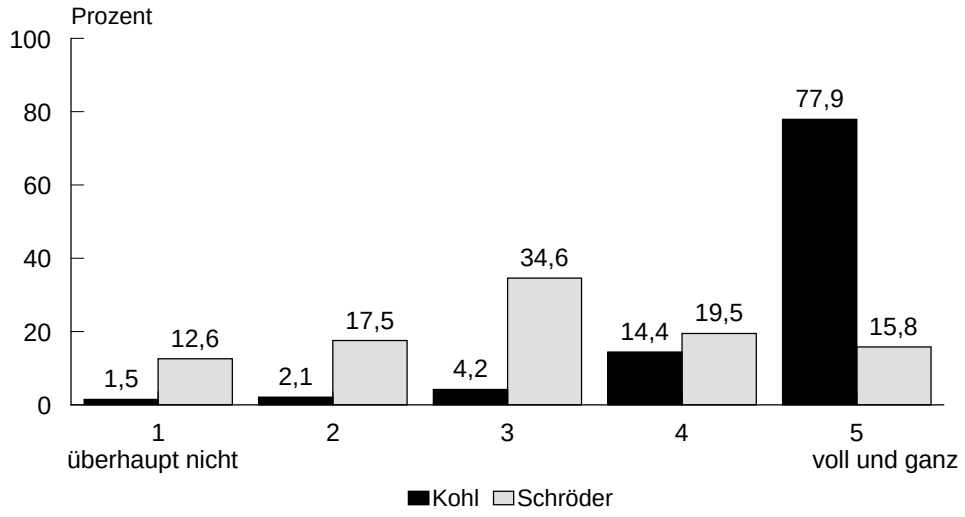
Daten: Deutsche Nachwahlstudie 1998, CSES (Gewichtung nach Soziodemographie und Recall).

Insgesamt, über die gesamte Skala betrachtet, scheinen sich die Bewertungen für beide Politiker die Waage zu halten. Bei der extrem positiven Ausprägung ergibt sich jedoch ein deutlicher Vorteil für ***Helmut Kohl***: Nur rund 15 Prozent der Befragten halten ***Gerhard Schröder*** “voll und ganz“ für menschlich vertrauenswürdig. Bei ***Helmut Kohl*** sind dies doppelt so viele. Dem entspricht, daß bei ***Schröder*** etwas über ein Drittel der befragten Personen die mittlere Skalenposition wählt. Zumindest bei einem Teil dieser Befragten mag dies eine gewisse Unsicherheit über die Vertrauenswürdigkeit des Herausforderers anzeigen: Man hat sich noch kein abschließendes Urteil gebildet und wählt in der Befragungssituation die Mitte der Skala. Der Großteil der Befragten verfügt indes über klare Einschätzungen sowohl zur politischen Performanz wie zur Integrität beider Kanzlerkandidaten. Dies belegen die sehr geringen Anteile, die auf die „weiß nicht“-Kategorie entfallen (vgl. dazu ***Klein*** und ***Ohr*** 2000a).

Daß dieses auch für solche Eigenschaften gilt, die eindeutig dem Politiker als Menschen zuzurechnen sind, ist nicht selbstverständlich. Denn obwohl besonders die politische Berichterstattung im Fernsehen mehr und mehr die persönlichen Eigenschaften von Politikern ins Bild rückt, bezieht sich das Gros der massenmedialen Informationen nach wie vor auf

die politischen Qualitäten. Würden nun die Wähler etwa über das Privatleben der beiden Spitzenkandidaten überhaupt keine Informationen besitzen, so wäre die Verbindung zur Wahlentscheidung von vornherein hinfällig. Dem ist freilich nicht so: Knapp 90 Prozent der Befragten geben ein explizites Urteil über das Privatleben der beiden Politiker ab, etwas mehr als 90 Prozent bewerten die physische Attraktivität von ***Helmut Kohl*** und ***Gerhard Schröder***. Abbildung 3 zeigt darüber hinaus, daß das *Privatleben* der beiden Kandidaten sehr unterschiedlich wahrgenommen und bewertet wurde. Während mehr als drei Viertel der Befragten angaben, ***Helmut Kohl*** habe sein Privatleben „voll und ganz“ im Griff und gegenteilige Einschätzungen praktisch nicht existieren, ist das Bild für ***Gerhard Schröder*** ein vollständig anderes. Im Gegensatz zu der sehr homogenen Verteilung bei ***Helmut Kohl*** ist das Muster bei ***Schröder*** ausgesprochen heterogen. Zwar attestiert letzterem immerhin etwas über ein Drittel der Wähler, er habe sein Privatleben im Griff, der gegenteiligen Meinung sind aber ebenfalls rund 30 Prozent. Es hat den Anschein, daß die recht intensive Berichterstattung vor allem der Boulevardpresse und der privaten TV-Anstalten über die Ehescheidung ***Gerhard Schröders*** und den zum Teil öffentlich ausgetragenen ‚Rosenkrieg‘ in den Monaten vor der Wahl eine nachhaltige Wirkung entfaltet hat.

Abbildung 3: "Er hat sein Privatleben im Griff"

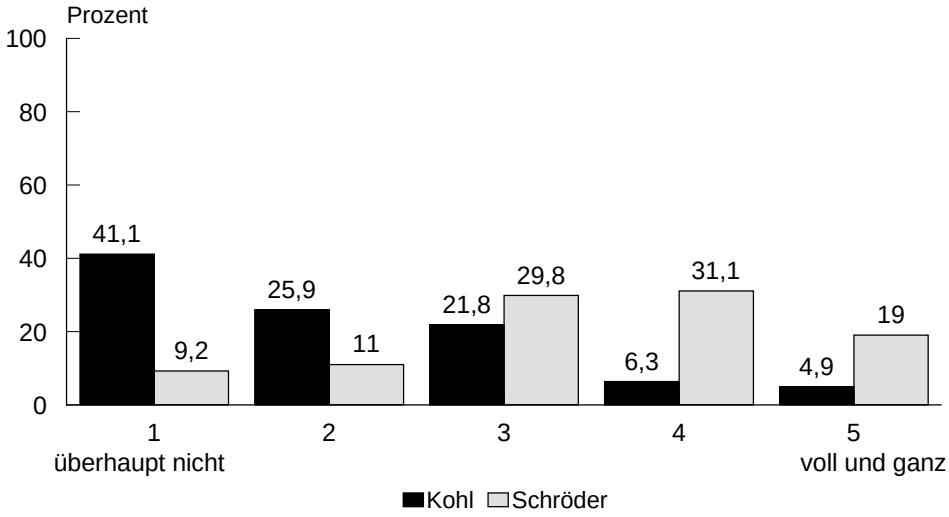


Daten: Deutsche Nachwahlstudie 1998, CSES (Gewichtung nach Soziodemographie und Recall).

Liegt bei dem Privatleben eines Politikers der Akzent bereits eindeutig auf dem Menschen, so wird durch die wahrgenommene *physische Attraktivität* noch einmal ein Teilaspekt in besonderer Weise herausgehoben, nämlich die Geschlechterrolle: Ein (männlicher) Kandidat wird nicht allein als Politiker mit seinen politischen oder als Mensch mit seinen charakterlichen Qualitäten wahrgenommen. Er wird auch als Mann nach seiner physischen Attraktivität beurteilt. Physische Attraktivität in all ihren Facetten, vom Aussehen bis zum Bewegungsverhalten, prägt die Bewertung von Menschen in den allermeisten Alltagssitua-

tionen. Daß dieser Mechanismus auch bei der Beurteilung von Politikern relevant ist, zeigen die experimentellen Studien von ***Frey*** (1999) in eindrucksvoller Weise. Soll nun die physische Attraktivität von Kandidaten im konkreten Fall auch einen gewissen Einfluß auf das Wahlergebnis ausüben, müssen unterschiedliche Bewertungen im Elektorat vorliegen. Wie Abbildung 4 bestätigt, sahen die Wähler ganz deutliche Unterschiede in der physischen Attraktivität zwischen ***Helmut Kohl*** und ***Gerhard Schröder***. Rund zwei Drittel der Wähler (Ausprägungen 1 und 2) halten ***Kohl*** nicht oder nur in geringem Maße für attraktiv. Fast spiegelbildlich ist das Bewertungsmuster bei ***Gerhard Schröder***: Die Hälfte der deutschen Wähler stimmt der Aussage „Er ist attraktiv“ weitgehend oder voll und ganz zu.

Abbildung 4: „Er ist attraktiv“

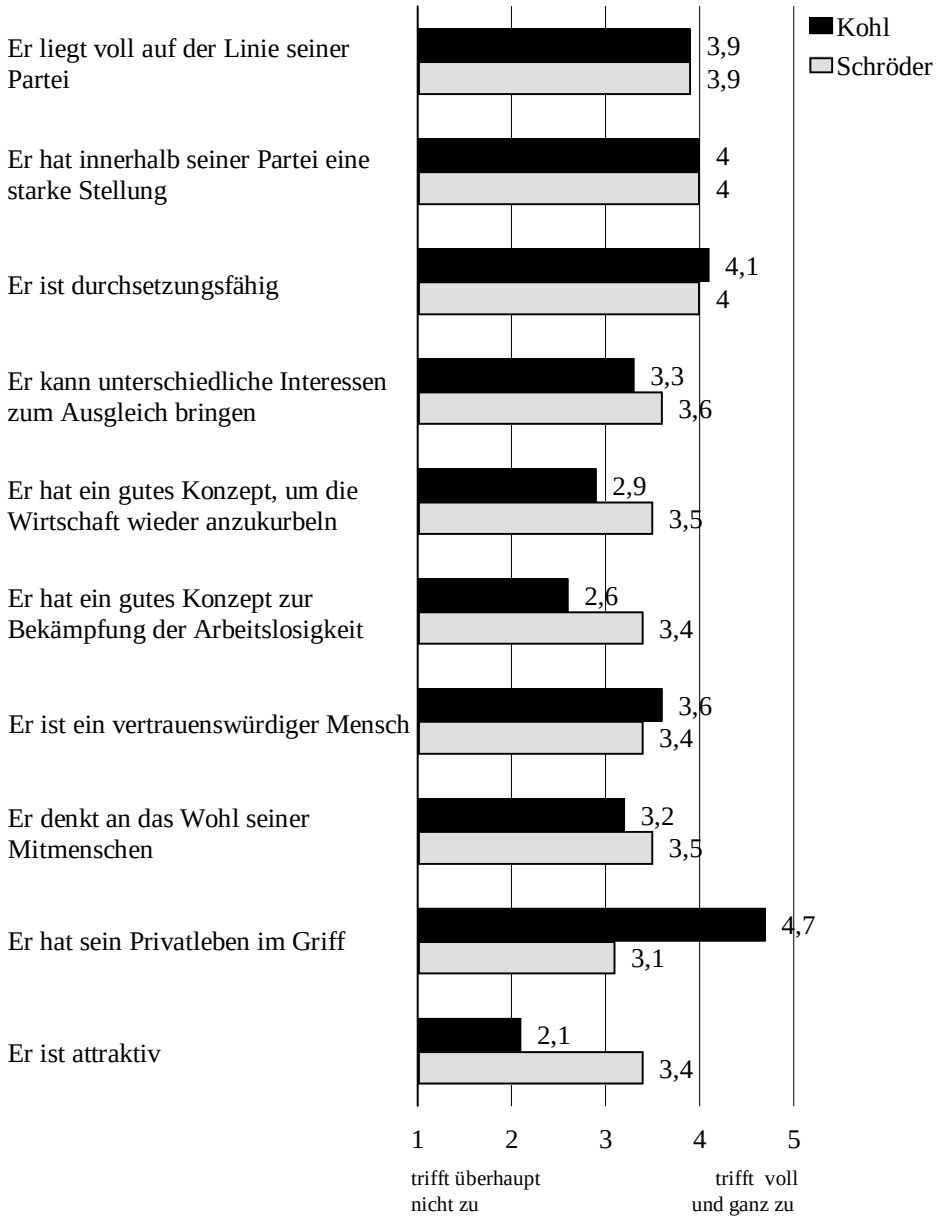


Daten: Deutsche Nachwahlstudie 1998, CSES (Gewichtung nach Soziodemographie und Recall).

Die bislang betrachteten Kandidateneigenschaften repräsentieren die sicherlich markantesten Beispiele aus dem gesamten Spektrum der von uns erfragten Bewertungen. Für sämtliche Frageinstrumente zur Erfassung der subjektiven Wahrnehmung der beiden Kanzlerkandidaten sind in Abbildung 5 die arithmetischen Mittel dargestellt. Betrachtet man die Differenzen zwischen den Mittelwerten der Urteile, so zeigt sich, daß die größten Unterschiede bei den im engeren Sinne unpolitischen Kandidateneigenschaften wahrgenommen werden: ***Helmut Kohl*** erzielt bei der Formulierung „Er hat sein Privatleben im Griff“ einen durchschnittlichen Wert von 4,7 auf der von 1 (trifft überhaupt nicht zu) bis 5 (trifft voll und ganz zu) reichenden Skala. ***Gerhard Schröder*** hingegen kommt nur auf einen Wert von 3,1. Bei der perzipierten physischen Attraktivität ist es umgekehrt. Hier erzielt ***Gerhard Schröder*** einen mittleren Wert von 3,4, und ***Kohl*** nur von 2,1. Die nächstgrößten Unterschiede bestehen bei der wahrgenommenen Problemlösungskompetenz auf dem Gebiet der Wirtschaft: ***Helmut Kohl*** schneidet hier um 0,6 bzw. 0,8 Skalenpunkte schlechter ab als ***Gerhard Schröder***. ***Gerhard Schröder*** gilt als klar befähigter, die Arbeitslosigkeit wirksam zu bekämpfen und die Wirtschaft anzukurbeln. Eher kleinere Unterschiede lassen

sich im Mittel für die Integritätsdimension sowie die Managerqualitäten konstatieren. Die Bewertungen von ***Kohl*** und ***Schröder*** unterscheiden sich hier um maximal 0,3 Skalenpunkte. Keine Unterschiede zwischen ***Kohl*** und ***Schröder*** nehmen die Befragten im Mittel für deren Stellung in ihrer Partei wahr. Freilich liegt der Anteil der Befragten, der beim Item „Er hat innerhalb seiner Partei eine starke Stellung" den höchsten Skalenwert wählt, bei ***Kohl*** um fast 14 Prozentpunkte höher als bei ***Schröder***.

Abbildung 5: Mittelwerte für spezifische Kandidatenbewertungen



3.2 Empirische Dimensionen der Wahrnehmung der beiden Kandidaten Kohl und Schröder

Die bislang diskutierten Aspekte der Kandidatenevaluation waren rein theoretische Konstrukte. Es stellt sich die Frage, ob die Wählerinnen und Wähler die Kandidaten wirklich derart differenziert wahrnehmen oder ob sie sie nicht vielmehr entlang einer generalisierten Sympathiedimension *ganzheitlich* beurteilen. Möglich wäre auch, daß das zentrale Beurteilungskriterium die Parteizugehörigkeit des Kandidaten darstellt, daß also der Kandidat der „eigenen" Partei bezüglich aller untersuchten Eigenschaften positiv und der Kandidat der „Gegenpartei" bezüglich aller Eigenschaften negativ bewertet wird. Ob die Befragten also wirklich ein derart differenziertes Kriterienraster auf die Kandidaten anwenden, wie wir das mit unserem Instrument zur differenzierten Erfassung von Kandidateneigenschaften tun, ist eine empirisch zu klärende Frage.

Um diese Frage einer Klärung zuzuführen, haben wir eine Reihe von konfirmatorischen Faktorenanalysen durchgeführt, mit dem Ziel, ein möglichst gutes Modell der dimensionalen Struktur der Kandidatenevaluation zu finden. Wir haben dabei für jeden Kandidaten jeweils vier Modelle geschätzt: Ein sog. *Ganzheitlichkeitsmodell*, in dessen Rahmen alle zehn Items auf einer Dimension verortet sind. Dies entspricht der Möglichkeit, daß die Befragten überhaupt nicht zwischen den verschiedenen Aspekten der Kandidatenevaluation zu unterscheiden vermögen. Darüber hinaus haben wir ein zweifaktorielles Modell spezifiziert, das davon ausgeht, daß die Wählerinnen und Wähler nur *politische vs. unpolitische* Kandidateneigenschaften unterscheiden. Im Rahmen dieses Modells laden die sechs Items zur Erfassung rollenrelevanter Eigenschaften auf einer ersten und die vier Items zur Erfassung rollenferner Eigenschaften auf einer zweiten Dimension. Schließlich haben wir außerdem ein differenziertes *5-Faktor-Modell* geschätzt, das die fünf von uns in Anlehnung an ***Lass*** (1995) theoretisch herausgearbeiteten Dimensionen „Der Kandidat als Parteirepräsentant", „Der Kandidat als Manager der Regierungsgeschäfte", „Der Kandidat als Problemlöser", „Der Kandidat als Vertrauensmann" und „Der Kandidat als Mensch" umfaßt. Da schon aus theoretischen Gründen nicht zu erwarten war, daß die beiden Items „Er hat sein Privatleben im Griff" und „Er ist attraktiv" wirklich eine gemeinsame empirische Evaluationsdimension bilden, haben wir außerdem noch ein *6-Faktor-Modell* spezifiziert, in dessen Rahmen die Dimension „Der Kandidat als Mensch" in die beiden Teildimensionen „Attraktivität" und „Privatleben" aufgespalten wurde.

Die Ergebnisse der Modellschätzungen[7] zeigen sowohl bei ***Kohl*** (vgl. Tabelle 2) als auch bei ***Schröder*** (vgl. Tabelle 3), daß das differenzierte *5-Faktor-Modell* den beiden Modellen

7 Die konfirmatorischen Faktorenanalysen wurden mit dem Programm LISREL 8.30 vorgenommen. Zugrunde gelegt wurden polychorische Korrelations- und asymptotische Kovarianzmatrizen, die wiederum mit dem Programm PRELIS 2.30 berechnet wurden.

mit einer geringeren Zahl von Dimensionen deutlich erkennbar überlegen ist. Die Befragten sind also durchaus in der Lage, ein differenziertes Bild der Kanzlerkandidaten zu entwickeln. Gleichzeitig zeigt das *5-Faktor-Modell* sowohl bei ***Kohl*** als auch bei ***Schröder*** eine Anomalie: Zwischen den latenten Dimensionen traten vereinzelt Korrelationen mit einem Wert größer als eins auf, was im Rahmen linearer Strukturgleichungsmodelle auf eine Fehlspezifikation des entsprechenden Modells hindeutet. Die genaue Inspektion der Schätzergebnisse bestätigte unsere bereits vor dem Hintergrund theoretischer Überlegungen angestellte Vermutung, daß mit der „Attraktivität" und dem „Privatleben" im Rahmen des *5-Faktor-Modells* offensichtlich zwei zu heterogene Aspekte der Kandidatenbewertung auf eine Dimension gezwungen worden waren. Im Rahmen des *6-Faktor-Modells* treten dann auch keine unplausiblen Parameterschätzungen mehr auf, auch wenn sich – zumindest im Falle ***Gerhard Schröders*** – die Modellanpassung leicht verschlechtert. Absolut gesehen weist das *6-Faktor-Modell* einen Fit auf, der etwas schlechter ist, als es dem gängigsten Kriterium einer gelungenen Modellanpassung (Root Mean Squared Error of Approximation < 0,05) entsprechen würde. Wir haben allerdings darauf verzichtet, durch das Freisetzen weiterer Parameter (insb. Meßfehlerkorrelationen) die Modellgüte weiter zu verbessern, da für uns der Modell*vergleich* im Vordergrund stand. Wichtig für unseren Argumentationszusammenhang ist vor allem, daß die differenzierten Modelle der Kandidatenevaluation einfachen ein- und zweifaktoriellen Alternativen deutlich überlegen sind, was darauf hindeutet, daß die Wählerinnen und Wähler durchaus differenzierte Vorstellungen von den beiden Kanzlerkandidaten besitzen.

Tab. 2: Unterschiedliche Modelle der Dimensionalität der Kandidatenevaluation von ***Helmut Kohl*** im empirischen Vergleich

	χ^2	df	p	RMSEA	GFI	AGFI
Ganzheitlichkeitsmodell	723,18	35	0,00000	0,105	0,970	0,952
politisch vs. unpolitisch	634,59	34	0,00000	0,100	0,973	0,957
5-Faktor-Modell	263,45	25	0,00000	0,073	0,989	0,976
6-Faktor-Modell	222,16	22	0,00000	0,072	0,991	0,977

Anmerkungen: RMSEA: Root Mean Squared Error of Approximation
GFI: Goodness-of-Fit Index
AGFI: Adjusted Goodness-of-Fit Index

Tab. 3: Unterschiedliche Modelle der Dimensionalität der Kandidatenevaluation von ***Gerhard Schröder*** im empirischen Vergleich

	χ^2	df	p	RMSEA	GFI	AGFI
Ganzheitlichkeitsmodell	640,63	35	0,00000	0,099	0,971	0,955
politisch vs. unpolitisch	554,53	34	0,00000	0,093	0,975	0,960
5-Faktor-Modell	199,41	25	0,00000	0,063	0,991	0,980
6-Faktor-Modell	194,91	22	0,00000	0,067	0,991	0,978

Anmerkungen: RMSEA: Root Mean Squared Error of Approximation
GFI: Goodness-of-Fit Index
AGFI: Adjusted Goodness-of-Fit Index

3.3 Der Einfluß politischer und unpolitischer Kandidateneigenschaften auf die Wahlentscheidung bei der Bundestagswahl 1998

Um den Einfluß der einzelnen Kandidatenorientierungen auf die Wahlentscheidung zu bestimmen, haben wir für jeden der zehn Indikatoren ein Kandidatendifferential gebildet, indem wir den Skalenwert für ***Helmut Kohl*** vom Skalenwert für ***Gerhard Schröder*** subtrahiert haben. Das zu erklärende Merkmal, die Wahlentscheidung bei der Bundestagswahl 1998, haben wir auf drei Ausprägungen codiert: SPD, CDU/CSU und schließlich die Entscheidung für eine andere Partei bzw. die Stimmenthaltung. Als Kontrollvariablen haben wir nach der Logik des sozialpsychologischen Erklärungsansatzes die Parteiidentifikation der Befragten und eine Indexvariable für die Problemlösungskompetenz der beiden großen Parteien verwendet (zu den Operationalisierungen und zum Vorgehen vgl. ausführlich ***Klein*** und ***Ohr*** 2000a).

Bei der Würdigung der folgenden Ergebnisse ist zu berücksichtigen, daß wir einen sehr strengen Test für den Einfluß der Kandidatenorientierungen durchführen. Man mag dabei auch von einer *pessimistischen* oder *statistisch konservativen Schätzung* der Effekte für Kandidatenorientierungen sprechen (***Klingemann*** und ***Taylor*** 1977; ***Jagodzinski*** und ***Kühnel*** 1990). Wir ermitteln den Einfluß einer spezifischen Kandidatenorientierung, etwa bezüglich der physischen Attraktivität, während wir gleichzeitig für den Einfluß der Parteiidentifikation, den Einfluß der Problemlösungskompetenz der Parteien und den Einfluß aller anderen Kandidatenorientierungen statistisch kontrollieren. Besteht dann immer noch eine nach statistischen Kriterien bedeutsame Beziehung zur Wahlentscheidung, kann man

mit einiger Sicherheit von einem tatsächlichen Einfluß ausgehen. Als Analyseverfahren haben wir die multinomiale logistische Regression verwendet (vgl. dazu ***Andreß u.a.*** 1997).

Den stärksten Effekt auf die Wahlentscheidung hat erwartungsgemäß die langfristige Parteibindung (vgl. Tabelle 4). Deutlich schwächer, aber trotzdem noch signifikant steht die perzipierte Problemlösungskompetenz der Parteien in Beziehung zum Wählervotum. Unter den politischen Kandidatenorientierungen gibt es mit der zugeschriebenen *Fähigkeit, die Arbeitslosigkeit bekämpfen zu können*, nur ein Item, das einen signifikanten und bedeutsamen Effekt verzeichnet.[8] Bei der Entscheidung SPD versus CDU/CSU steigt die Wahrscheinlichkeit der SPD-Wahl relativ zur Wahl der Union um den Faktor 1,358 für jeden Skalenpunkt auf dem sich von –4 bis +4 erstreckenden Kandidatendifferential ***Schröder-Kohl*** (-4: maximaler Vorsprung ***Kohl***, +4: maximaler Vorsprung ***Schröder***). Ganz ähnlich verhält es sich bei der Alternative der SPD-Wahl gegenüber der Wahl einer anderen Partei oder der Stimmenthaltung.

Demgegenüber haben sämtliche vier Items zur Erfassung rollenferner Kandidateneigenschaften einen statistisch signifikanten Einfluß auf die Wahlentscheidung. Dies gilt zum einen für die beiden Indikatoren der Teildimension *„Kandidat als Vertrauensmann“*, die Vertrauenswürdigkeit und das Urteil, der jeweilige Kandidat denke an das Wohl seiner Mitmenschen. Es gilt zum anderen ebenso für die beiden Indikatoren der Dimension des *„Kandidaten als Menschen“*, also die physische Attraktivität und das Urteil über das Privatleben der beiden Kandidaten. Je weniger man glaubt, ***Helmut Kohl*** habe sein Privatleben besser im Griff als ***Gerhard Schröder***, desto eher zieht man die SPD der Union vor: Für jeden Skalenpunkt auf dem entsprechenden Kandidatendifferential erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, die SPD anstelle der Union zu wählen, um den Faktor 1,315. Ein ganz ähnlicher Befund zeigt sich für den Indikator „Wohl der Mitmenschen“, den wir zur Dimension des Vertrauensmannes zählen. Wahrgenommene Unterschiede in der physischen Attraktivität ***Gerhard Schröders*** und ***Helmut Kohls*** wirken sich insbesondere auf die Alternative Union versus andere Partei oder Nichtwahl aus, sowie etwas schwächer und statistisch nicht mehr signifikant auf die Alternative SPD versus Union, beide Male in der erwarteten Richtung: Eine relativ bessere Einschätzung ***Gerhard Schröders*** bzw. eine relativ schlechtere Bewertung ***Helmut Kohls*** senkt die Wahrscheinlichkeit der Stimmabgabe für die CDU/CSU.

8 Der Effekt des Items „Er liegt voll auf der Linie seiner Partei“ ist im Likelihood-Ratio-Test für die Prädiktoren nicht signifikant. D.h. obwohl sich beim Kontrast SPD vs. andere Parteien/Nichtwahl ein signifikanter Effekt dieses Merkmals zeigt, trägt es insgesamt nicht zur Verbesserung der Erklärungskraft des Modells bei.

Tab. 4: Ein multinomiales LOGIT-Modell zur Erklärung der Wahlentscheidung bei der Bundestagswahl 1998

	Likelihood-Ratio-Test für die Prädiktoren			Effektkoeffizienten und deren Signifikanz								
				SPD vs. CDU/CSU			CDU/CSU vs. andere Partei/Nichtwahl			SPD vs. andere Partei/Nichtwahl		
	Chi^2	df	p	b	exp(b)	p	b	exp(b)	p	b	exp(b)	p
Konstante	17,379	2	,000	,313		,080	-,632		,000	-,319		,026
Kandidateneigenschaften												
Rollenrelevante Merkmale												
Parteirepräsentant												
Liegt auf Parteilinie	4,784	2	,091	,088	1,092	,216	,028	1,028	,642	,116	1,123	,030
Starke Stellung in Partei	3,857	2	,145	-,108	,898	,124	,008	1,008	,897	-,100	,905	,062
Manager												
Durchsetzungsfähigkeit	0,668	2	,716	,065	1,067	,431	-,025	,975	,718	,040	1,041	,531
Interessenausgleich	3,150	2	,207	-,144	,866	,126	,029	1,029	,714	-,115	,891	,110
Problemlöser												
Wirtschaft ankurbeln	1,561	2	,458	-,112	,894	,216	,075	1,078	,338	-,037	,964	,590
Arbeitslosigkeit bekämpfen	10,647	2	,005	,306	1,358	,001	-,161	,851	,050	,146	1,157	,042
Rollenferne Merkmale												
Vertrauensmann												
Vertrauenswürdigkeit	6,159	2	,046	,150	1,162	,085	,011	1,011	,884	,161	1,175	,015
Wohl der Mitmenschen	11,794	2	,003	,361	1,435	,001	-,277	,758	,004	,085	1,089	,269
Mensch												
Privatleben im Griff	13,864	2	,001	,274	1,315	,000	-,151	,860	,016	,123	1,131	,034
Attraktivität	7,653	2	,022	,118	1,125	,094	-,165	,848	,006	-,047	0,954	,391
Parteiidentifikation	536,104	2	,000	2,050	7,768	,000	-,976	,377	,000	1,074	2,927	,000
Problemlösungskompetenz	38,683	2	,000	0,055	1,057	,000	-,037	,963	,000	,017	1,017	,017

Modellanpassung: Pseudo-R^2 (McFadden) = 0,358 (Chi^2=1390,520, df=24, p=,000)

4 Schlußbemerkung

Die Wähler orientieren sich bei ihrer Wahlentscheidung an den spezifischen Eigenschaften der Kanzlerkandidaten – an den politischen und auch an den gemeinhin als unpolitisch bezeichneten Eigenschaften. Bei der Bundestagswahl 1998 spielte unter den politischen Kandidatenorientierungen die Einschätzung eine zentrale Rolle, ***Schröder*** sei besser als ***Kohl*** befähigt, die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen. Die Wähler zogen aber auch persönliche, ‚unpolitische' Eigenschaften mit ins Kalkül. Selbst bei einem sehr strengen Test üben diese einen signifikanten Einfluß auf die Wahlentscheidung aus: Der Kandidat als Vertrauensmann und auch im strengen Sinne persönliche Eigenschaften wie das medial vermittelte Privatleben der beiden Spitzenkandidaten und die subjektiv eingeschätzte physische Attraktivität haben einen klaren Effekt auf das Wählervotum.

Wir halten es für durchaus denkbar, daß auch in der Vergangenheit solche unpolitischen Kandidatenorientierungen die Entscheidungen der Wähler mitbestimmten. Empirisch läßt sich diese Vermutung leider nicht mehr testen, da in den deutschen Wahlstudien keine einschlägigen Meßinstrumente vorhanden sind. Für zukünftige Wahlstudien scheint es uns dringend geboten, neben den politischen, rollenrelevanten Kandidatenorientierungen auch die persönlichen, rollenfernen Orientierungen mitzuerfassen. Auch wenn sicherlich noch Spielraum für Verbesserungen und Verfeinerungen des Meßinstruments besteht, weisen unsere Ergebnisse eindeutig in diese Richtung.

Literatur

Andreß, Hans-J.; Hagenaars, Jacques A. und ***Kühnel, Steffen***, 1997: Analyse von Tabellen und kategorialen Daten. Log-lineare Modelle, latente Klassenanalyse, logistische Regression und GSK-Ansatz, Berlin.

Brettschneider, Frank, 1998a: ***Kohl*** oder ***Schröder***: Determinanten der Kanzlerpräferenz gleich Determinanten der Wahlpräferenz?, in: Zeitschrift für Parlamentsfragen 29: 401-421.

Brettschneider, Frank, 1998b: Medien als Imagemacher? Bevölkerungsmeinung zu den beiden Spitzenkandidaten und der Einfluß der Massenmedien im Vorfeld der Bundestagswahl 1998, in: Media Perspektiven 8/98: 392-401.

Bürklin, Wilhelm und ***Klein, Markus***, 1998: Wahlen und Wählerverhalten. Eine Einführung, Opladen. 2. Aufl.

Campbell, Angus; Gurin, Gerald und ***Miller, Warren E.***, 1954: The Voter Decides, Westport, Conn.

Campbell, Angus; Converse, Philip E.; Miller, Warren E. und ***Stokes, Donald E.***, 1960: The American Voter, New York.

Downs, Anthony, 1957: An Economic Theory of Democracy, New York.

Eltermann, Ludolf K., 1978: Zur Wahrnehmung von Kanzlerkandidaten. Imageprofilierung im Wechselspiel von Identifikation und Projektion, in: ***Dieter Oberndörfer*** (Hrsg.), Wählerverhalten in der Bundesrepublik Deutschland. Studien zu ausgewählten Problemen der Wahlforschung aus Anlaß der Bundestagswahl 1976, Berlin, 465-531.

Eltermann, Ludolf K., 1980: Kanzler und Oppositionsführer in der Wählergunst. Bonn: Verlag Bonn Aktuell.

Falter, Jürgen W. und ***Rattinger, Hans***, 1983: Parteien, Kandidaten und politische Streitfragen bei der Bundestagswahl 1980: Möglichkeiten und Grenzen der Normal-Vote-Analyse, in: ***Max Kaase*** und ***Hans-Dieter Klingemann*** (Hrsg.), Wahlen und politisches System. Analysen aus Anlaß der Bundestagswahl 1980, Opladen, 320-421.

Falter, Jürgen W., 1998: Alle Macht dem Spin Doctor. Die Amerikanisierung der Wahlkämpfe ist auch in Deutschland fortgeschritten (FAZ vom 27. April 1998, S. 11).

Frey, Siegfried, 1999: Die Macht des Bildes, Bern.

Gabriel, Oscar W. und ***Brettschneider, Frank***, 1998: Die Bundestagswahl 1998: Ein Plebiszit gegen Kanzler ***Kohl***?, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B52/98: 20-32.

Gabriel, Oscar W. und ***Vetter, Angelika***, 1998: Bundestagswahlen als Kanzlerwahlen? Kandidatenorientierungen und Wahlentscheidungen im parteienstaatlichen Parlamentarismus, in: ***Max Kaase*** und ***Hans-Dieter Klingemann*** (Hrsg.), Wahlen und Wähler. Analysen aus Anlaß der Bundestagswahl 1994, Opladen, 505-536.

Genz, Andreas, 1999: Amerikanisierung made in Germany. Eine Studie zur Amerikanisierung der Fernsehnachrichten während der Bundestagswahlkämpfe 1990, 1994 und 1998 (Diplomarbeit, Hochschule für Musik und Theater Hannover, Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung).

Holtz-Bacha, ***Christina*** (Hrsg.), 1999a: Wahlkampf in den Medien - Wahlkampf mit den Medien, Opladen/Wiesbaden.

Holtz-Bacha, Christina, 1999b: Wahlkampf 1998 - Modernisierung und Professionalisierung, in: ***Christina Holtz-Bacha*** (Hrsg.), Wahlkampf in den Medien - Wahlkampf mit den Medien, Opladen/Wiesbaden, 9-23.

Jagodzinski, Wolfgang und ***Kühnel, Steffen M.***, 1990: Zur Schätzung der relativen Effekte von Issueorientierungen, Kandidatenpräferenz und langfristiger Parteibindung auf die Wahlabsicht, in: ***Karl Schmitt*** (Hrsg.), Wahlen, Parteieliten, politische Einstellungen. Neuere Forschungsergebnisse, Frankfurt am Main, 5-63.

Kaase, Max, 1994: Is There Personalization in Politics? Candidates and Voting Behavior in Germany, in: International Political Science Review 15, 211-230.

Keeter, Scott, 1987: The Illusion of Intimacy. Television and the Role of Candidate Personal Qualities in Voter Choice, in: Public Opinion Quarterly 51: 344-358.

Klein, Markus und ***Ohr, Dieter***, 2000a: ***Gerhard*** oder ***Helmut***? ‚Unpolitische' Kandidateneigenschaften und ihr Einfluß auf die Wahlentscheidung bei der Bundestagswahl 1998, in: Politische Vierteljahresschrift 41: 199-224.

Klein, Markus und ***Ohr, Dieter***, 2000b (in Vorbereitung): Die Wahrnehmung der politischen und persönlichen Eigenschaften von ***Helmut Kohl*** und ***Gerhard Schröder*** und ihr Einfluß auf die Wahlentscheidung bei der Bundestagswahl 1998, in: ***Max Kaase*** und ***Hans-Dieter Klingemann*** (Hrsg.), Analysen aus Anlaß der Bundestagswahl 1998, Opladen/Wiesbaden.

Klingemann, Hans D. und ***Taylor, Charles L.***, 1977: Affektive Parteiorientierung, Kanzlerkandidaten und Issues. Einstellungskomponenten der Wahlentscheidung bei Bundestagswahlen in Deutschland, in: Politische Vierteljahresschrift 18: 301-347.

Lass, Jürgen, 1995: Vorstellungsbilder über Kanzlerkandidaten. Zur Diskussion um die Personalisierung von Politik, Wiesbaden.

Miller, Arthur H.; Wattenberg, Martin P.; Malanchuk, Oskana, 1986: Schematic Assessments of Presidential Candidates, in: American Political Science Review 80: 521-540.

Norpoth, Helmut, 1977: ***Kanzlerkandidaten***. Wie sie vom Wähler bewertet werden und seine Wahlentscheidung beeinflussen, in: ***Max Kaase*** (Hrsg.), Wahlsoziologie heute. Analysen aus Anlaß der Bundestagswahl 1976 (Politische Vierteljahresschrift, Sonderheft), Opladen, 551-572.

Ohr, Dieter, 2000 (in Vorbereitung): Wird das Wählerverhalten zunehmend personalisierter, oder: Ist jede Wahl anders? Kandidatenorientierungen und Wahlentscheidung in Deutschland von 1961 bis 1998. In: ***Markus Klein, Wolfgang Jagodzinski, Ekkehard Mochmann*** und ***Dieter Ohr*** (Hg.): 50 Jahre Empirische Wahlforschung in Deutschland. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Popkin, Samuel, Gorman; John W.; Phillips, Charles und ***Smith, Jeffrey A.***, 1976: Comment: What Have You Done for Me Lately? Toward an Investment Theory of Voting, in: American Political Science Review 70: 779-805.

Popkin, Samuel L., 1991: The Reasoning Voter. Communication and Persuasion in Presidential Campaigns, Chicago.

Rosenberg, Shawn W.; Bohan, Lisa; McCafferty, Patrick und ***Harris, Kevin***, 1986: The Image and the Vote: The Effect of Candidate Presentation on Voter Preference, in: American Journal of Political Science 30: 108-127.

Rosenberg, Shawn W. und ***McCafferty, Patrick***, 1987: The Image and the Vote. Manipulating Voters' Preferences, in: Public Opinion Quarterly 51: 31-47.

Schulz, Winfried, Zeh, Reimar und ***Quiring, Oliver***, 2000 (in Vorbereitung): Wählerverhalten in der Mediendemokratie, in: ***Markus Klein, Wolfgang Jagodzinski, Ekkehard Mochmann*** und ***Dieter Ohr*** (Hrsg.), 50 Jahre Empirische Wahlforschung, Opladen/Wiesbaden.

Vetter, Angelika und ***Brettschneider, Frank***, 1998: „Idealmaße“ für Kanzlerkandidaten, in: ZUMA-Nachrichten 22 (Heft 43): 90-115.

Wattenberg, Martin P., 1991: The Rise of Candidate-Centered Politics. Presidential Elections of the 1980s, Cambridge, Mass.

Wirth, Werner und ***Voigt, Ronald***, 1999: Der Aufschwung ist meiner! Personalisierung von Spitzenkandidaten im Fernsehen zur Bundestagswahl 1998, in: ***Christina Holtz-Bacha*** (Hrsg.), Wahlkampf in den Medien - Wahlkampf mit den Medien, Opladen/Wiesbaden, 133-158.

„Pseudo-Opinions“ in Bevölkerungsumfragen. Wie die Bürger fiktive Politiker beurteilen.

von Karl-Heinz Reuband[1]

Zusammenfassung

Auf der Basis einer face-to face- und einer telefonischen Befragung der Allgemeinbevölkerung einer ostdeutschen Großstadt, der Stadt Dresden, wird untersucht, wie häufig nicht existente Politiker auf einer Bewertungsskala eingestuft werden. Je nach vorgegebenem fiktiven Politiker nehmen zwischen 7% und 15% der Befragten eine Wertung vor. Größere Unterschiede nach den Merkmalen Geschlecht, Alter und Bildung ergeben sich nicht, wohl aber ein deutlicher Zusammenhang mit dem politischen Interesse: Je größer das politische Interesse der Befragten ist, desto eher nehmen sie eine Bewertung fiktiver Politiker vor. Inwieweit dieser Befund spezifisch ist für ostdeutsche Verhältnisse oder generalisiert werden kann, bedarf weiterer Forschung.

Abstract

"Pseudo-Opinions" in general surveys: How citizens evaluate fictitious politicians. On the basis of a face-to-face and a telephone survey in the general population of an East German city, the city of Dresden, research is done on how citizens evaluate non-existent politicians. Depending on the respective fictious politician between 7% und 15% of the respondents undertake a rating. Noteworthy relations with sex, age and education do not exist, but with political interest: the greater the political interest is, the more often the fictitious politicians are rated. Whether this finding is specific for East Germany or can be generalised deserves further study.

1 ***Karl-Heinz Reuband*** ist ordentlicher Professor am Sozialwissenschaftlichen Institut der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Lehrstuhl Soziologie II, Universitätsstr. 1, 40225 Düsseldorf, e-mail: reuband@phil-fak.uni-duesseldorf.de. Die Untersuchung, auf die sich dieser Beitrag stützt, wurde durchgeführt zu der Zeit, in der er eine Professur für Methoden der empirischen Sozialforschung am Institut für Soziologie der TU Dresden innehatte.

1 Einleitung

In den Umfragen, die regelmäßig in der Bundesrepublik Deutschland durchgeführt werden, nehmen politische Fragen traditionell einen hohen Stellenwert ein. Das abgedeckte Themenspektrum reicht von politischen Grundsatzfragen und der Beurteilung von Institutionen bis zur Bewertung von Politikern. Die Bereitschaft der Befragten, sich dazu zu äußern, ist im allgemeinen hoch, die Zahl der Meinungslosen entsprechend klein. Doch wie sehr spiegeln sich in den Antwortmustern reale Einstellungen wider? Wie sehr gibt es unter Befragten eine Neigung, sich auch dann inhaltlich zu äußern, wenn sie über die erfragten Sachverhalte noch nicht nachgedacht haben oder in dieser Frage ignorant sind?

Informationen dazu sind außerordentlich spärlich. Umfragen zum politischen Wissensstand in der Bevölkerung hatten vor allem in den 50er und frühen 60er Jahren eine gewisse Popularität, in der Folgezeit schwand das Interesse daran.[2] Die Vorstellung vom mündigen Bürger, der über alle relevanten gesellschaftlichen und politischen Fragen informiert ist, war einer realistischen Sichtweise gewichen, derzufolge politisches Handeln nicht immer auf einem hochgradigen Informationsniveau basiert und auch nicht zwangsläufig basieren muß. Womöglich gründet sich das schwindende Interesse auch auf die (irrige) Vorstellung, daß mit dem zwischenzeitlich gestiegenen Bildungsniveau und der Ausbreitung der Medien das politische Informationsniveau zwangsläufig gewachsen sei.

Damit aber rückte die gewichtige Fragestellung nach dem tatsächlichen Wissensstand und der Bekundung von Informiertheit bei tatsächlicher Nichtinformiertheit in den Hintergrund. Denn der wohl stärkste Erwünschtheitseffekt, der in der Umfrageforschung überhaupt besteht, so mutmaßt ***Leo Bogart*** (1967), ist der, überhaupt eine Meinung zu haben. Wer in den Fragen ignorant ist, gibt dementsprechend vor, dies nicht zu sein. In der Tat haben mehrere Untersuchungen gezeigt, daß sich Befragte, wenn man sie entsprechenden Befragungssituationen aussetzt, selbst zu fiktiven Gesetzen, ethnischen Gruppen und Politikern äußern (***McCord*** 1951, ***Hartley*** und ***Hartley*** 1955:464, ***Schuman*** und ***Presser*** 1981: 148 ff.). Viele Antworten, so ***Philip Converse*** in seinen Arbeiten über "non-attitudes" (1964, 1970), werden ad hoc konstruiert und entbehren einer Fundierung. Das Informationsniveau ist geringer als es vom Befragten vorgespielt wird.

Für die Bundesrepublik liegen zur Frage der Urteile über fiktive Sachverhalte - in der Literatur auch "Pseudo-Opinions" genannt - bislang nur wenige Studien vor, und diese sind zudem meist auf die alten Bundesländer beschränkt. Gefragt, ob sie für oder gegen den "Imponderabilienvorschlag der Regierung" seien, antworteten in einer Allensbach-

2 Informationen zum Wissensniveau der Deutschen finden sich in den verschiedenen von ***E. Noelle-Neumann*** herausgegebenen Jahrbüchern des Instituts für Demoskopie. Für die USA findet sich eine neuere Zusammenstellung bei ***Delli Cargini*** und ***Keeter*** (1996). Sie spiegelt zu einem gewissen Teil ein in der jüngsten Zeit wieder gestiegenes Interesse an Fragen der Informiertheit wider.

Umfrage aus den 90er Jahren im Rahmen von face-to-face-Interviews 12% der bundesdeutschen Bevölkerung mit inhaltlichen Aussagen (***Noelle-Neumann*** und ***Petersen*** 1996: 88). Und in einer EMNID Umfrage aus den 80er Jahren gaben ebenfalls 12% eine Beurteilung des fiktiven Politikers „***Meyer***“ ab (EMNID 1981). In einer schriftlichen Umfrage unter Studenten der Politologie trafen - sofern sie nicht mittels Fragekonstruktion zum Bekenntnis des Nichtwissens eigens ermuntert wurden - sogar 19% ein inhaltliches Urteil über einen nicht existenten Grundgesetzparagraphen (***Aschmann*** und ***Widmann*** 1986).

Wie die Verhältnisse in der Frage der „Pseudo-Opinions“ in den neuen Bundesländern aussehen, ist nicht bekannt. Gegensätzliche Muster sind denkbar. So wäre möglich, daß unter dem Anpassungsdruck gewandelter Verhältnisse eine größere Bereitschaft besteht, sich zu politischen Themen zu äußern als in Westdeutschland, auch wenn man selbst darüber noch nicht nachgedacht hat oder informiert ist. Keine Meinung zu haben, könnte als besondere Rückständigkeit und Inkompetenz im neuen gesamtdeutschen Verband interpretiert werden. Doch könnte es umgekehrt ebenfalls zutreffen, daß unter Westdeutschen der Zwang zur positiven Selbstdarstellung größer ist - im Einklang mit einer im Vergleich zu Ostdeutschen von vielen Autoren unterstellten stärkeren Selbstprofilierungstendenz im Alltag (vgl. ***Wedel*** 1995:33, ***Wagner*** 1996:153).

Die einzige Untersuchung, die bislang Informationen aus den neuen Bundesländern zu dieser Frage liefert, wurde in Sachsen im Auftrag der Staatskanzlei durchgeführt. "Wir wollten einfach mal wissen", begründete der stellvertretende Regierungssprecher die Vorgehensweise, "wie verläßlich Meinungsumfragen sind" (zit. nach DER SPIEGEL 1993, vgl. auch ***Diekmann*** 1995:386). Danach gaben 8% der Befragten in einer mündlichen face-to-face-Befragung eine Beurteilung des fiktiven Politikers „***Dieter Köstritz***“ ab. Dieser Wert scheint zunächst im Vergleich zu analogen Werten im Westen, wie etwa zur zuvor zitierten Bewertung des Politikers „***Meyer***“, niedriger zu sein. Bedacht werden muß jedoch, wie man den internen Befragungsunterlagen entnehmen kann (EMNID 1993), daß die Befragten in der sächsischen Erhebung im Gegensatz zu den anderen Befragungen ermuntert wurden, ihr Nichtwissen zu bekunden. Ermunterungen - und sei es nur durch explizite Erwähnung der Möglichkeit - reduzieren den Anteil der Personen, die fälschlich über Sachverhalte urteilen (***Aschmann*** und ***Widmann*** 1986, ***Reuband*** 1990a).

2 Zielsetzung und Methoden

Im folgenden soll untersucht werden, wie häufig sich ostdeutsche Befragte zu nicht existenten Politikern äußern, wenn sie - wie in Umfragen üblich - zum Eingeständnis des Nichtwissens nicht eigens ermuntert werden. Empirische Basis sind zwei Erhebungen, die von uns im Frühjahr/Sommer 1996 in Dresden in zwei unterschiedlichen Erhebungsmodi durchgeführt wurden: zum einen face-to-face und zum anderen telefonisch.

Aus früheren Untersuchungen ist bekannt, daß sich face-to-face und telefonische Befragungen (im Gegensatz zu postalischen Umfragen) in Fragen der Erwünschtheitseffekte in der Regel kaum oder gar nicht unterscheiden. Allenfalls eine leichte Tendenz besteht, sozial unerwünschte Verhaltensweisen wie z.B. Drogengebrauch in telefonischen Befragungen seltener einzugestehen als in face-to-face-Befragungen (vgl. ***de Leeuw*** 1992, ***Reuband*** 1993, ***Reuband*** und ***Blasius*** 1996). Dies resultiert womöglich aus dem Fehlen eines Interviewers, dem man von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht: Der vermeintlich größeren Anonymität des Telefonkontaktes steht eine geringere Chance gegenüber, Sympathie und Vertrauen zum Interviewer und dadurch zugleich eine Offenheit im Antwortverhalten zu entwickeln.[3]

Die face-to-face-Befragung beruht auf einer Quotenstichprobe. Als Quotenmerkmale vorgegeben waren im Rahmen einer einfachen Quotierung die Merkmale Geschlecht, Alter sowie in eingeschränktem Maße die Bildung des Befragten (nicht mehr als ein Fünftel sollten Fachhochschulreife oder Abitur besitzen). Die Qualität der erhobenen Daten kann insgesamt als gut bezeichnet werden. Die Verstöße gegen die Quotenvorgaben sind, gemessen an einer Dunkelfeldbefragung der Interviewer, die nach Beendigung der Erhebung anonym durchgeführt wurde, minimal.

Bei der Telefonbefragung wurde eine Randomauswahl aus dem Adreßbuch bzw. dem Telefonbuch getroffen. Die Kontaktierung erfolgte in einem Subsample "kalt", d.h. ohne vorheriges Anschreiben, in einem anderen Subsample "warm", d.h. mit vorherigen Anschreiben. Wo sich die Auswahl auf den Haushalt und nicht die Einzelperson bezieht, wurde die "last birthday"-Methode eingesetzt.[4] Sowohl die mündliche als auch die telefonische Befragung stützten sich auf Personen 18 Jahre und älter mit Wohnsitz in Dresden. Als Interviewer wurden Studenten - überwiegend der Sozialwissenschaften - eingesetzt. Die Zahl der Befragten beläuft sich in der mündlichen Befragung auf 602 Personen, in der telefonischen auf 390 Personen.

Gegenstand der folgenden Analyse sind die Antworten auf die Frage, was man „ganz allgemein von den Politikern“ halte, die dem Befragten vorgelesen wurden. Anhand einer Skala von 1 bis 6 war das Urteil abzustufen. Zwar stand dem Interviewer eine Kategorie für Nichtkenntnis eines Politikers zur Verfügung, er sollte sie jedoch - so der explizite Hinweis in der Fragebogeninstruktion - nicht vorlesen. Aufgelistet wurden insgesamt sie-

3 Wie sehr durch den Interviewverlauf in face-to-face Befragungen ein Vertrauen hergestellt werden kann, das zur Offenheit motiviert, zeigt sich an Fragen zur Bereitschaft, sich im Interview zu verschiedenen Themen frei zu äußern. Viele verneinen zunächst eine Bereitschaft, etwa Angaben zur Parteipräferenz oder dem Einkommen zu machen, und geben später am Ende des Interviews doch entsprechende Auskünfte (vgl. ***Reuband*** 1991).

4 Die Ausschöpfungsquote liegt (nach Abzug der neutralen Ausfälle) insgesamt knapp über 50%.

ben reale gegenwärtige bzw. einstige sächsische Landespolitiker und zwei fiktive Politiker. Zu den realen Politikern zählen ***Kurt Biedenkopf***, ***Arnold Vaaz***, ***Friedbert Gross***, ***Kajo Schommer***, ***Heinz Eggert***, ***Georg Milbradt***, ***Steffen Heitmann*** und zu den fiktiven Politikern ***Volker Kutschke*** und ***Dieter Köstritz***. Während der Name „***Volker Kutschke***" neu entwickelt wurde, wurde der Name „***Dieter Köstritz***" der zuvor genannten sächsischen Umfrage entnommen. Völlig unvertraut dürfte der Name dieses fiktiven Politikers den meisten Befragten nicht sein: der Nachname ist identisch mit dem Namen einer ostdeutschen - inzwischen bundesweit vertriebenen - Biermarke.

3 Verbreitung von „Pseudo-Opinions"

Wie man Tabelle 1 entnehmen kann, variiert die Kenntnis der sächsischen Landespolitiker erheblich. Den Ministerpräsidenten ***Kurt Biedenkopf*** kennen de facto alle Befragten. Den ehemaligen Innenminister ***Heinz Eggert*** je nach Erhebungsart zwischen 88% und 91% und den Finanzminister ***Georg Milbradt*** zwischen 49% und 63%.[5] Weitgehend unbekannt unter den realen Politikern ist ***Friedbert Gross***, mit einem Wert unter 20%. Er war bis 1994 Kultusminister in Sachsen und gehörte zum Zeitpunkt der Befragung - im Gegensatz zu den anderen aufgeführten Politikern - der Regierung nicht mehr an. Dieses zwischenzeitliche Abtreten von der politischen Bühne mag zu schnellem Vergessen seines Namens beigetragen haben. In dieser Hinsicht reproduzieren die Ergebnisse ein Phänomen, das sich auch in anderen Zusammenhängen immer wieder findet. Selbst bei tagespolitisch bedeutsamen Ereignissen ist dies immer wieder festzustellen (vgl. ***Reuband*** 1990b).

Zugleich wird anhand der Daten deutlich: Auch nicht existente Politiker können zu einem gewissen Prozentsatz in Umfragen Resonanz für sich reklamieren. ***Volker Kutschke*** wird immerhin - je nach Erhebungsart - von 7% bis 13% der Befragten als bekannt eingestuft und beurteilt und ***Dieter Köstritz*** mit einem Anteil zwischen 7% und 15%. Daraus folgt: Wo immer reale Politiker in Umfragen weniger als 15% der Befragten bekannt sind, muß besondere Vorsicht bei der Interpretation der Ergebnisse geübt werden. Man kann nicht sicher sein, daß diese Politiker auch realiter den Befragten bekannt sind. Fiktive Politiker dürften genauso häufig bewertet werden.

5 Auffällig ist, daß in der Telefonbefragung die Befragten eine Kenntnis von Politikern eher angeben als in der face-to-face Befragung. Ein - eher unwahrscheinlicher - Grund ist die etwas andere soziale Zusammensetzung (die Telefonbesitzer verfügen etwas häufiger über eine höhere Bildung: Fachhochschulreife/Abitur face-to-face 36 % vs. telefonisch 42 %). Ein anderer wäre stärkere Erwünschtheitseffekte in Telefonbefragungen. Für Ostdeutschland liegen dazu bislang keine anderen Befunde vor, allenfalls für den Vergleich von Telefonbefragung und postalischer Befragung. Danach sind deutliche Erwünschtheitseffekte beim Telefoninterview anzutreffen - inwiefern dies eine Folge der kurzen Dauer des Telefonbesitzes ist oder des vergangenen politischen Systems, muß offen bleiben (***Reuband*** 2000).

Tabelle 1: Bekanntheit von realen und fiktiven Politikern nach Art der Datenerhebung in %

	Face-to-face	Telefonisch
Kurt Biedenkopf	97	100
Arnold Vaatz	51	63
Friedbert Gross	17	18
Kajo Schommer	61	79
Heinz Eggert	88	91
Georg Milbradt	49	63
Volker Kutschke	7	13
Steffen Heitmann	81	84
Dieter Köstritz	7	15

Anmerkung: Die fiktiven Politiker sind kursiv gesetzt. Die Reihenfolge entspricht der Reihenfolge der Vorgaben.

Frageformulierung: "Was halten Sie ganz allgemein von den Politikern, die ich Ihnen jetzt vorlese? Sagen Sie mir bitte anhand der Skala, was Sie von dem jeweiligen Politiker halten. 1 heißt, daß Sie sehr viel von ihm halten, 6 heißt, daß Sie überhaupt nichts von ihm halten. Mit den Werten dazwischen können Sie Ihre Meinung abstufen."

Je mehr Sachverhalte zu einem Themenkomplex erfragt werden, über die nur rudimentäres oder gar kein Wissen existiert, desto größer wird die Wahrscheinlichkeit von Fehleinstufungen. Errechnet man den Anteil der Befragten, die über mindestens eine der fiktiven Personen - ***Kutschke*** oder ***Köstritz*** - ein Urteil abgeben, kommt man im Falle der mündlichen Befragung auf einen Anteil von 10% und im Fall der telefonischen auf einen Anteil von 20%. Der Anteil unrealistischer Bewertungen steigt in der Telefonerhebung also an. Es scheint, als würde sich die Tendenz zur Unterdrückung sozial unerwünschter Antworten - in diesem Fall Meinungslosigkeit – hier besonders stark auswirken.

Eine alternative Erklärung für das Phänomen wäre, daß bei Telefongesprächen im Vergleich zu face-to-face-Gesprächen Pausen eher als störend empfunden werden, und dadurch bedingt schneller geantwortet wird (vgl. ***Höflich*** 1989: 199). Telefoninterviews, selbst bei gleicher Zahl an Fragen, nehmen daher gewöhnlich weniger Zeit in Anspruch als face-to-face-Befragungen (vgl. auch ***Fuchs*** 1994). Das Ausmaß an Nachdenken und retrospektiven Recherchen über Namen und Funktionen könnte reduziert sein und Antworten gegeben werden, die sich weniger stark auf gesichertes Wissen stützen.

Eine einheitliche Neigung zur Fehlbeurteilung gibt es unter den Befragten nicht. Nur ein Drittel der Befragten, die falsche Nennungen abgeben (in der mündlichen 31%, in der tele-

fonischen 34%), beziehen beide Politiker mit ein. Der überwiegende Teil trifft sein Fehlurteil nur in bezug auf einen der Politiker. Was zugleich bedeutet: Die methodische Möglichkeit der Identifikation von Personen mit fehlerhafter Antwortneigung - etwa über einzelne Fragen zu nicht existenten Politikern - ist eingeschränkt.

4 Soziale Beziehungen zum Interviewer und "Pseudo-Opinions"

Nun handelt es sich im Fall unseres Vergleichs zwischen einer face-to-face und einer telefonischen Befragung nicht allein um einen bloßen Vergleich unterschiedlicher Befragungsmodi. Zusätzlich kommen Unterschiede in der Stichprobenziehung hinzu, so daß sich die Frage stellt, inwieweit diese für das beobachtete Phänomen mitverantwortlich sind. In der Quotenstichprobe ist es auf seiten des Interviewers üblich (vgl. auch ***Reuband*** 1998), auf Personen zurückzugreifen, die er näher kennt (also Personen aus dem Verwandtenkreis, Freunde etc.). Unter Umständen ist man dort bereiter, Nichtwissen einzugestehen. Möglicherweise liegt hier der Schlüssel zu den unterschiedlichen Antwortmustern je nach Erhebungsmethode. Wir können die Frage prüfen, indem wir das Antwortverhalten mit den Auswahlstrategien der Interviewer zur Rekrutierung der Befragten in Beziehung setzen (diese wurde im Anschluß an jedes Interview festgehalten).

Dann zeigt sich: Je enger die soziale Beziehung zum Befragten ist, desto seltener wird in der Tat Wissen vorgetäuscht. Dies gilt auch dann, wenn man den Ort des Interviews kontrolliert und sich auf Interviews in der Wohnung beschränkt. Wo Bekannte, in der Regel Familienangehörige oder Freunde, zu Hause befragt werden, werden von 8% der Befragten fiktive Politiker beurteilt, und wo Fremde in der Wohnung befragt werden von 14%. Der höchste Wert findet sich, wo der Interviewer den Befragten nicht kennt und ihn auf der Straße kontaktiert: Rund ein Fünftel (19%) der so Befragten fällt substantielle Urteile über nicht existente Politiker.

Damit nähert man sich den Zahlen der Telefoninterviews - für die ja ähnliche anonyme soziale Beziehungen charakteristisch sind - an. Die Bekanntschaft mit den Befragten, die ansonsten in der Literatur als methodisch ungünstig gilt (vgl. ***Scheuch*** 1973), erweist sich im vorliegenden Fall somit anscheinend als Vorteil: Die Validität der Angaben, gemessen an der Nichtnennung fiktiver Politiker, wird erhöht. Dieser Befund könnte bedeuten, daß es weniger der Erhebungsmodus selbst ist, der zählt, als der Grad der Anonymität. Oder anders ausgedrückt: Es ist womöglich der Mangel an Vetrauen zum Interviewpartner, der die Unterschiede im Antwortverhalten beim vorliegenden Vergleich von face-to-face und telefonischen Befragungen maßgeblich erklärt.

5 Soziale Hintergründe von „Pseudo-Opinions“

Befunden aus der Methodenforschung zufolge neigen Angehörige niedriger Schichten und Personen mit niedriger Bildung überproportional häufig dazu, Fragen zuzustimmen und Erwünschtheitseffekte in der Befragungssituation zu erbringen (***Martin*** 1983: 713 ff., ***De Maio*** 1984: 273, ***Schräpler*** 1996: 56). Die Zustimmungstendenz wird in der Literatur als typische Reaktion in unstrukturierten Situationen - als "Ergebenheit" gegenüber dem Interviewer - interpretiert (vgl. ***Esser*** 1974: 128). Personen mit niedriger Bildung zählen überdies zu denjenigen, die politisch im allgemeinen weniger interessiert sind. Ihr Verständnis für politische Fragen könnte dadurch geringer sein als bei besser Gebildeten und Fehlperzeptionen entsprechend häufiger. In einer Gesellschaft, die politisches Bewußtsein zur Norm erhebt, nehmen sie eine abweichende Position ein. Abweichende Positionen aber werden gewöhnlich nicht gern vertreten. Erwünschte Antworttendenzen sind eine mögliche Folge. Neigen schlechter Gebildete daher eher zu „Pseudo-Opinions“?

Untersuchungen über erinnerte Fernsehnachrichten zeigen, daß Bildung tatsächlich in dieser Weise mit Fehlurteilen korreliert. Mit sinkender Bildung nimmt nicht nur die Zahl erinnerter Nachrichteninhalte ab, sondern auch die Zahl richtig erinnerter Inhalte (***Ruhrmann*** 1989:99). Was bedeutet: Auch wenn die schlechter Gebildeten nicht genau informiert sind, äußern sie sich in überproportionaler Weise zu dem erfragten Sachverhalt. Mit diesem Befund scheint übereinzustimmen, daß die Neigung, sich zu fiktiven politischen Sachverhalten zu äußern, - amerikanischen Untersuchungen zufolge - mit sinkender Bildung wächst (vgl. ***Schuman*** und ***Presser*** 1981:148ff.).

Andererseits sind Personen mit hoher Bildung gegenüber Einflüssen der Erwünschtheit nicht immer immun. In der EMNID Umfrage in Westdeutschland aus den 80er Jahren wurde mit steigender Bildung - und nicht etwa sinkender - die fiktiven Politiker häufiger beurteilt: Während im Durchschnitt 12% der Befragten den fiktiven Politiker "***Meyer***" kannten, waren es unter den Befragten mit Abitur 18% (EMNID 1981:15). ***Noelle-Neumann*** behauptet gar, allerdings ohne dies in ihrer Publikation empirisch im einzelnen in Form von Zahlen zu belegen, die Täuschung sei in den höheren Bildungsgruppen allgemein häufiger vertreten: "Das Vortäuschen von Wissen wird insbesondere in der Oberschicht, deren Angehörige auf ihrem Bildungs- und Berufsweg mehrere Prüfungen absolvieren mußten, für nahezu selbstverständlich gehalten" (***Noelle-Neumann*** und ***Petersen*** 1996:89).

Man muß jedoch nicht allein auf Prüfungssituationen verweisen, um Täuschungen in höheren Bildungsgruppen für möglich zu halten. Man könnte auch auf Distinktions- und Abschließungstendenzen nach unten rekurrieren - wie sie etwa von ***Pierre Bourdieu*** in seinem Werk über die "feinen Unterschiede" (1987) beschrieben worden sind. Weil Angehörigen höherer Bildungsgruppen - sowohl von anderen Bildungsgruppen als auch der eige-

nen Bezugsgruppe - qua Ausbildung ein größeres Wissen zugeschrieben wird, würde das Eingeständnis von Ignoranz das Selbst- und Fremdbild gleichermaßen gefährden.

In unserer Untersuchung läßt sich kein Bildungseffekt feststellen. Dies gilt auch dann, wenn man nach dem Alter des Befragten untergliedert: Spezifische Bildungseffekte je nach Generation oder Altersgruppenzugehörigkeit gibt es nicht. Auf den ersten Blick scheinen diese Ergebnisse damit nicht nur den Befunden westdeutscher Untersuchungen, sondern auch den Befunden einer früheren sächsischen Untersuchung zur Beurteilung des Politikers "***Köstritz***" zu widersprechen. Denn dort, so in der Veröffentlichung (vgl. ***Diekmann*** 1995: 386), gaben unter den Befragten mit höherem Bildungsabschluß häufiger eine Kenntnis des nicht existenten Politikers an als in den unteren Bildungsgruppen.

Doch die Realität ist eine andere. Die für die besser Gebildeten mitgeteilten Werte finden sich in den Originaltabellen, die man dem unveröffentlichten Bericht entnehmen kann, nicht wieder. Der Unterschied zwischen den Bildungsgruppen ist minimal und beläuft sich - kontrastiert man die unterste mit der obersten Bildungsgruppe - auf allenfalls 5 Prozentpunkte (EMNID 1993). Diese Konsistenz der Befunde für Ostdeutschland bedeutet: Die Ergebnisse, die in Westdeutschland gefunden wurden, sind entweder einzigartig für die erfragten Sachverhalte, oder die Verhältnisse in Ostdeutschland unterscheiden sich in dieser Hinsicht. Die andersgeartete gesellschaftliche Sozialisation und Tradition - insbesondere in der Betonung egalitärer Werte - in Ostdeutschland führt unter Umständen weniger zur Selbstdarstellung der besser Gebildeten als in Westdeutschland. Die Abgrenzungsbemühungen nach unten könnten geringer ausgeprägt sein.

Gleichwohl: Daß es einen Zusammenhang zwischen Selbstwahrnehmung als kompetent und fiktiven Beurteilungen auch in Ostdeutschland gibt - nur auf eine andere Dimension bezogen -, darauf verweisen Untergliederungen unserer Untersuchung nach dem Grad politischen Interesses. Je stärker jemand von sich sagt, er interessiere sich für Politik, desto eher nennt er auch einen fiktiven Politiker. Dies ist in Form eines linearen Effekts deutlich im Fall der face-to-face-Befragung erkennbar. In der Telefonbefragung tritt der Effekt sogar noch akzentuierter auf, lediglich bei der Endkategorie "sehr starkes Interesse" sinkt der Wert wieder ab (Tabelle 2).[6]

Wählt man anstelle des politischen Interesses die Zahl der bekannten, real existierenden Politiker als unabhängige Variable, so reproduzieren die Befunde die positive Korrelation zwischen Selbsteinstufung als politisch interessiert und nicht eingestandener Ignoranz. Je mehr real existente Politiker als bekannt eingestuft und bewertet werden, desto häufiger

6 Die statistische Signifikanz wird in beiden Fällen nicht erreicht. Die Richtung des Effekts ist jedoch die Gleiche, so daß die Folgerung gerechtfertigt erscheint, politisches Interesse begünstige fehlerhafte Nennungen.

werden auch Urteile über die fiktiven Politiker gefällt. Dies gilt - wie weitere Analysen belegen - unabhängig von politischem Interesse und wirkt kumulativ. Und es bedeutet einmal mehr: Je eher man sich selbst als kompetent wahrnimmt, desto größer ist die Neigung, auch die fiktiven Politiker einer Bewertung zu unterziehen.

Tabelle 2: Anteil von Befragten, die fiktive Politiker beurteilen, nach sozialen Merkmalen und politischem Interesse sowie nach Art der Erhebung in %.

	Face-to-face	Telefonisch
Geschlecht		
Mann	12 (276)	24 (182)
Frau	9 (322)	16 (177)
Alter		
18 – 29	12 (174)	26 (58)
30 – 44	13 (111)	20 (98)
45 – 59	11 (159)	20 (1 07)
60 und älter	9 (150)	20 (90)
Bildung		
Hauptschulabschluß / POS 8. Klasse	9 (137)	22 (77)
Realschulabschluß / POS. 10. Klasse	14 (241)	22 (134)
Fachhochschulreife / Abschluß einer Fachoberschule	4 (45)	14 (49)
Abitur (Gymnasium oder EOS)	10 (170)	19 (104)
Politisches Interesse		
Sehr stark	15 (53)	21 (68)
Stark	11 (135)	26 (110)
Mittel	10 (209)	20 (148)
Wenig	9 (142)	12 (33)
Überhaupt nicht	6 (48)	- (14)

Zahl der Befragten (N) in Klammern. Erfaßt wird der Prozentsatz derer, welche die fiktiven Politiker ***Volker Kutschke*** und/oder ***Dieter Köstritz*** nennen.

Größere Unterschiede in der Neigung, fiktive Politiker zu nennen, ergeben sich nicht zwischen den Befragten mit unterschiedlichen sozialen Merkmalen. Bemerkenswert ist allenfalls eine leicht überproportionale Tendenz bei den Männern und bei Jüngeren, sich zu fiktiven Politikern zu äußern. Das traditionelle Selbstverständnis, für politische Fragen zuständig zu sein, mag einen Teil der männlichen Ignoranz erklären. Aber wieso bei den Jüngeren - den 18 - 29jährigen - die Ignoranz, zumindest in der Telefonbefragung, am größten ist, ist zunächst nicht einsichtig. Möglicherweise gilt auch hier, daß eine Selbsteinschätzung als „kompetent“ Einfluß auf die Antwortneigung nimmt. Die jüngere Generation ist diejenige, welche sich unbelastet von der Tradition der DDR-Vergangenheit dem neuen

Gesellschaftssystem zuwendet und sich unter diesen Umständen der älteren überlegen fühlen könnte.

6 Antwortmuster bei Nennung fiktiver Politiker

Welche Kriterien bestimmen nun unter denen, die eine Bewertung abgeben, das Urteil über die fiktiven Politiker? In der zitierten EMNID-Untersuchung in Westdeutschland von 1981 fällt auf, daß der fiktive Politiker einen "respektablen Mittelplatz" unter den realen Bundesministern einnimmt (EMNID 1981:16). Er wird weder besonders positiv noch besonders negativ bewertet und entspricht eher dem Durchschnitt. Differenziert man nach Parteipräferenzen, wird er von Anhängern der SPD überproportional positiv, von den Anhängern der CDU überproportional negativ bewertet. Bedenkt man, daß zu dieser Zeit die SPD (zusammen mit der FDP) die Bundesregierung stellte, könnte man vermuten, daß die Bewertung der fiktiven Politiker nicht zufällig, sondern konsistent mit der übrigen Bewertung erfolgt: Der Politiker *„Meyer“* wird von Teilen der Wähler als Mitglied der Regierung wahrgenommen. Und ihr Urteil wird entsprechend strukturiert: Für CDU-Wähler fällt das Urteil entsprechend negativ, für SPD Wähler positiv aus. Auf ähnliche Tendenzen einer konsistenten Bewertung - im Einklang mit der Bewertung der Regierung und deren Angehörigen - haben ***Schuman*** und ***Presser*** (1981) für die USA hingewiesen.

Untersuchen wir zuerst, welche Wertung durchschnittlich den fiktiven Politikern im Vergleich zu den realen zugewiesen wird. In der face-to-face-Befragung erhält "***Volker Kutschke***" einen Durchschnittswert von 3.4, "***Dieter Köstritz***" von 3.3. Der Durchschnitt unter den realen Politikern liegt bei 3.6. Im Fall der Telefonbefragung wird "***Volker Kutschke***" mit einem Wert von 3.5 und "***Dieter Köstritz***" mit 3.1 bewertet. Der Durchschnittswert realer Politiker liegt bei 3.2. Die fiktiven Politiker werden in den beiden Erhebungen also annähernd gleich, tendenziell sogar etwas positiver beurteilt als die realen Politiker.

In der von uns gewählten Fragefassung fehlt ein Verweis auf die Zugehörigkeit der aufgeführten Landespolitiker zur Landesregierung. Weil es sich jedoch bei den genannten realen Politikern ausschließlich um jetzige oder ehemalige Minister der CDU-geführten Landesregierung handelt, könnte man vermuten, daß zumindest bei einem Teil der Befragten ein entsprechender Bezugsrahmen aktiviert wird und dieser das Antwortverhalten bestimmt. Untergliederungen nach der Parteipräferenz der Befragten sind in unserem Fall nur in der Telefonbefragung möglich. Um über hinreichende Fallzahlen zu verfügen, fassen wir dabei die Anhänger der Oppositionsparteien zusammen (in CDU vs. SPD, Grüne und PDS). Anders als in der zuvor zitierten EMNID-Untersuchung lassen sich Mittelwertunterschiede je nach Parteipräferenz verschieden jedoch nicht feststellen. Die aufgeführten Landespolitiker werden in unserer Studie offenbar nicht primär in ihrer Eigenschaft als Minister einer CDU-geführten Landesregierung wahrgenommen und bewertet.

7 Schlußbemerkungen

Was bleibt als Fazit? Die Bereitschaft, fiktive Politiker zu beurteilen und sich zu nicht existenten Sachverhalten zu äußeren, ist bei einem - wenn auch kleinen - Teil der Befragten in Repräsentativerhebungen vorhanden. Der Anteil dürfte nach den bisherigen Erfahrungen in West- wie Ostdeutschland auf der Ebene einzelner, vorgegebener Politiker bei maximal 15% liegen. In der Regel wird es möglich sein, diesen Anteil durch entsprechende Frageformulierungen, die zum Eingeständnis der Nichtkenntnis ermuntern, zu reduzieren (vgl. ***Reuband*** 1990a). Völlig verschwinden wird er nicht. Umfragedaten, in denen Politiker bewertet werden, sollten daher immer dann vorsichtig beurteilt werden, wenn die Quote der Bekanntheit den mutmaßlich maximalen Wert für fiktive Politiker - von rund 15% - unterschreitet.

Wieviele Befragte sich zu fiktiven Sachverhalten äußern, ist eine Funktion der Zahl vorgegebener fiktiver Sachverhalte. Je mehr fiktive Fragen gestellt werden, desto größer ist der Anteil von Personen mit Fehlurteilen. Nur ein kleiner Teil unter ihnen fällt das Fehlurteil jedoch in generalisierter Weise. Die Falschantwortmuster beruhen zu einem Teil auf Zufälligkeiten, auf Mißverständnissen und/oder Tendenzen der Selbstpräsentation. Wenn es zur Bewertung eines fiktiven Politikers kommt, wird er offenbar innerhalb der üblichen Schwankungsbreite von Politikerbewertungen eingestuft. Der ihm zugeordnete Wert entspricht dem Durchschnittswert.

Am wichtigsten und bemerkenswertesten ist in unserer Untersuchung der Zusammenhang mit dem politischen Interesse: Anders als zunächst vermutet, korreliert das politische Interesse nicht negativ, sondern positiv mit der Beurteilung fiktiver Politiker. Es sind nicht die Ignoranten, sondern die Kompetenten, welche der Gefahr einer Fehlattribution unterliegen. Ob diese Fehlattribution intentional geschieht oder eher irrtümlich, ob sie spezifisch ist für Ostdeutschland oder generalisiert werden kann, bedarf weiterer Forschung.

Literatur:

Aschmann, ***M***. und ***Widmann***, ***J***., 1986: "Pseudo Opinions" in einer schriftlichen Studentenbefragung, in: ZA Information 19, S. 80-83.

Bogart, ***L***., 1967: No opinion, don`t know, and maybe no answer, in: Public Opinion Quarterly, 31, S. 331-345.

Bourdieu, ***P***., 1987: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt: Suhrkamp.

Converse, ***P.E***., 1964: The nature of belief systems in mass publics. in: ***Apter, D.A.*** (Hrsg.): Ideology and discontent, New York und London: The Free Press, S. 206-261.

Converse, ***P.E***., 1970: Attitudes and non-attitudes: continuation of a dialogue. in: ***Tufte, E.R***. (Hrsg.): The Quantitative Analysis of Social Problems. Reading, Mass.: Addison Wesley. S. 168-89.

De Leeuw, ***E.D***., 1992: Data quality in mail, telephone and face to face surveys, Amsterdam: TT-Publikaties.

Delli Cargini, ***M***., ***X***. und ***Keeter, S.*** 1996: What Americans know about politics and why it matters. New Haven und London: Yale University Press.

DeMaio, ***Th.J***., 1984: Social desirability and survey measurement: A review. in: ***Turner***, ***Ch***.***F***. und ***Martin, E***. (Hrsg.): Surveying subjective phenomena, Vol. 2, New York: Russell Sage Foundation. S. 257-282.

DER SPIEGEL Nr. 36, 1993.

Diekmann, ***A.***, 1995: Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

EMNID, 1981: Die Popularität von Bundesministern - eine methodenkritische Befragung, in: EMNID Informationen Nr. 8, S. 14-16.

EMNID, 1993: Unveröffentlichte Tabellen. Bielefeld.

Esser, ***H***., 1974: Der Befragte, in: ***Koolwijk, J.v.*** und ***Wieken-Mayser, M***. (Hrsg.): Techniken der empirischen Sozialforschung, Bd. 6, München: Oldenbourg Verlag, S. 107-145.

Fuchs, ***M***., 1994: Umfrageforschung mit Telefon und Computer. Weinheim: Beltz Verlag.

Hartley, ***E***. und. ***Hartley***, ***R.E.***, 1955: Die Grundlagen der Sozialpsychologie. Berlin.

Höflich, ***J.R***., 1989: Telefon und interpersonale Kommunikation - Vermittelte Kommunikation aus einer regelorientierten Kommunikationsperspektive -, in: Forschungsgruppe Telefonkommunikation (Hrsg.): Telefon und Gesellschaft, Band 1: Beiträge zu einer Soziologie der Telefonkommunikation. Berlin: Volker Spiess, S. 197-220.

Link, o.J.: Telefonische Bevölkerungsumfagen in den neuen Bundesländern. Ergebnisse und Erfahrungen aus Pilotprojekten. Informationsreihe 4. Zürich: Link.

Martin, ***E***., 1983: Surveys as social indicators: Problems in monitoring trends, in: ***Rossi***, ***P.H***., ***Wright, J.D***. und ***Anderson***, ***A.B***. (Hrsg.): Handbook of survey research. San Diego et al: Academic press, S. 677-743.

McCord, ***H***., 1951: Discovering the "confused" respondent: a possible projective method. in: Public Opinion Quarterly, 15, S. 363 - 366.

Noelle Neumann, ***E***. und ***Petersen***, ***Th***., 1996: Alle, nicht jeder. Einführung in die Methoden der Demoskopie. München: dtv.

Reuband, ***K.-H***., 1990a: Meinungslosigkeit im Interview. Erscheinungsformen und Folgen unterschiedlicher Befragungsstrategien, in: Zeitschrift für Soziologie, 19, S. 428 - 443.

Reuband, ***K.-H***., 1990b: Sicherheitspolitische Kenntnisse in der Bevölkerung: Das Beispiel "Nachrüstung". Über Informationsdefizite, Mobilisierungsfolgen und die Bedeutung des Wissens für die Einstellung zur Nachrüstung, in: ***Steinweg***, ***R.***, Red., Lehren aus der Geschichte? Historische Friedensforschung. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 391-429.

Reuband, ***K.-H***., 1991: Bekundete und reale Offenheit im Interview. Eine empirische Analyse des Zusammenhangs von Verweigerungshaltung und Antwortverhalten, in: Planung und Analyse, 18, S. 49-51.

Reuband, ***K.-H***-, 1993: Survey methods as a monitoring instrument, in: ***Garretsen***, ***H.F.L; van de Goor***, ***L. A. M.***; ***Kaplan***, ***Ch***. ***D***.; ***Korf***, ***D***. ***J***.; ***Spuit, I. P.*** und ***de Zwart***, ***W***. ***M***. (Hrsg.): Illegal drug use. Research methods for hidden populations. Proceedings. Invited Expert Meeting. Utrecht und Rotterdam, Netherland Institute of Alcohol and Drug/Municipal Health Service Rotterdam, S. 22-27.

Reuband, ***K.-H***., 1998: Quoten- und Randomstichproben in der Praxis der Sozialforschung. Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der sozialen Zusammensetzung und den Antwortmustern der Befragten, in: ZA Information 43, S. 48-80.

Reuband, ***K.-H***., 2000: Telefonische und postalische Befragungen in Ostdeutschland. Auswirkungen auf die soziale Zusammensetzung und das Antwortverhalten, in: ***Hüfken***, ***V***. (Hrsg.): Methoden in Telefonumfragen. Opladen: Westdeutscher Verlag (im Druck).

Reuband, ***K.-H***. und ***Blasius***, ***J.***, 1996: Face-to-face, telefonische und postalische Befragungen. Ausschöpfungsquoten und Antwortmuster in einer Großstadt-Studie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 48, S. 296-318

Ruhrmann, ***G***., 1989: Rezipient und Nachricht. Struktur und Prozeß der Nachrichtenrekonstruktion. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Scheuch, E.K., 1973: Das Interview in der Sozialforschung, in: ***König***, ***R.*** (Hrsg.): Handbuch der Empirischen Sozialforschung, Bd. II, 3. umgearb. und erw. Auflage, Stuttgart: Enke, S. 66 - 190.

Schräpler, J.-P., 1996: Response Style und Response Set. Eine Längsschnittuntersuchung zu den Zufriedenheits- und Einstellungsfragen im Sozio-ökonomischen Panel. WZB-Veröffentlichungen FS III 96 - 405, Berlin: Wissenschaftszentrum.

Schuman, ***H***. und ***Presser***, ***S***., 1981: Questions and answers in attitude surveys. Experiments on question form, wording and context. New York: Academic Press.

Wagner, ***W***., 1996: Kulturschock Deutschland. Hamburg: Rotbuch-Verlag.

Wedel, ***M***., 1995: Einheitsfrust. Reinbek: Rowohlt.

Die Quelle Meinungsforschung: Historische Datenanalyse als Weg zu einer Geschichte der Mediennutzung

von Michael Meyen [1]

Zusammenfassung

Nie schien Rezeptionsgeschichte so einfach wie heute. Seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurden in Deutschland ganze Berge von Tabellenbänden produziert, gefüllt mit Einschaltquoten und Leserzahlen. Quellen über Quellen also – der Traum jedes Historikers. In diesem Beitrag geht es darum, wie dieser Traum Wirklichkeit werden kann. Unter welchen Bedingungen wurden Meinungsumfragen betrieben, in welcher Form sind die Ergebnisse überliefert, welche Fehlerquellen gibt es? Wie kann man die Zahlen kontrollieren und verstehen, wie Lücken in der Überlieferung schließen? Verdeutlicht werden sollen die Schwierigkeiten beim Umgang mit Umfrageresultaten durch Beispiele zum Thema Glaubwürdigkeit der Medien.

Abstract

Since the end of the Second World War reliable representative data have been available for the analysis of the media usage. During the past 55 years the commercial research institutes in Germany have produced an enormous mountain of figures. How can these surveys from the past become a treasure of information for historians? Using available survey data of the media image (confidence in news) this article discusses procedures, methodological problems and possible errors in a historical data analysis.

1 Anschrift des Autors: Dr. ***Michael Meyen***, Universität Leipzig, Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft, Augustusplatz, 04109 Leipzig, e-mail: mmeyen@aol.com
Eine erste Fassung dieses Textes wurde in der Reihe "Großbothener Vorträge", Heft 1/1999, im LIT-Verlag, Münster/Hamburg/London veröffentlicht.

Ich danke ***Arnulf Kutsch*** für zahlreiche Hinweise. Dank sei außerdem dem Zentralarchiv sowie EMNID, dem Institut für Demoskopie Allensbach und dem Südwestrundfunk für die Bereitstellung der Umfrageberichte gesagt.

1 Empirische Medienforschung in Deutschland

Zwar gab es auch schon vor 1945 Umfrageversuche in Deutschland, Repräsentativbefragungen aber kamen erst mit den Besatzungstruppen ins Land. ***Theodor Adorno*** sagte 1951, daß das starke Bedürfnis der Menschen, ihre Urteile und Wünsche zu äußern, den Methoden des "Social Research" ebenso entgegengekommen sei wie der Bedarf der Alliierten, die Verhältnisse kennenzulernen. Außerdem verwies ***Adorno*** auf den Wunsch der Wirtschaft, die Risiken herabzusetzen. Man wolle sich nicht dem Verdikt des Marktes unterwerfen, sondern vorher wissen, wie sich Angebot und Nachfrage zueinander verhalten (***Adorno*** 1952, S. 8).

Alle drei westlichen Militärregierungen veranstalteten Umfragen und interessierten sich dabei besonders für die Nutzung und die Bewertung der Medien. Wer sonst sollte die "Umorientierung" vorantreiben, wenn nicht die von den Militärregierungen lizenzierten oder die von ihnen betriebenen publizistischen Mittel (***Kutsch*** 1995, S. 418f.)? Die Amerikaner forschten sogar bis Anfang der 60er Jahre weiter. Der entsprechende Dienstbereich war dem Hohen Kommissar und ab 1955 dann der US-Botschaft unterstellt (***Fischer/ Bauske*** 1984). Die Briten gaben dem Nordwestdeutschen Rundfunk in Hamburg (NWDR) nach dem Vorbild der BBC eine Abteilung für Hörerforschung, die bis zur Auflösung der Rundfunkanstalt 1955 arbeitete (***Drengberg*** 1991, S. 413–416). Die Erben des NWDR, der Westdeutsche und der Norddeutsche Rundfunk, weigerten sich, die Arbeit dieser Abteilung fortzusetzen. So wie der Rundfunk in Deutschland organisiert war, brauchte er keine Studien über die Rezipienten. Die Anstalten hatten eine sichere Einnahmequelle (Gebühren) und in ihrem Sendegebiet de facto ein Monopol, sie konnten auf ihren Programmauftrag verweisen, waren nicht auf Werbung angewiesen und in ihrem Wohlergehen eher von den Aufsichtsgremien abhängig als vom Urteil der Hörer. Kontinuierlich geforscht wurde in den 50er Jahren nur in Stuttgart, wo mit ***Fritz Eberhard*** ein Intendant saß, der sich sowohl für die Befragungsmethode als auch für die Hörermeinung interessierte und den außerdem eine persönliche Freundschaft mit der Gründerin des Instituts für Demoskopie in Allensbach, ***Elisabeth Noelle-Neumann***, verband.

Im Gegensatz zum öffentlich-rechtlichen Rundfunk konnte die Presse nicht auf Rezipientenstudien verzichten. Einerseits verlangte die Werbewirtschaft vergleichbare Daten über die Reichweite der Werbeträger Zeitung und Zeitschrift, und andererseits versuchten die Verlage, die eigenen Objekte jeweils in das beste Licht zu rücken und damit letztlich ihre Position auf dem Werbemarkt zu verbessern. In diesem Spannungsfeld entstand seit Ende der 40er Jahre ein Umfragebericht nach dem anderen.

Der Weg zu einer Rezeptionsgeschichte der Nachkriegszeit bleibt trotzdem beschwerlich. Demoskopische Messungen sind interessengeleitet. Die Werbewirtschaft gab und gibt beispielsweise sehr viel Geld dafür aus, um zu erfahren, wer welche Sendung sieht oder hört,

wer in welcher Zeitschrift blättert, ob dieser "Leser" Zigaretten, Pfeife oder gar nichts raucht, ob er ein Deo benutzt. Für größere Zusammenhänge und historische Entwicklungen ist diese Art der Forschung blind. Die Ergebnisse der Umfragen zur Mediennutzung erlauben außerdem nur in Ausnahmefällen, Zeitreihen zu bilden. Die Zahlen lassen sich nicht einfach nebeneinanderlegen. Einmal wurden nur Rundfunkteilnehmer befragt und beim nächsten Mal die ganze Bevölkerung, einige Studien gelten nur für begrenzte Territorien (beispielsweise für das Sendegebiet des Süddeutschen Rundfunks) und kaum zwei verwendeten die gleiche Frageformulierung, selbst wenn es ausdrücklich um Vergleichbarkeit ging wie zum Beispiel bei den US-Untersuchungen zur Hauptinformationsquelle der Deutschen. "What is your main source of news about political affairs?" wollten die Amerikaner 1948 wissen (OMGUS-Report No. 106, S. 5), 1952 und 1955 aber fragten sie "From which source do you mainly learn what is happening in the world and in Germany?" (EMBASSY-Report No. 214, S. 19). Sind "political affairs" das gleiche wie "what is happening in the world and in Germany", und ist "source of news" gleichzusetzen mit "learn"? Was ist außerdem eine Zahlenreihe wert, wenn einmal (1948) in der US-Zone gefragt wurde, dann aber in der ganzen Bundesrepublik?

Wenn nur der Ergebnisbericht überliefert ist, muß sich der Historiker mit dem begnügen, was damals für mitteilenswert gehalten wurde. Um gleich bei den US-Reports zu bleiben: Vor allem in den ersten Nachkriegsjahren war das Papier knapp, und entsprechend dünn sind die Berichte. Außerdem gab es keine Vorgänger, die man übertreffen mußte (und sei es nur durch die Länge des Geschriebenen). Die Bearbeiter hatten nicht die Nachwelt im Sinn und auch nicht die hehre Wissenschaft, sondern die militärischen und politischen Instanzen, die die Untersuchungen bezahlten (***Braun***/***Articus*** 1984, S. 704). Für den Tagesbedarf war es sicher nicht schlimm, wenn die Kategorien und das Erhebungsgebiet von Umfrage zu Umfrage wechselten und die Zahl der Befragten oder die Grundgesamtheit nicht mitgeteilt wurden. Was sich damals mit einem Anruf oder einem Gang ins nächste Büro klären ließ, macht es heute oft unmöglich, die Ergebnisse zu vergleichen und Trends festzustellen. Ähnliches gilt für die regelmäßigen Werbeträgerstudien. Bei der Leseranalyse (ab 1954, heute: Media-Analyse) wurde fast vor jeder Befragungswelle an den Methoden gefeilt und dann ausdrücklich darauf hingewiesen, daß man die Zahlen nicht mit denen aus den Vorjahren vergleichen könne.

2 Rezeptionsgeschichte als Sozialgeschichte

In der Methodenliteratur werden diese Probleme kaum diskutiert. Zwar bekamen die Lehrbücher mit dem wachsenden Umfrage-Berg ein Kapitel "Sekundäranalyse", aber hier geht es in der Regel um computergestützte Re-Analysen und schon per Definition nicht um die Nutzung von Umfrageberichten oder Datensätzen als Quelle für Geschichtsschreibung. Bei einer Sekundäranalyse wird bereits vorhandenes Material (Primärerhebung) unabhängig

vom ursprünglichen Zweck der Datensammlung ausgewertet. Bindeglied zwischen beiden Untersuchungen ist dabei die Mehrdimensionalität der Indikatoren. ***Jürgen Friedrichs*** hat dies mit der Frage nach politischen Gesprächen in der Nachbarschaft illustriert. Dieser Indikator informiere sowohl über das politische Interesse als auch über den Grad der Integration und sei so für völlig verschiedene Probleme verwendbar (***Friedrichs*** 1990, S. 353–355). Nun könnte man natürlich spitzfindig sein und diese Definition mit Blick auf die Medienumfragen zurechtbiegen, Allensbacher Werbeträger-Analyse (seit 1959 jährlich) oder Leseranalyse beispielsweise als Studien über den Werbewert einstufen und als neuen Zweck Rezeptionsgeschichte angeben. Kern aber ist in beiden Fällen die Nutzung der Medien. Um den Begriff "Sekundäranalyse" nicht unnötig zu verwischen, schlage ich den Terminus "historische Datenanalyse" vor. Dieser Begriff scheint mir auch deshalb gerechtfertigt, weil es, wie gleich zu zeigen sein wird, nicht um eine einfache Übernahme der Daten geht, sondern um deren kritische Verarbeitung.

Elisabeth Noelle-Neumann hat vor einem "Brei von merkwürdigen, schwimmenden Prozentzahlen" gewarnt und gefordert, nach den Ursachen für Veränderungen zu suchen. Demoskopische Daten allein seien stumm, man brauche ein Schlüsselbund, um sie zum Sprechen zu bringen (***Noelle-Neumann***/***Piel*** 1983, S. 16, 40). Für den Berliner Historiker ***Jürgen Kocka*** ist das Ziel von Geschichte die Erklärung des Wandels von Wirklichkeit. Als Weg hat er eine strukturgeschichtliche Betrachtungsweise empfohlen. Ereignisse, Handlungen und Personen seien, soweit irgend möglich, auf ihre Determinanten hin zu befragen, ohne den "Rest" aus den Augen zu verlieren (***Kocka*** 1986, S. 75–77). Für entscheidend hält ***Kocka*** dabei die sozialen und sozialökonomischen Bedingungen. Er hat von deren "hervorragender Wirkungsmächtigkeit innerhalb der Gesamtgeschichte" gesprochen und verlangt, die untersuchten Phänomene mit diesen Faktoren in Verbindung zu setzen. Um nicht in der Faktenfülle zu ertrinken, sei ein theoretischer Bezugsrahmen nötig. Neben Auswahlkriterien liefere dieser Hypothesen für die Verknüpfung der Wirklichkeitsbereiche. ***Kocka*** hat gefordert, den Untersuchungsgegenstand in größere, umfassendere Fragestellungen einzuordnen. Zum einen bleibe die Analyse des Einzelproblems ohne Kenntnis des Gesamtsystems unvollkommen, zum anderen bestehe die Gefahr, daß etwas nur untersucht werde, weil es noch nicht untersucht worden sei. Auf diese Weise entstehe leicht der "Eindruck von Beliebigkeit" (***Kocka*** 1986, S. 79, 96f., 99f.).

Der Dortmunder Kommunikationshistoriker ***Kurt Koszyk*** hat – unter anderem von ***Kocka*** inspiriert – seine Kollegen 1986 aufgefordert, sich den sozialen Wandel vorzunehmen und dessen Faktoren zu studieren. Es genüge nicht, nach historischen Details zu fahnden und auch nicht, die Mediengeschichtsschreibung durch die Einführung quantitativer Verfahren zu modernisieren, sondern es komme darauf an, die strukturellen Bedingungen zu berücksichtigen und die Ergebnisse im sozialen Zusammenhang zu sehen. Dazu müsse die historische "Faktenhuberei" über Massenmedien das Stadium der unreflektierten Selbstver-

ständlichkeit überwinden. ***Koszyk*** hat mehrere theoretische Modelle vorgeschlagen, die für die Kommunikationshistoriographie ertragreich sein könnten. So habe bereits der niederländische Soziologe und Publizistikwissenschaftler ***Henk Prakke*** nach den massenkommunikativen Faktoren des sozio-kulturellen Wandels gefragt (***Koszyk*** 1989). ***Prakke*** sah, und das scheint das Wichtigste an seinem Denkmodell, publizistischen Wandel als Ausschnitt aus einem größeren Prozeß. Als Beobachtungshilfe wählte er die Kategorie "Kulturwandel". Dort sei alles enthalten, was die Publizistik einer Epoche bestimme. ***Prakke*** stellte Rezipient, Kommunikator und Kommunikation auf eine Stufe und hob die Wechselbeziehungen zwischen diesen drei Komplexen ebenso hervor wie deren funktionales Verhältnis zu anderen Variablenkomplexen der Umwelt (***Prakke*** 1968).

Wer Kommunikationsgeschichte als Sozialgeschichte schreiben will, kann die einzelnen Medien nicht isoliert betrachten. Und mehr noch: Das Fernsehen beispielsweise konkurriert nicht nur mit den anderen Medien um die Zeit und die Aufmerksamkeit der Menschen. Es geht um sehr viel komplexere Zusammenhänge menschlichen Handelns, um Fernsehen und Religion, um Fernsehen und Freizeit, um Fernsehen und Langeweile (***Langenbucher*** 1984). Wie aktuell dieses Thema ist, zeigte ein Vortrag des Züricher Kommunikationswissenschaftlers ***Ulrich Saxer*** auf der Fachtagung "Medienrezeption seit 1945" im Herbst 1997. ***Saxer*** plädierte dafür, die Rezeptionsgeschichte "ganzheitlich" zu behandeln (die einzelnen Medien also nicht voneinander zu isolieren) und den gesamtgesellschaftlichen Wandel zu berücksichtigen. Es sei all das zu rekonstruieren, was etwas mit Medienkommunikation zu tun habe (***Saxer*** 1998).

3 Die Quelle Meinungsumfrage

Der US-Soziologe ***Herbert Hyman***, der 1972 ein großes Plädoyer für die Wiederverwendung von Umfragedaten vorgelegt hat, nannte unter der Überschrift "Benefits for theory and substantive knowledge" an erster Stelle "Understanding the past". Natürlich habe der Historiker wie in alten Zeiten Akten und andere Schriftstücke, aber diese Quellen seien vor allem dann kaum geeignet, wenn man Verteilungen in der Gesamtbevölkerung oder Verhalten, Einstellungen und Werte messen wolle. Rückschauende Befragungen würden hier nicht weiterhelfen, da sie an Erinnerungsfehlern litten. Man habe noch nie eine Quelle gehabt, die die Realität ideal und direkt abbildet, und ob man nun aus Akten oder Umfragedaten schlußfolgere, sei im Prinzip das gleiche (***Hyman*** 1972, S. 11–13). ***Hyman*** beschäftigte sich auch mit dem Problem der schriftlichen Umfrageberichte. Wer solche Quellen nutze, wirke zwar auf den ersten Blick altmodisch, aber selbst die ausgefeiltesten statistischen Operationen am Computer würden nichts bringen, wenn die Daten unkritisch verwendet werden. ***Hyman*** forderte deshalb, die Fehlerquellen der Untersuchungen zu diskutieren, und schlug vor, Lücken in der Überlieferung durch die Kombination verschiedener Befragungsergebnisse zu schließen (***Hyman*** 1972, S. 63–72). Dieser Ruf kann offenbar

nicht oft genug wiederholt werden. In kommunikationsgeschichtlichen Arbeiten werden immer noch Umfrageresultate mit der Wirklichkeit gleichgesetzt, und aktuelle Historiker-Arbeiten über die 50er Jahre wurden vor allem deshalb kritisiert, weil sie entsprechende Daten unkritisch verwendet haben (***Schildt*** 1995, ***Wildt*** 1994, ***Dussel*** 1999).

Die Geschichtswissenschaft unterscheidet zwischen Traditionsquellen und Überresten (***Opgenoorth*** 1989, S. 42f.). Diese Trennung ist für die Interpretation wichtig. Während Traditionsquellen ihre Entstehung der Absicht verdanken, die Nachwelt über bestimmte Sachverhalte zu unterrichten, und deshalb besonders kritisch gelesen werden müssen (wie etwa historiographische Arbeiten oder Memoiren), sind "Überreste" aus den Gegebenheiten hervorgegangen, die man untersuchen will. Hierher gehören Sachüberreste (Gebäude, Kunstwerke, Gegenstände des täglichen Bedarfs), abstrakte Überreste (Institutionen, Sitten und Gebräuche, Sprachen und Namen) und vor allem das gesamte Schriftgut, das aus den Bedürfnissen der jeweiligen Gegenwart entstanden ist (Akten, und Urkunden). "Tradition" und "Überrest" schließen sich allerdings nicht gegenseitig aus. Ein Leitartikel beispielsweise war zunächst an die Zeitgenossen gerichtet und könnte folglich als Überrest eingestuft werden. Der Schreiber wußte aber, daß das Blatt aufgehoben wird, und wollte außerdem "historische" Kenntnis von Begebenheiten vermitteln. Warum also sollte man nicht von gewollter Überlieferung sprechen, von Tradition? Das Beispiel Tagespresse zeigt, daß die Bewertung von Quellen immer auch von der Fragestellung abhängt (***Brandt*** 1963, S. 63–65, 70). Die Einordnung von Meinungsumfragen scheint ähnlich problematisch. Einerseits dienen die meisten Umfragen aktuellen Bedürfnissen, andererseits jedoch wissen die Forscher sehr wohl, daß sie künftigen Historikergenerationen das Rohmaterial liefern. Dies gilt vor allem für regelmäßige Untersuchungen wie die Media-Analyse, die Allensbacher Werbeträgeranalyse und erst recht für die Langzeitstudie Massenkommunikation, die seit 1964 etwa alle fünf Jahre Nutzung und Bewertung von Fernsehen, Hörfunk und Tagespresse mißt und ausdrücklich einen Datenfundus bereitstellen will, der die Zusammenhänge zwischen Medien und sozialem Wandel dokumentiert (***Berg***/***Kiefer*** 1996). Daß die Historiker sich mit diesem Thema bisher kaum beschäftigt haben, liegt vielleicht auch an einem traditionellen Verständnis von Geschichtswissenschaft, das Zahlen und Rechnen ablehnt.

Eines haben Traditionsquellen und Überreste ohnehin gemeinsam: Immer ist nach der Glaubwürdigkeit der Quellen zu fragen und danach, wie sich ihr Wortlaut zu den geschilderten Tatsachen verhält. Dazu muß man die Entstehungsgeschichte und den Zweck der Quelle ebenso kennen wie die Institution, die das Schreiben hervorgebracht hat, und die Absichten der Verfasser (***Opgenoorth*** 1989, S. 73f., 121). Anders als bei Aktenschriftstükken reicht dies für die Interpretation von Umfrageergebnissen allerdings nicht. Die Validität der Daten hängt vom verwendeten Instrumentarium ab, von der Qualität der Stichprobe und der Befragungsform, von der Qualität der Indikatoren und der Qualität der Auswer-

tung, vom Aufbau des Fragebogens und von der Formulierung der Fragen, von der Motivation der Interviewer und vom Verhalten der Befragten (***Noelle-Neumann/Petersen*** 1998). Wer Meinungsforschungsresultate als Geschichtsquelle nutzen will, kommt an einer Methodenkritik nicht vorbei. Dazu gehört auch, Zahlen nicht aus ihrem Entstehungszusammenhang zu lösen. ***Elisabeth Noelle-Neumann*** sagte 1957 in einem SPIEGEL-Gespräch, daß man die Antworten immer im Licht der Frage betrachten müsse. Umfrageergebnisse ohne Fragetext würden eigentlich in den Papierkorb gehören (DER SPIEGEL Nr. 11/1957, S. 18–23).

4 Fehlerquelle 1: Institutionen und Umfrageverhalten

Die empirische Markt- und Meinungsforschung war in der Bundesrepublik von Anfang an eine Domäne kommerzieller Institute. ***Clodwig Kapferer***, einer der deutschen Marktforschungspioniere, hat dies mit dem Aufwand für die Umfragen begründet. Es werde ein umfangreicher Apparat benötigt, und dies habe das Entstehen besonderer Meinungsforschungsfabriken begünstigt (***Kapferer*** 1963). Den Universitäten fehlten für große Projekte Geld und Personal und oft auch Verständnis und Interesse. In der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft haben sich empirische Methoden erst ab Mitte der 60er Jahre durchgesetzt. ***Gerhard Unholzer***, der 1962 als Hörerforscher bei Infratest begann und dann lange in der Führungsetage des Instituts saß, hat die kommerzielle Medienforschung verteidigt. Verlagseigene Abteilungen seien oft zu nah am Geschehen, um bestimmte Dinge sehen zu können, und würden außerdem ahnen, was die Chefetage wolle, und sich entsprechend einrichten. Dazu komme, daß die Privat-Institute für mehrere Auftraggeber arbeiten und so auch auf anderen Feldern Wissen akkumulieren könnten.[2] ***Unholzer*** hat hier natürlich pro domo gesprochen. Ein Institut, das sich am Markt behaupten muß, kann nur das untersuchen, was bezahlt wird oder wenigstens einen Image-Gewinn verspricht und so beim Kampf um Aufträge hilft. Entscheidend sind folglich nicht wissenschaftliche Fragen, sondern die Interessen der Auftraggeber (deren Wünsche außerdem nicht nur der Verlagsangestellte kennt). Der Auftraggeber wiederum kauft die Daten und wird sie in der Regel nur dann veröffentlichen, wenn es ihm nutzt. Der Wettbewerb zwischen den Instituten dürfte zwar Scharlatane ausschließen, zugleich aber drückt er auf den Preis und gefährdet damit tendenziell die Qualität (wenn beispielsweise aus Kostengründen auf Kontrollen verzichtet wird).

Das Institut für Demoskopie Allensbach beansprucht hier allerdings eine Sonderstellung. Institutsgründerin ***Elisabeth Noelle-Neumann*** hat gesagt, daß sie nach ihrer Dissertation (***Noelle*** 1940) dachte, wie herrlich es sein müsse, in Deutschland Meinungsforschung zu

2 Interview mit ***Gerhard Unholzer*** am 3. März 1999 in München.

betreiben. Nach dem Krieg habe sie dann versucht, die Methode an der Universität zu verankern, die Pläne seien aber an den nötigen Finanzmitteln gescheitert. ***Noelle-Neumann*** sieht ihr Institut als wissenschaftliche Einrichtung, als eine Art Brücke zwischen kommerzieller und akademischer Forschung. In Allensbach seien die Gewinne von Anfang an nicht entnommen, sondern zu großen Teilen in die Grundlagenforschung gesteckt worden. Seit 1947 habe es hier rund 6000 Fragebogen-Experimente gegeben, mehr als sonst irgendwo auf der Welt. Allensbach stehe für neutrale, wissenschaftlich saubere Analysen. Für diese Argumentation sprechen nicht nur die vielen wissenschaftlichen Veröffentlichungen aus dem Institut (Institut für Demoskopie 1997), sondern auch die Person ***Noelle-Neumanns*** selbst, die die Verbindung zwischen Universität und Meinungsforschung gewissermaßen verkörpert, sowie die Rolle, die die Konzeption der Studien in Allensbach spielt. Keines der anderen deutschen Institute steckt auch nur annähernd so viel Geld und Gedankenarbeit in die Fragebogenkonstruktion.[3]

Die Konkurrenz zwischen den Instituten führt trotzdem dazu, daß Umfragen aus verschiedenen Einrichtungen kaum vergleichbar und damit auch nicht kontrollierbar sind. Über ein inzwischen klassisches Beispiel berichtete 1987 ***Friedhelm Neidhardt***. Er hatte vergeblich versucht, fünf Befragungen zum Thema Jugend zusammenzufassen. Die Institute hätten nicht nur unterschiedliche Altersvorstellungen von der "Jugend" gehabt, sondern auch unterschiedliche Fragestellungen verwendet. An einer Stelle habe ein Wort den ganzen Sinn der Frage verändert, einmal seien Mehrfachnennungen möglich gewesen, einmal nicht (***Neidhardt*** 1987).

Vielleicht wäre ***Neidhardts*** Urteil noch negativer ausgefallen, wenn er Umfragen aus den 50er Jahren untersucht hätte. Institutionen und Methoden standen erst am Anfang, und ***Rainer Krawitz*** vermutete deshalb, daß die ermittelten Werte nur "äußerst beschränkte Genauigkeit" für sich beanspruchen könnten. Was tun? Dem Vorschlag von ***Krawitz*** folgen und "diese Zahlen doch eher ruhen lassen" (***Krawitz*** 1981)? Zum einen waren beispielsweise die Allensbacher Wahlumfragen 1957 genauso zuverlässig wie 1998 – nämlich weniger als einen Prozentpunkt vom Wahlergebnis entfernt (***Noelle-Neumann*** 1999, S. 3), und außerdem hängt der Wert einer Quelle immer auch davon ab, welche anderen Quellen für die Fragestellung herangezogen werden können. Wie aussagekräftig sind denn die Rundfunkteilnehmerstatistiken der Post, in denen kein Schwarzhörer erscheint, oder die Auflagenlisten der IVW[4], die nicht verraten, wer das Medium wirklich nutzt, von Motiven ganz zu schweigen? Was bieten Tagebücher, zeitgenössische Medien oder Aktenaufzeichnungen mehr als Indizien dafür, daß es eine bestimmte Meinung, ein bestimmtes Verhalten gegeben hat? Wie weit reicht der Blick des einzelnen Beobachters? Hinweise auf die quantitative Verteilung, auf soziodemographische Unterschiede können nur Umfragen liefern.

3 Interview mit ***Elisabeth Noelle-Neumann*** am 28. Mai 1999 in Allensbach.

4 Informationsgemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern e.V.

Befragungsergebnisse sind natürlich nicht wie Tatsachen zu interpretieren. ***Rolf Fröhner*** hat schon 1956 vor dem "gefährlichen Exaktheitskomplex" der Meinungsforscher gewarnt. Selbst wenn man präzise Zahlen gewinne, müßten sie längst nicht sachlich richtig und bedeutsam sein. Wert habe ein Ergebnis erst, wenn es in einen Sinnzusammenhang gestellt werde (***Fröhner*** 1956, S. 272). Das gilt um so mehr, als das Umfrageverhalten gerade in Sachen Medien problematisch ist. Zeitunglesen und Fernsehen sind oft Routine, das Radio läuft nebenbei. Unbewußtes Verhalten aber bekommt im Gedächtnis keinen Platz und taucht deshalb bei Befragungen nicht mehr auf. Mediennutzung ist außerdem mit starken Prestigewerten belegt. Das gute Buch wird öffentlich hochgehalten, das Fernsehen dagegen hat ein Legitimationsproblem. Dies wirkt sich bis in Forschungsberichte aus. Rückgänge bei den Tageszeitungen oder beim Buch, beim Lesen überhaupt sind ebenso "Anlaß zur Besorgnis" wie hohe Quoten von flachen Unterhaltungsshows. Warum also soll der Gebildete nicht ein paar Fernsehsendungen weniger nennen und mit Lektüreerlebnissen imponieren wollen? Spiegeln Umfrageergebnisse nicht sogar eher gesellschaftliche Erwartungen als die Wirklichkeit?

5 Fehlerquelle zwei: Validität des Instrumentariums. Das Beispiel Glaubwürdigkeit

Das EMNID-Institut in Bielefeld hat in den 60er Jahren "Meinungen über Massenmedien" erhoben und dabei dreimal (1962, 1964 und 1968) die gleichen Fragen benutzt. Vorbild war eine entsprechende Untersuchung des Roper-Instituts in den USA. Wenn die Indikatoren im folgenden kritisiert werden, ist zu berücksichtigen, daß EMNID die Formulierungen von Roper übernommen hat (was schon wegen der Vergleichbarkeit wichtig war) und daß die Anlage der Untersuchung dem damaligen Stand der Kommunikationsforschung entsprach. Ein Auftraggeber wird in den EMNID-Berichten nicht genannt. Wahrscheinlich wollte sich das Institut Rundfunkanstalten oder Verlegern empfehlen. Zwischen 1951 und 1960 hatte EMNID regelmäßig nach den "rationellsten Werbemitteln" gefragt, die Untersuchungsreihe aber abgebrochen, als die Allensbacher Werbeträger-Analyse auf den Markt kam.

Die Umfrageserie in den 60er Jahren zielte auf die Medienkonkurrenz. EMNID wollte ermitteln, wie weit es Fernsehen und Radio gelungen sei, "in die alte Vorrangstellung der Zeitung als bedeutendste Informationsquelle einzudringen oder diese gar zu verdrängen"[5], und griff damit eine gerade aktuelle medienpolitische Frage auf. Die Zeitungsverleger fürchteten das Fernsehen als Konkurrenten auf dem Werbemarkt, forderten Wettbewerbsbeschränkungen oder die Erlaubnis, selbst in den Rundfunkmarkt einsteigen zu können, und beriefen sich dabei auf die Informationsfunktion der Tagespresse. An den Realitäten

5 EMNID: Meinungen über Massenmedien (Mai/Juni 1962). Spezialerhebung Nr. 1395, S. IV. In: EMNID, Bielefeld. Archiv.

Tabelle 1: Hauptquelle für politische Informationen (Angaben in Prozent)

	1948	Nur Radiohörer (1948)	1952	1955
Rundfunk	34	66	51	54
Zeitung	43	26	37	36
Gespräche	19,5	7	4	2
andere, weiß nicht	3,5	1	8	8
	100	100	100	100

Radiohörer: Personen, die regelmäßig oder gelegentlich (1948) bzw. täglich Nachrichten hören (1955).
Opinion Surveys. Februar 1948. US-Zone. Zufallsauswahl. N = 3700.
Frage: What is your main source of news about political affairs?
DIVO. Februar/März 1952, Mai/Juni 1955. BRD und Westberlin (1952), BRD (1955). Zufallsauswahl.
N = 1198 (1952), 1251 (1955).
Frage: From which source do you mainly learn what is happening in the world and in Germany?
Quellen: The Radio Audience in AMZON, Berlin, and Bremen. OMGUS-Report No. 106 (27.3.1948). S. 5; Written Media in West Germany. EMBASSY-Report No. 214 (15.8.1955). S. 19, 21. Im Zentralarchiv.

Tabelle 2: Informationen über das Welt- und Tagesgeschehen (Angaben in Prozent)

	Juni 1962	November 1964	März 1968
Zeitung	75	71	69
Illustrierte	14	15	13
Rundfunk	56	50	36
Fernsehen	40	57	73
ohne Antwort	5	3	2

EMNID. BRD und Westberlin (1962), BRD (1964, 1968).
Bevölkerung über 16 Jahre. N = 2024 (1962), 2013 (1964), 2000 (1968).
Frage: Auf welche Weise unterrichten Sie sich im allgemeinen über das Welt- und Tagesgeschehen?
Quellen: Spezialerhebungen Nr. 1395, S. 23; Nr. 1836, S. 27; Nr. 7.1.2., S. 21. In: EMNID, Bielefeld. Archiv.

ging diese Argumentation vorbei. US-Umfragen in Deutschland lassen vermuten, daß schon ab Anfang der 50er Jahre eine Mehrheit den Rundfunk als Hauptinformationsquelle sah. Für die Gerätebesitzer war er dies bereits vorher (Tabelle 1).

"Auf welche Weise unterrichten Sie sich im allgemeinen über das Welt- und Tagesgeschehen?" fragte EMNID in den 60er Jahren (Tabelle 2). Über die Reichweiten der Medien sagen die Ergebnisse wenig. Wer Radio hört oder eine Illustrierte liest, muß sich nicht unbedingt über das "Welt- und Tagesgeschehen" informieren (Was ist das überhaupt?), und wer weiß, ob der Zeitungsleser den Lokalteil und die örtlichen Geschäftsinserate, die Todesanzeigen und die Unfallmeldungen in diese Rubrik eingeordnet hat.

Der Leipziger Zeitungswissenschaftler ***Alfred Schmidt***, der in den 30er Jahren die Mediennutzung in einem Thüringer Dorf untersucht hat, stellte fest, daß die Zeitung vor allem wegen des Heimatteils gekauft und als Einwickelpapier genutzt werde und der Rundfunk nicht nur eine Nachrichtenquelle sei, sondern vor allem ein hervorragendes Unterhaltungsmittel (***Schmidt*** 1939, S. 50, 52f., 142). Nach dem Krieg haben Umfragen dieses Ergebnis immer wieder bestätigt. Bei der ersten großen Untersuchung des Bundesverbandes Deutscher Zeitungsverleger 1957/58 sagten 85 Prozent der Befragten, daß sie die Lokalnachrichten lesen würden. Ähnlich viel Aufmerksamkeit wurde nur der Rubrik "Unglücks- und Schicksalsfälle, Verbrechen" sowie den Familienanzeigen gewidmet. Politische Nachrichten kamen auf 52 und die Leitartikel auf 40 Prozent.[6]

Kern des Medienvergleichs von EMNID war die Glaubwürdigkeit. Der Kommunikationswissenschaftler ***Günter Bentele*** hat zwei Bedingungen für die Glaubwürdigkeit einer Person oder einer Institution genannt: Erstens habe deren kommunikatives Verhalten "stimmig" zu sein, und zweitens müsse der Kommunikationspartner darauf vertrauen können, daß die Aussagen wahr seien. ***Bentele*** sah die Glaubwürdigkeit als eine Art Filter im Prozeß des Wissenserwerbs. Das Problem sei vor allem deshalb brisant, weil der größte Teil der gesellschaftlich wichtigen Informationen über Medien vermittelt werde und die Alltagserfahrung dem Menschen sage, daß ein Bericht nicht immer mit dem Ereignis übereinstimme (***Bentele*** 1988, S. 407f.).

EMNID fragte, welcher Quelle man bei widersprüchlichen Meldungen am ehesten glauben würde (Tabelle 3). Zwar wurde nicht mehr ausdrücklich auf das Welt- und Tagesgeschehen verwiesen, aber die erste Frage dürfte nachgewirkt haben. Nicht nur deshalb sind die niedrigen Werte für die Zeitung mit Vorsicht aufzunehmen. Zum einen deutet die hohe Zahl von Antwortverweigerern darauf hin, daß viele Befragte mit dem Thema nichts anfangen konnten, die Frage möglicherweise zu schwierig war. Noch weniger Leute wußten, welcher Quelle sie am wenigsten glauben würden (Tabelle 4). Wahrscheinlich machen sich die Menschen in der Regel nicht sehr viele Gedanken über das, was den (müden) Feierabend füllt, was man in den Händen hält, um überhaupt etwas in den Händen zu halten, und was sich nicht aus dem Alltag heraushebt, weil es dazugehört. Zum anderen ist unklar, was die Befragten unter "Zeitung" verstanden haben: die jeweilige Regionalzeitung, die FAZ, BILD oder das Kirchenblatt? Ähnliches gilt für die Zeitschriften. Daß jemand die NEUE POST mit der gleichen Glaubwürdigkeits-Erwartung liest wie den STERN, ist nicht anzunehmen. Die Begriffe "Zeitung" und "Illustrierte" sind auch deshalb problematisch, weil sich die Gattungsbegriffe der Kommunikationswissenschaft nicht mit dem Alltagsverständnis decken. Das Publikum verlangt am Kiosk die "Funk-Zeitung", und ist die BILD-Zeitung nicht "illustriert"?

---

6 Institut für Demoskopie Allensbach, DIVO. November 1957, Februar/März 1958. BRD. Befragte, die am Tag vor dem Interview eine Tageszeitung gelesen hatten. Zufallsauswahl. N = 7013. *Frage*: Was wird in der Tageszeitung gelesen? Copytest. *Quelle*: Die Zeitungsleser 1957/58. Tabellenwerk. S. 119f. In: Allensbacher Archiv. Bericht Nr. 599/VII.

Tabelle 3: Glaubwürdigkeit im Zweifelsfall (Angaben in Prozent)

	Juni 1962	November 1964	März 1968
Zeitung	17	14	14
Illustrierte	1	1	1
Rundfunk	30	26	13
Fernsehen	23	43	50
ohne Antwort	29	20	22
	100	104	100

EMNID. BRD und Westberlin (1962), BRD (1964, 1968). Bevölkerung über 16 Jahre. N = 2024 (1962), 2013 (1964), 2000 (1968).
Frage: Wenn Sie einander widersprechende Nachrichten oder Berichte über dieselben Ereignisse aus diesen vier Quellen erhalten, wem würden Sie am ehesten Glauben schenken? 1964 Mehrfachnennungen.
Quellen: Spezialerhebungen Nr. 1395, S. 5; Nr. 1836, S. 6; Nr. 7.1.2., S. 3. In: EMNID, Bielefeld. Archiv.

Tabelle 4: Unglaubwürdigstes Medium (Angaben in Prozent)

	Juni 1962	November 1964	März 1968
Zeitung	24	23	17
Illustrierte	34	48	47
Rundfunk	2	3	1
Fernsehen	1	1	2
ohne Antwort	39	27	33
	100	102	100

EMNID. BRD und Westberlin (1962), BRD (1964, 1968). Bevölkerung über 16 Jahre. N = 2024 (1962), 2013 (1964), 2000 (1968).
Frage: Und welcher der vier Quellen würden Sie bei sich widersprechenden Nachrichten und Berichten am wenigsten Glauben schenken? 1964 Mehrfachnennungen.
Quellen: Spezialerhebungen Nr. 1395, S. 6; Nr. 1836, S. 9; Nr. 7.1.2., S. 5. In: EMNID, Bielefeld. Archiv.

Die EMNID-Ergebnisse stimmen allerdings mit ähnlichen Befragungen der US-Behörden in den 40er und frühen 50er Jahren überein, und das nicht nur, weil es auch da eine hohe Zahl von Verweigerungen gegeben hatte. Die Amerikaner formulierten die Frage zwar jedesmal anders und veränderten auch die Skalierung, die Resultate zeigen aber einen klaren Trend: Die Deutschen glaubten dem Rundfunk weit eher als der Presse (Tabelle 5). Wenn man bei den EMNID-Befragungen Hörfunk und Fernsehen zusammenrechnet (siehe Tabelle 3), ergibt sich sogar ein ähnliches Zahlenverhältnis wie Anfang der 50er Jahre. Die Besatzungszeit ist schon deshalb ein Sonderfall, weil die Militärregierungen alle Medien kontrollierten. Wie sehr dies und der allgemeine Mangel (Zeitungspapier, Radiogeräte) die Funktionsfähigkeit des Mediensystems beeinträchtigten, läßt der hohe Stellenwert der unvermittelten Kommunikation in dieser Zeit ahnen (Tabelle 1). Die Ergebnisse der Ameri -

Tabelle 5: Glaubwürdigkeit (Angaben in Prozent)

	1946	1947	1952	1955
Rundfunk	43	24	59	57
Zeitung	27	8	14	10
beide gleich		37	5	
Keine		3	–	
keine Meinung	30	28	22	33
	100	100	100	100

Opinion Surveys. Januar 1946, April 1947. US-Zone. Bevölkerung über 18 Jahre. N = 964, 3400.
Fragen. 1946: Which presents the news more accurately? 1947: Which brings the most trustworthy news?
DIVO. Februar 1952, Mai/Juni 1955. BRD und Westberlin (1952), BRD (1955). Bevölkerung über 18 Jahre. Befragte, die Zeitung lesen und Radio hören. N = 908, 1016.
Frage: If the radio news differ from what your newspaper reports, which would you be more apt to believe?
Quellen: OMGUS-Report No. 1, S. 15; OMGUS-Report No. 5, S. 8, HICOG-Report No. 159, S. 3a, EMBASSY-Report No. 214, S. 27. Eigene Berechnungen.

kaner sind aber in einem ähnlichen Licht zu sehen wie die EMNID-Zahlen: Wenn auch nicht nach dem "Welt- und Tagesgeschehen" gefragt wurde, so dürfte das Wort "news" bei den Befragten ebenfalls eher die "große" Politik assoziiert und die Tageszeitung benachteiligt haben. Die Mehrheit der Menschen in Industriegesellschaften erwartet außerdem von allen Medien in erster Linie Entspannung sowie das "Neueste auf der Welt". Den Abend verschönen und die Sicherheit liefern, alles im Griff zu haben – beides können die Funkmedien besser als die Presse. Wer die Menschen zwingt, sich für eines der Medien zu entscheiden, und sie damit vor eine Frage stellt, die für die meisten gar nicht steht und manchen vielleicht auch überfordert, wird immer nur ein allgemeines Urteil über die Unterhaltungsqualität bekommen.

So schön es wäre, den Befunden auf der Ebene "Gesamtbevölkerung" Daten von verschiedenen soziodemographischen Gruppen gegenüberzustellen: Die EMNID-Berichte erlauben eine solche Vertiefung nicht. Man erfährt zwar zum Beispiel, daß 1964 nur 30 Prozent der befragten Landwirte und 32 Prozent der Rentner am ehesten dem Fernsehen glauben würden (insgesamt: 43 Prozent), andere Umfragen zeigen aber, daß die Fernsehreichweite genau in diesen beiden Gruppen am geringsten war7. Auch dieses Ergebnis deutet darauf hin, daß der Indikator "Glaubwürdigkeit im Zweifelsfall" lediglich die Verbreitung des Fernsehens widerspiegelte. Der Glaubwürdigkeitsgewinn des "neuen Mediums" läuft parallel zur steigenden Teilnehmerzahl.

7 Dafür nur ein Beispiel: Im November 1963 hatten im Sendegebiet des Süddeutschen Rundfunks 49% aller Rundfunkhörer ein Fernsehgerät im Haushalt. Deutlich unter dem Durchschnitt lagen Dorfbewohner (27%), Beschäftigte in der Landwirtschaft (23%) und ältere Menschen (60 bis 64 Jahre: 38%, 65 bis 69: 35%, 70 und älter: 27%). Vgl. Institut für Demoskopie Allensbach: Rundfunkhörer und Fernsehteilnehmer 1963/64. Band III. S. 8. In: Südwestrundfunk, Stuttgart. Historisches Archiv. Hörerumfrage Nr. 66.

Tabelle 6: USA – Glaubwürdigkeit im Zweifelsfall (Angaben in Prozent)

	1959	1964	1968
Zeitung	32	23	21
Illustrierte	10	10	11
Rundfunk	12	8	8
Fernsehen	29	41	44
keine Antwort	17	18	16
	100	100	100

Elmo Roper. US-Bevölkerung.
Frage: If you got conflicting or different reports of the same story from radio, television, the magazines and the newspapers, which of the four versions would you be most inclined to believe – the one on radio or television or magazines or newspapers?
Quelle: ***Schulz*** 1971, S. 105.

Das Organ der Verlegerverbände suchte Anfang 1964 nach Gründen für die EMNID-Resultate und verwies darauf, daß alle Medien aus den gleichen Quellen schöpfen würden und es schon deshalb beim Wahrheitsgehalt objektiv keine Unterschiede gebe. Allerdings seien die deutschen Blätter Meinungszeitungen. Dem stehe die Neutralität des Rundfunks gegenüber. Was gesendet werde, erscheine in schönster Ordnung. Neben der "Pseudorealität des Fernsehens" hob das Verleger-Blatt vor allem den öffentlich-rechtlichen Status des Rundfunks hervor. Der Deutsche sei offenbar immer noch autoritätsgläubig und unterstelle Hörfunk- und Fernsehmeldungen einen amtlichen Charakter (ZV+ZV Nr. 11/1964, S. 332f.). In den USA wurden die Funkmedien wesentlich ungünstiger beurteilt, obwohl die Fernsehreichweite dort deutlich höher war als in Deutschland (Tabelle 6). Das Wissen um die Organisationsform des Rundfunks sollte man aber nicht überschätzen. Im Sendegebiet des Süddeutschen Rundfunks glaubte 1959 jeder fünfte Hörer, daß der Rundfunk "selbständig, unabhängig, privat" sei, und jeder dritte Befragte antwortete überhaupt nicht. Die anderen sahen den Rundfunk auf einer Ebene mit Bundesbahn und Bundespost (Tabelle 7).

Tabelle 7: Organisationsform des Rundfunks (Angaben in Prozent)

	Alle Hörer	Männer	Frauen
Anstalt des öffentlichen Rechts	2	4	1
Nicht staatlich, aber unter staatlicher Kontrolle	3	5	1
Selbständig, unabhängig, privat	20	23	16
Genauso staatlich	39	43	35
Weiß nicht	36	25	47
	100	100	100

Institut für Demoskopie Allensbach. März 1959. Gebühreneinzugsgebiet des Süddeutschen Rundfunks. Rundfunkhörer über 18 Jahre. Quotenauswahl. N = 978.
Frage: Sie wissen sicher, daß dem Staat bestimmte Betriebe gehören wie beispielsweise die Bundesbahn und die Post, und auch die meisten Schulen sind staatlich. Wissen Sie zufällig, wie es mit dem Rundfunk ist: Ist der Rundfunk genauso staatlich oder wie?
Quelle: Institut für Demoskopie Allensbach: Rundfunk und Fernsehen 1959. Band I. S. 149. In: Südwestrundfunk, Stuttgart. Historisches Archiv. Hörerumfrage Nr. 56.

Die Marktforschungsabteilung des Axel Springer Verlages gab 1963 in einem internen Bericht der BILD-Zeitung eine Mitschuld am schlechten Abschneiden der Presse bei Glaubwürdigkeitsvergleichen. Alle Imagestudien hätten gezeigt, daß die Leser das Boulevardblatt nicht ganz für voll nehmen und ihm eine gewisse Portion Jägerlatein zubilligen würden.[8] Zeitungen müssen offenbar mehr bieten als nur glaubwürdige Nachrichten. Der Presse trauten die Westdeutschen weit eher als dem Rundfunk zu, den Regierenden auf die Finger zu schauen,[9] BILD wurde millionenfach gekauft, und wenn die Menschen um ein allgemeines Urteil gebeten wurden, zeigten sie sich mit ihren Medien zufrieden. Sagten 1952 noch acht Prozent der Leser, daß die Blätter “schlecht” oder “sehr schlecht” seien, waren es 1955 nur noch zwei Prozent.[10]

Die Umfrageserie von EMNID zeigt, wie schwierig ein Medienvergleich ist. Jedes Medium erfüllt andere Funktionen, und wenn ein neues dazukommt, müssen sich die “alten” anpassen, ihre Stärken entfalten. Politische Information ist dabei für das Publikum nur ein

8 Leser- und Marktforschung: BILD-Zeitung und BILD am SONNTAG. Analyse der Marktsituation. Untersuchungsvorschläge. Juni 1963. S. 16f. In: Axel Springer Verlag. Unternehmensarchiv. Sammlung Marktforschung. M–190 (nicht paginiert).

9 DIVO. Mai/Juni 1955. BRD. Bevölkerung über 18 Jahre. Zufallsauswahl. N = 1251. *Frage*: In your opinion, which of these sources of information can best afford to criticise the government? *Antwortverteilung*: 16% radio, 46% press, 5% periodicals, 10% pamphlets, leaflets, 1% books, 22% no opinion. *Quelle*: EMBASSY-Report No. 214, S. 80. Im Zentralarchiv.

10 DIVO. Februar 1952, Mai/Juni 1955. BRD und Westberlin (1952), BRD (1955). Zeitungsleser über 18 Jahre. Zufallsauswahl. N = 1024 (1952), 1116 (1955). *Frage*: In general, how would you judge our present newspapers? *Antwortverteilung* 1955 (in Klammern: 1952): 7% (1) very good, 43% (53) good, 35% (24) fair, 2% (7) bad, 0% (1) very bad, 13% (14) no opinion. *Quelle*: EMBASSY-Report No. 214. S. 22. Im Zentralarchiv.

Tabelle 8: Beliebtestes Medium (Angaben in Prozent)

	Juni 1962	November 1964	März 1968
Zeitung	29	24	22
Illustrierte	1	0	0
Rundfunk	30	26	16
Fernsehen	27	43	55
ohne Antwort	13	7	7
	100	100	100

EMNID. BRD und Westberlin (1962), BRD (1964, 1968). Bevölkerung über 16 Jahre. N = 2024 (1962), 2013 (1964), 2000 (1968).
Frage: Gesetzt den Fall, daß Ihnen nur eine einzige Quelle zur Verfügung stehen dürfte, für welche würden Sie sich entscheiden?
Quellen: Meinungen über Massenmedien (Mai/Juni 1962). S. 23; Meinungen über Massenmedien (November 1964). S. 27; Meinungen über Massenmedien (März 1968). S. 21. In: EMNID, Bielefeld. Archiv. Spezialerhebungen Nr. 1395, 1836, 7.1.2.

möglicher Grund, sich den Medien zuzuwenden, und vor allem bei den Funkmedien sicher nicht der wichtigste. Hier sei nur auf die Bedeutung des Fernsehens in der Freizeit und für den Tagesablauf hingewiesen. Obwohl sich EMNID auf die Informationsfunktion beschränkte (und auch da nur auf einen Teil), lassen sich mindestens zwei Ergebnisse nicht wegdiskutieren: der Aufstieg des Fernsehens zum Primärmedium der Gesellschaft und die Konkurrenz zwischen den Funkmedien (Tabelle 8).

War der Hörfunk nach dem Krieg Hauptinformationsquelle und das Mittel der Abendunterhaltung schlechthin, verabschiedete er sich in den 60er Jahren unter dem Einfluß des Fernsehens von der Idee, allen Ehrgeiz in die Abendsendungen zu stecken, und veränderte seine Programmstruktur. Hatten sich vorher relativ kurze, sehr unterschiedliche Sendungen abgewechselt ("Kästchen-Programm"), wurden nun sogenannte Magazine eingeführt: Sendungen, die keinen Anfang und kein Ende hatten, die man nebenbei laufen lassen und bei denen man ganz nach Bedarf zuhören konnte (***Haase*** 1970). Die EMNID-Zahlen deuten diesen Funktionswandel an. Der Bedeutungsverlust des Hörfunks ist aber nicht nur mit der neuen Konkurrenz zu erklären. Das Institut für Demoskopie in Allensbach beobachtete schon Ende der 50er Jahre eine verändertes Verhältnis der Hörer zum Rundfunk und begründete dies mit dem Wandel der wirtschaftlichen und sozialen Struktur, mit dem, was der Volksmund "Wirtschaftswunder" nennt. In der grauen, entbehrungsvollen Nachkriegszeit sei der Rundfunk ein Farbtupfer gewesen: ständig da, immer erreichbar, sozusagen im Überfluß, mit seiner fröhlichen akustischen Welt. Im Streben nach Wohlstand und Status hätten sich die Menschen dann in das neue Gesellschaftssystem eingegliedert, und der Hör-

funk habe seine "pathologische Rolle" verloren.[11] Auch wenn sich die EMNID-Umfragen nur sehr bedingt eignen, den "Wandel von Wirklichkeit" (***Kocka***) zu dokumentieren, lassen sich die Resultate weder ohne die gesellschaftlichen Veränderungen noch ohne Wissen über die Angebote der Medien erklären.

6 Ein Lösungsweg: Quellenvielfalt und Quellenvergleich

Im letzten Abschnitt sind bereits erste Schritte zur Interpretation von Umfrageergebnissen angedeutet worden. Bei einer "historischen Datenanalyse" geht es nicht nur darum, ein paar Zahlen zusammenzustellen, die Institute und das Instrumentarium zu kritisieren und vielleicht noch den sozialen Wandel zu berücksichtigen, sondern die Resultate sind vielmehr in einem theoretischen Bezugsrahmen unterzubringen und mit anderen Quellen zu vergleichen. Der Münchner Zeitungswissenschaftler ***Hans Wagner*** hat darauf hingewiesen, daß ein einziges Wort in der Regel ohnehin keine Gewißheit bringe, sondern Verstehen nur denkbar sei, wenn man viele Einzelwahrnehmungen zusammenbringe (***Wagner*** 1999, S. 194). Damit sind die Wege zur Einordnung von Umfrageergebnissen vorgezeichnet: Erstens können weitere Daten herangezogen werden, beispielsweise Resultate aus anderen Untersuchungsgebieten oder aus einem anderen Zeitraum sowie offizielle Statistiken, etwa Auflagenlisten oder die Teilnehmerzahlen der Post. Zweitens kann der Historiker selbst Quellen produzieren (über medienbiographische Interviews zum Beispiel), und drittens zwingt ihn niemand, auf Akten und Tagebücher, Leser-, Hörer- und Zuschauerbriefe, Berichte von Hörerversammlungen oder zeitgenössische wissenschaftliche Arbeiten zum Thema Mediennutzung zu verzichten, nur weil es jetzt eben auch Umfragen gibt. Um dies noch deutlicher zu sagen: Der Vergleich mit anderen Quellen ist eine Muß-Kategorie. Eine besondere Rolle spielen dabei die Medien selbst. Wo sonst sollte es Hinweise auf die Rezeption geben, wenn nicht hier? Wie wollte man ohne die Medien all das rekonstruieren, was mit Medienkommunikation zusammenhängt (Saxer) – das Medienangebot selbst natürlich, die Ziele von Journalisten und Verlegern, die Konkurrenzverhältnisse, Vertriebs- und Empfangsprobleme? Daß all dies in die "verstehende Deutung" (Hermeneutik) der Umfrageergebnisse einfließt, muß nicht extra betont werden. ***Klaus Bruhn Jensen*** hat auf einen Widerspruch bei der Quellenauswertung hingewiesen: Die Historiker würden oft literarische Arbeiten wälzen, um ihre Interpretationen der Vergangenheit zu stützen, an den Diskursen der Populärkultur aber achtlos vorbeisehen. ***Jensen*** nannte gleich ein positives Beispiel. In den USA sei die Einführung des Fernsehens mit Hilfe von Anzeigen und Berichten in Publikumszeitschriften untersucht worden. Außerdem empfahl ***Jensen***, die Reaktionen der Elite auf die Medien zu beobachten (***Jensen*** 1993, S. 22f., 26). Die professio-

11 Institut für Demoskopie Allensbach: Rundfunk und Fernsehen 1959. Band I. S. 1–10. In: Südwestrundfunk, Stuttgart. Historisches Archiv. Hörerumfrage Nr. 56.

nellen Medienbeobachter kommen zwar auch in der Tages- und Wochenpresse zu Wort, der eigentliche Diskurs aber läuft in den Fachzeitschriften.

Ob Umfrage oder Expertenmeinung, ob Aktennotiz oder Leitartikel, die einzelne Quelle kann nicht mehr als Indizien liefern. Und wenn sich diese Indizien widersprechen, wird man nicht den Stimmen, den Zahlen glauben, die dem eigenen Bild eher entsprechen, dem Bild, das man schon vor Beginn der Forschungsarbeit hatte? Die Wahrnehmung des Forschers, seine Erfahrung, seine ganz persönliche Geschichte und möglicherweise auch seine Interessen lenken den Blick, und bei allem Bemühen um Objektivität bleibt Geschichte immer Konstruktion. Was ist "historische Realität"? Sie müsse viele Quellen auf ihrer Seite haben und zugleich Platz für die Vermutung, es könne auch anders gewesen sein, meinte der Historiker ***Norbert Frei***. In seiner Monographie über das Nachkriegsblatt SÜDOST-KURIER schrieb ***Frei***, daß keiner der Darsteller das Ende geahnt und sich in gewisser Weise niemand so gut ausgekannt habe wie der Chronist. Er habe aus viel Material eine Geschichte gebaut, von der vielleicht niemand sagen werde, so habe er sie erlebt (***Frei*** 1986, S. 7).

Die Quelle Meinungsumfrage allein kann natürlich Fehlkonstruktionen nicht verhindern, aber Quellenkritik, Quellenvielfalt und Quellenvergleich sind der Mörtel, ohne den das Haus garantiert einstürzt.

Literatur

Adorno, Theodor W. 1952: Zur gegenwärtigen Stellung der empirischen Sozialforschung in Deutschland. In: Institut zur Förderung öffentlicher Angelegenheiten (Hrsg.): Empirische Sozialforschung – Meinungs- und Marktforschung, Probleme und Methoden. Frankfurt am Main.

Bentele, Günter 1988: Der Faktor Glaubwürdigkeit. Forschungsergebnisse und Fragen für die Sozialisationsperspektive. In: Publizistik 33, S. 406–426.

Berg, Klaus; Kiefer, Marie Luise 1996: Massenkommunikation V. Eine Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung 1964–1995. Baden-Baden.

***Brandt,* A[*hasver*]** *von* 1963: Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die historischen Hilfswissenschaften. Stuttgart.

Braun, Hans; Articus, Stephan 1984: Sozialwissenschaftliche Forschung im Rahmen der amerikanischen Besatzungspolitik 1945–1949. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 36, H. 4, S. 703–737.

Drengberg, Joachim 1991: Programm und Politik. Aspekte zur Hörer- und Zuschauerforschung. In: KÖHLER, W. (Hrsg.): Der NDR: Zwischen Programm und Politik. Beiträge zu seiner Geschichte. Hannover.

Dussel, Konrad 1999: Deutsche Rundfunkgeschichte. Eine Einführung. Konstanz.

Fischer, Heinz H.; Bauske, Franz 1984: Die Anfänge der Empirischen Sozialforschung in Deutschland nach dem Kriege. Die OMGUS-, HICOG- und EMBASSY-Studien. In: ZA-Information 14, S. 28–32.

Frei, Norbert 1986: Amerikanische Lizenzpolitik und deutsche Pressetradition. Die Geschichte der Nachkriegszeitung Südost-Kurier. München.

Friedrichs, Jürgen 1990: Methoden empirischer Sozialforschung. Opladen.

Fröhner, Rolf 1956: Meinungsforschung – ihre Aufgaben und Problematik. In: Publizistik 1, S. 259–273.

Haase, Amine 1970: Magazinsendungen im Hörfunk. In: Publizistik 15, S. 58–67.

Hyman, Herbert H. 1972: Secondary Analysis of Sample Surveys. Principles, Procedures and Potentialities. New York.

Institut für Demoskopie 1997: Veröffentlichungen zur Mediaforschung. Auswahlbibliographie. Allensbach.

Jensen, Klaus Bruhn 1993: The Past in the Future: Problems and potentials of Historical Reception Studies. In: Journal of Communication 43, H. 4, S. 20–28.

Kapferer, Clodwig 1963: Marktforschung in Europa. Methoden einzelner Länder. Hamburg.

Kocka, Jürgen 1986: Sozialgeschichte. Göttingen.

Koszyk, Kurt 1989: Kommunikationsgeschichte als Sozialgeschichte. In: Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 41, H. 1, S. 46–56.

Krawitz, Rainer 1981: ***Hansjörg Bessler***: Hörer- und Zuschauerforschung (Rezension). In: Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte 7, H. 2, S. 138–140.

Kutsch, Arnulf 1995: Einstellungen zum Nationalsozialismus in der Nachkriegszeit. Ein Beitrag zu den Anfängen der Meinungsforschung in den westlichen Besatzungszonen. In: Publizistik 40, S. 415–447.

Langenbucher, Wolfgang R. 1984: Verdrängung oder Ergänzung der Medien untereinander. Vortrag bei der 14. Jahrestagung des Studienkreises am 17. September 1983 in München. In: Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte 10, H. 2, S. 154–165.

Neidhardt, Friedhelm 1987: Forschung über Meinungsforschung. In: ZA-Information 21, S. 18–28.

Noelle, Elisabeth 1940: Meinungs- und Massenforschung in USA. Umfragen über Politik und Presse. Frankfurt/Main.

Noelle-Neumann, Elisabeth 1999: Putting Survey Research to the Test: The Contribution of Election Forecasts to New Methodological Developments. 1999 Symposium on Election Polling. Gallup Research Center. Lincoln (Nebraska).

Noelle-Neumann, Elisabeth; Petersen, Thomas 1998: Alle, nicht jeder. Einführung in die Methoden der Demoskopie. München.

Noelle-Neumann, Elisabeth; Piel, Edgar 1983: Eine Generation später. Bundesrepublik Deutschland 1953–1979. München.

Opgenoorth, Ernst 1989: Einführung in das Studium der neueren Geschichte. Paderborn.

Prakke, Henk (Hrsg.) 1968: Kommunikation der Gesellschaft. Einführung in die funktionale Publizistik. Münster.

Saxer, Ulrich 1998: Medien, Rezeption und Geschichte. Ein Überblick. In: ***Klingler, Walter***; ***Roters, Gunnar***; ***Gerhards, Maria*** (Hrsg.): Medienrezeption seit 1945. Forschungsbilanz und Forschungsperspektiven. Baden-Baden. S. 25–33.

Schildt, Axel 1995: Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und "Zeitgeist" in der Bundesrepublik der 50er Jahre. Hamburg.

Schmidt, Alfred 1939: Publizistik im Dorf. Dresden.

Schulz, Winfried 1971: Medienwirkung und Medienselektion. Methoden und Ergebnisse der Forschung zum Inter-Medien-Vergleich von Fernsehen, Radio, Zeitung, Zeitschrift. Hamburg.

Wagner, Hans 1999: Verstehende Methoden in der Kommunikationswissenschaft. München.

Wildt, Michael 1994: Am Beginn der Konsumgesellschaft: Mangelerfahrung, Lebenshaltung, Wohlstandshoffnung in Westdeutschland in den fünfziger Jahren. Hamburg.

Panta rhei oder der mentale Fluss von Tatsachen: Zur Reliabilität retrospektiv erhobener biographischer Ereignisse [1]

von Elke Middendorff [2]

Zusammenfassung

Die meisten empirischen Untersuchungen zur Transformation der DDR-Gesellschaft und deren Folgen für verschiedene Bevölkerungsgruppen basieren auf einem retrospektiven Forschungsdesign. Die so erhobenen biographischen Ereignisse aus den Jahren vor der Wende werden als relativ zuverlässig angesehen. Anhand zweier Variablen aus dem Längsschnittdatensatz der Studenten-Intervallstudie Leistung (SIL A-E, 1982-1992) wird aufgezeigt, dass auf die Reliabilität solcher Angaben nicht selbstverständlich vertraut werden darf. Re-Interpretationen werden von den Befragten auch für einmalige, abgeschlossene biographische Tatbestände vorgenommen. Die Art der Veränderung in der Darstellung ein und desselben Ereignisses hängt überzufällig vom nachfolgenden Lebensverlauf ab. Systemübergreifend angelegte Panelstudien sind von einmaligem Wert für Fragen sowohl der Transformationssoziologie als auch der Grundlagenforschung. Sie sollten stärker beachtet und weiterhin gefördert werden.

Abstract

Most of the empirical studies about the transformation of the former East Germany and its consequences to different social groups are based on a retrospective research design. Biographical data surveyed that way are usually considered reliable. By using two variables from the longitudinal study "Studenten-Intervallstudie Leistung" (SIL A-E, 1982-1992) it is shown that one cannot trust in the reliability of such information. Reinterpretations are

1 Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um die erweiterte Fassung eines Vortrages, den die Autorin auf dem Wissenschaftlichen Kolloquium „Jugend heute“ am 5.11.1999 in Leipzig gehalten hat. Das Kolloquium fand anlässlich des 70. Geburtstages von Prof. Dr. ***Walter Friedrich***, dem ehemaligen Direktor des Zentralinstitutes für Jugendforschung Leipzig, statt.

2 Dr. ***Elke Middendorff*** war Stipendiatin (HSP III) an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Fachbereich Erziehungswissenschaften, Institut für Pädagogik, e-mail: elke.middendorff@t-online.de

done for nonrecurring, completed biographical incidents, too. The way of describing the same incident significantly depends on the further course of life. Panel studies on different social systems are of unique importance for questions of sociology of transformation as well as for basic research. They should be paid more attention to and promoted in the future.

1 Einleitung

Unzählige Untersuchungen haben sich seit 1990 mit den Folgen des Systemwandels für unterschiedliche ostdeutsche Bevölkerungsgruppen und deren Umgang mit dem Umbruch in verschiedenen Lebensbereichen befasst. Zur Erklärung aktueller Phänomene und nicht zuletzt auch im Sinne eines Beitrags zu einer „Soziologie der DDR-Gesellschaft“ wurde häufig die biographische „Anamnese“ in diese Befragungen mit einbezogen. So interessierte sich beispielsweise die am MPI für Bildungsforschung durchgeführte Studie „Lebensverläufe und historischer Wandel in der ehemaligen DDR“ für den „Zusammenhang zwischen individueller Lebensgestaltung und (sozio-)politischen Rahmenbedingungen, das heißt in welcher Weise das Leben ... wirklich durch Staat und Partei reglementiert und gesteuert wurde, welche strukturellen Handlungsspielräume ... eingeräumt wurden, welche Handlungsbedingungen“ selbst bestimmt bzw. inwieweit individuelle Interessen verfolgt und durchsetzt werden konnten. Letzteres wurde z.B. operationalisiert über eine Frage nach dem ursprünglichen Berufswunsch und ob dieser verwirklicht werden konnte (***Solga***,1996: 30 f.).

Nahezu alle diese Untersuchungen wurden erst nach 1990 begonnen und sind ausschließlich auf retrospektive Auskünfte z.B. über Erfahrungen, Wertorientierungen, Persönlichkeitsmerkmale, Lebensbedingungen und biographische Etappen zu DDR-Zeiten angewiesen. In der Literatur wird die Verwendung von retrospektiven Daten für die Rekonstruktion des Lebensverlaufs als plausible Alternative zu prospektiven Erhebungen gesehen, weil deren Nachteile, wie Panelmortalität und Effekte von Wiederholungsbefragungen, mit diesem Forschungsdesign vermieden werden. Zudem werden autobiographische Erinnerungen als höchst resistent charakterisiert. Aufgrund der subjektiven Encodierung von Erfahrungen im „episodischen“ und „semantischen Gedächtnis“ und der Einbettung von Schlüsselerlebnissen in das Langzeitgedächtnis werden neben Jahreszahlen auch „objektive Fakten, Tatbestände, Merkmale bzw. Situationen“ als „*im Prinzip wieder abrufbar*“ betrachtet (***Brückner*** 1990: 379ff. – Hervorhebung. wie dort).

Mit dieser *prinzipiellen Abrufbarkeit* möchte ich mich anhand von Befunden, die ich der Studenten-Intervallstudie Leistung (SIL)[3] entnommen habe, eingehender beschäftigen. Die

3 ZA-Studien-Nrn. 6136, 6137, 6139, 6140, 6167-6170.

SIL wurde 1982 am Zentralinstitut für Jugendforschung in Leipzig unter 4.366 Studienanfängerinnen und Studienanfängern begonnen. Diese Studierenden wurden während der Hochschulausbildung noch drei weitere Male (zu Beginn des 2. Studienjahres, am Ende des dritten Studienjahres und zu Studienabschluss) befragt.[4] Es ist v.a. ***Gustav-Wilhelm Bathke*** zu verdanken, dass 1992 eine fünfte Welle (SIL E, n=1307) erhoben werden konnte – diesmal unter Anbindung an die Hochschul-Informations-System GmbH Hannover (***Minks*** und ***Bathke*** 1992).[5] Diese Befragung unter den nunmehr ca. 30jährigen Akademikern und Akademikerinnen blieb bislang das einzige Nachwende-Intervall. Für eine Längsschnittanalyse wie die folgende stehen noch 975 Fälle zur Verfügung.

2 Erfolg der ersten Studienbewerbung

Ein erster Befund betrifft den Hochschulzugang. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der SIL wurden im ersten Studienjahr und bei der letzten Erhebung gebeten, Auskunft über den Erfolg ihrer ersten Studienbewerbung zu geben. Mit dieser Frage sollte ursprünglich erkundet werden, wie hoch der Anteil hartnäckig gebliebener Studierender war (wiederholte Bewerbung für dasselbe Fach) und wie häufig und mit welchen Zwängen versehen eine Umlenkung erfolgte. Bei SIL E diente sie als Kontrollindikator.

Obwohl sich die prozentuale Verteilung auf die einzelnen Antwortpositionen bei SIL E kaum von SIL A unterscheidet (vgl. Tabelle 1), bringt die Intervallkorrelation zwischen den Variablen der beiden Wellen Überraschendes zutage: 13 % haben ihr Votum geändert bei einer Fragestellung, die auf ein und denselben, zeitlich abgeschlossenen Tatbestand zielte und bei der theoretisch identische Auskünfte zu erwarten waren. Die Richtung der Meinungsänderung allerdings ist weniger überraschend und hängt offensichtlich mit Erfahrungen zusammen, welche die Befragten in dem Jahrzehnt (1982 – 1992) zwischen den beiden Wellen machten, wie nachfolgend gezeigt werden soll.

4 Ein Längsschnittbericht enthält die wichtigsten Ergebnisse dieser ersten vier Wellen SIL A bis SIL D (vgl. ***Autorenkollektiv*** unter Ltg. von ***Kurt Starke*** 1989).

5 Die Daten der ersten vier Intervalle der SIL (A bis D) stehen Interessenten im Zentralarchiv (ZA-Studien-Nrn.: 6167-6169) zur Verfügung. ***Kerstin Schreier*** und ***Hartmut Mittag*** (Deutsches Jugendinstitut München, Außenstelle Leipzig) haben in z.T. mühseliger Kleinarbeit das fallbezogene Matchen dieser Datensätze mit den Daten der letzten Erhebungswelle bewerkstelligt und damit die Grundlage für eine alle Intervalle umfassende Längsschnittauswertung geschaffen.

Tabelle 1: Erfolg der ersten Studienbewerbung (in %)

Frage: *Sind Sie mit Ihrer ersten Studienbewerbung angekommen?*	SIL A (n=4.603)	SIL E (n=1.299)
Ja.	81	80
Nein, ich habe mich nochmals in demselben Fach beworben und auch eine Zulassung erhalten.	5	4
Nein, ich wurde in ein mich auch interessierendes Studienfach umgelenkt.	10	11
Nein, ich wurde in ein mich wenig interessierendes Fach umgelenkt.	4	5

In der Längsschnittauswertung der SIL (SIL A – SIL E, vgl. ***Middendorff*** 2000) hat sich als wesentliche Differenzierungslinie für zahlreiche Merkmale die fachadäquate Erwerbsintegration von 1992 herausgestellt, die in drei Berufsfeld-Anschlusstypen zusammengefasst wurde:

I Befragte, deren Anschluss im Berufsfeld inhaltlich im weiteren Sinne dem studierten Fach entsprach

II Befragte, die das Berufsfeld gewechselt hatten und

III Befragte, die zum Befragungszeitpunkt ohne Erwerbstätigkeit waren (Bildungsintegrierte in einer neuen Ausbildung, in Umschulungs- oder Weiterbildungsmaßnahmen, Arbeitslose, Frauen im Schwangerschafts- und Eltern im Erziehungsurlaub).

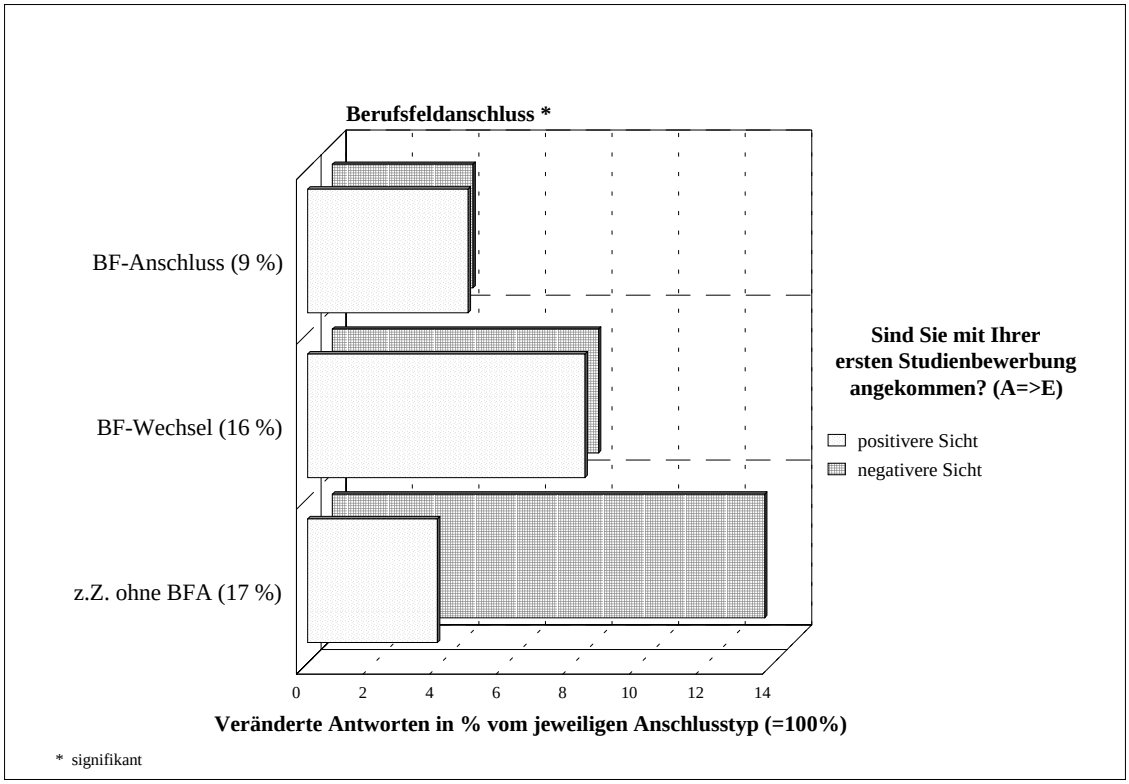
Der statistisch nachweisbare Zusammenhang zwischen den identisch formulierten Fragen ist insgesamt relativ niedrig[6] und nimmt mit zunehmender inhaltlicher Entfernung der Berufstätigkeit vom studierten Fach ab. Die Bedeutung, die dem aktuellen Berufsstatus auf die Darstellung des Bewerbungserfolges zukommt, spiegelt sich auch im Umfang abweichender Antworten wider. Die drei Berufsfeld-Anschlusstypen weisen signifikant unterschiedliche Anteile an veränderten Antworten auf. Von den Akademikerinnen und Akademikern, die im Berufsfeld verblieben waren, änderte nur knapp jeder zehnte seine Aus-

6 ***Cramers*** V bzw. der Kontingenzkoeffizient liegen insgesamt und für die drei Typen des Berufsfeldanschlusses lediglich zwischen .50 und .66 bzw. zwischen .66 und .75

sage über die Bewerbung. Dagegen stimmte die Erinnerung an dieses Ereignis bei jedem sechsten der Berufsfeld-Wechsler bzw. der beruflich Desintegrierten nicht mit ihrer ursprünglichen Angabe überein (vgl. Abbildung 1).

Es ist jedoch nicht nur der Umfang an veränderten Sichtweisen, der dem Einfluss von Erfahrungen unterliegt, die seit der ersten Befragung, d.h. insbesondere während der Berufstätigkeit – und hier vor allem nach der Wende – gemacht wurden, sondern auch die Richtung der Sichtveränderung. Bei beruflich Integrierten (im ursprünglichen Berufsfeld Beschäftigte und Berufsfeld-Wechsler) halten sich günstigere und ungünstigere Darstellungen des Erfolgs der ersten Studienbewerbung in etwa die Waage. Unter denjenigen, die das Berufsfeld wechselten, sind sowohl solche, für die die Möglichkeiten des Arbeitsmarktes eine willkommene Gelegenheit waren, stärker als bisher ihre beruflichen Interessen durchzusetzen bzw. einen wenig geliebten Beruf zu verlassen als auch solche, deren Wechsel eher fremd veranlasst war durch Bedrohung von Arbeitslosigkeit und verminderte bis nicht mehr bestehende Chancen für eine Beschäftigung im bisherigen Bereich. Diese Splittung spiegelt sich in den Antworten wider.

Abbildung 1: Sichtveränderung auf Erfolg der ersten Studienbewerbung in Abhängigkeit vom Berufsfeld-Anschluss 1992 (SIL A SIL E, n = 969)



Der Anteil derjenigen, die den Erfolg der ersten Studienbewerbung anders darstellen als zu Studienbeginn, ist bei Akademikerinnen und Akademikern, die zum Befragungszeitpunkt nach der Wende außerhalb des Erwerbslebens standen, insgesamt nicht wesentlich höher als bei den Berufsfeldwechslern. Ihre Sicht hat sich jedoch in ganz anderer Weise verändert: Wesentlich häufiger stellen sie den ursprünglichen Bewerbungserfolg schlechter dar als zu Studienbeginn, positivere Aussagen sind seltener. Hieran ist der Einfluss, den u.a. frustrierende Arbeitsmarkterfahrungen hinterlassen haben, deutlich abzulesen.

3 Entscheidung für das Lieblingsfach

Anhand multivariater Modelle[7] wurde der Zusammenhang zwischen der Aussagestabilität zum Erfolg der ersten Studienbewerbung und verschiedenen objektiven Merkmalen (z.B. Studienfach, Anschlussfähigkeit des Hochschulabschlusses, quantitative und qualitative Kennzeichen der beruflichen Integration, Stellung im Beruf, Geschlecht) bzw. subjektiven Dispositionen (z.B. berufsbezogenes Selbstwertgefühl, Leistungsbereitschaft und deren Entwicklung, Verbundenheit mit studiertem Fach und Beruf und Entwicklung dieser Verbundenheit) überprüft. Im Ergebnis dieser Analyse kristallisierte sich ein signifikanter Zusammenhang mit der Antwort auf die Frage, inwieweit sich die Befragten damals für das Fach entschieden hatten, welches sie am liebsten studieren wollten. Die Frage wurde ebenfalls zu Studienbeginn gestellt und bei der Befragung 1992 repliziert. Wiederum ging es um die Erfassung eines einmaligen, abgeschlossenen biographischen Ereignisses.

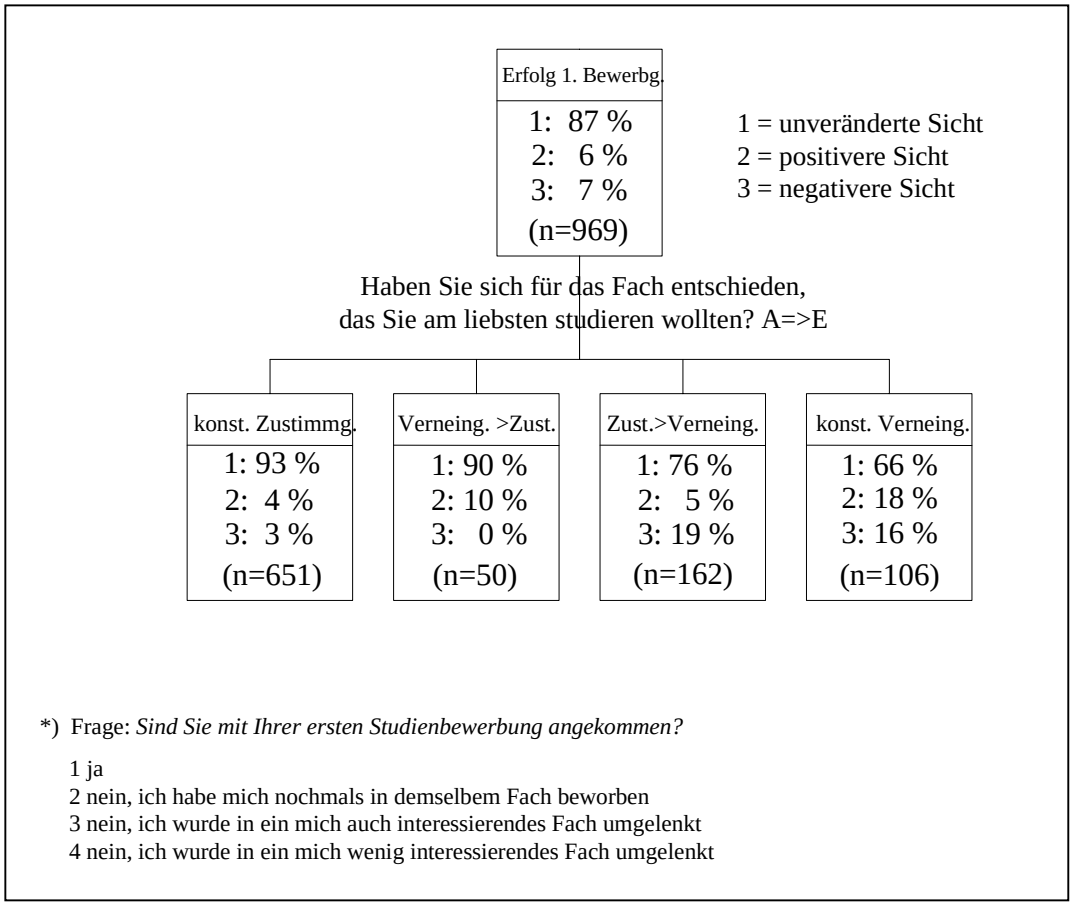
Die Abweichung des Antwortverhaltens ist bei diesem Indikator noch gravierender als bei der Frage nach dem Erfolg der ersten Studienbewerbung: Fast jeder Vierte (23 %) änderte sein Votum, wobei der Anteil der Antwortenden, die diese Frage 1992 verneinten, obwohl sie ihr am Beginn des Studiums zustimmten, dreimal so hoch war wie die Quote derjenigen, die nach der Wende behaupteten, sich für ihr Lieblingsfach entschieden zu haben, obwohl sie das 10 Jahre zuvor nicht so sahen (18 % im Vgl. zu 6 %, siehe auch Abbildung 3, oberster Kasten). Der statistische Zusammenhang zwischen den entsprechenden Indikatoren von SIL A und SIL E ist hier noch geringer, das Assoziationsmaß Phi liegt durchschnittlich bei .38, wobei der vergleichsweise stärkste Zusammenhang für die Gruppe derjenigen besteht, die Anschluss im Berufsfeld fanden (Phi = .44). Bei den beruflich nicht Integrierten ist er relativ bedeutungslos ist (Phi = .29).

Wer nach wie vor der Ansicht war, sich für das favorisierte Fach entschieden zu haben, hatte mit einer deutlich höheren Wahrscheinlichkeit auch eine unveränderte Sicht auf den

7 Mittels logistischer Regression wurde z.B. die Bedeutung o.g. unabhängiger Variablen auf die Richtung der Darstellungsänderung (positivere vs. negativere Darstellung) des Bewerbungserfolges als abhängige Variable überprüft.

Erfolg der ersten Studienbewerbung. Einen ähnlich hohen Anteil erreichten jedoch auch diejenigen, die entgegen der ursprünglichen Aussage zu Studienbeginn sich 1992 zu erinnern glaubten, das liebste Fach gewählt zu haben. Unter diesen Akademikerinnen und Akademikern war niemand, der den Bewerbungserfolg schlechter darstellte als ursprünglich. Wer hingegen damals der Meinung war, sein Lieblingsfach zu studieren und zehn Jahre später davon abrückt, stellt auch den Erfolg der Bewerbung für das Studium in ein deutlich ungünstigeres Licht als früher. In der Abbildung 2, die mit dem SPSS-Modul CHAID[8] erstellt wurde, werden die beschriebenen Zusammenhänge visualisiert.

Abbildung 2: Entwicklung der Sicht auf den Erfolg der ersten Studienbewerbung (SIL A SIL E)*



*) Frage: *Sind Sie mit Ihrer ersten Studienbewerbung angekommen?*

1 ja
2 nein, ich habe mich nochmals in demselbem Fach beworben
3 nein, ich wurde in ein mich auch interessierendes Fach umgelenkt
4 nein, ich wurde in ein mich wenig interessierendes Fach umgelenkt

8 Als exploratives Verfahren zur Untersuchung kategorialer Daten stellt SPSS das Modul CHAID (Chi-squared Automatic Interaction Detector) – bzw. in neueren Versionen das Modul ANSWER TREE – zur Verfügung. Sein Ziel besteht darin, die Stichprobe anhand der unabhängigen Variablen in merkmalshomogene Untergruppen (Segmente) aufzuteilen, die sich bezogen auf die abhängige Variable möglichst signifikant unterscheiden (Grundlage: empirisches Signifikanzniveau des χ^2- Unabhängigkeitstests). Dabei wird die Zielvariable durch die unabhängigen Variablen nicht erklärt. Es werden lediglich Zusammenhänge zwischen bestimmten Kombinationen unterschiedlicher Merkmalsausprägungen ermittelt und in einem Baumdiagramm dargestellt.

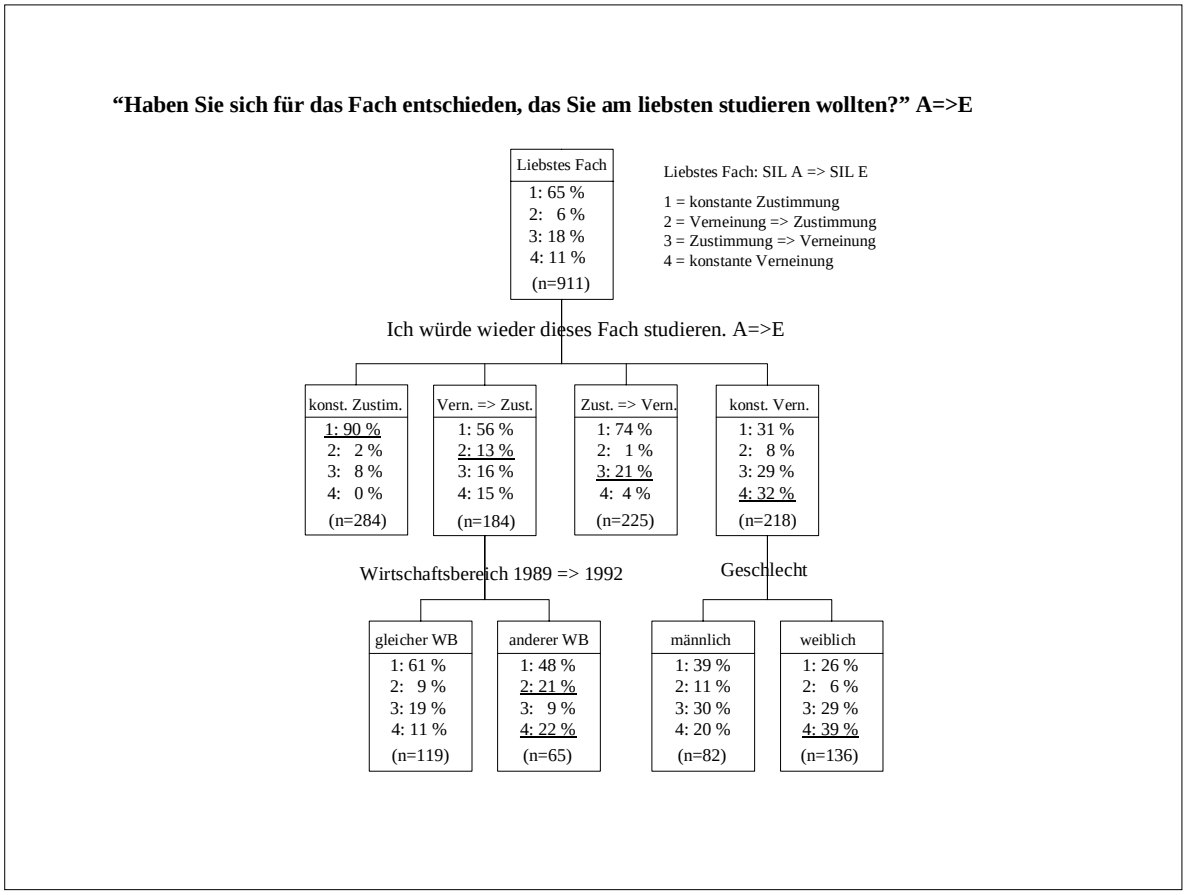
Die dargestellten Intervallkorrelationen für beide Indikatoren – Bewerbungserfolg und Lieblingsfach – belegen nachdrücklich, dass Antwortkonsistenz auch bei biographisch abgeschlossenen Ereignissen keineswegs selbstverständlich ist, abweichendes Antwortverhalten und die Richtung der Abweichung überzufällig von den zwischenzeitlichen Eindrücken beeinflusst und verändert werden. Autobiographische Fakten werden umgedeutet in Abhängigkeit von der Entwicklung für sie relevanter Einstellungen und Wertorientierungen.

Für die Aussage, ob man sich für das Lieblingsfach entschieden hatte, ist eine solche relevante Einstellung die Haltung zum Fach selbst. Die Fachverbundenheit wurde mit dem Indikator „Ich würde wieder dasselbe Fach studieren“ gemessen. Blieb diese Einstellung über die Jahre unverändert (egal ob zustimmend oder ablehnend), so war die Wahrscheinlichkeit, auch auf die Frage nach dem favorisierten Fach konstant zu antworten, hoch. Verschlechterte sich die Haltung zum Fach, so wurde im Nachhinein auch häufiger bestritten, sich damals für das Fach, was man am liebsten studieren wollte, entschieden zu haben. Analog wirkte sich die Erhöhung der Verbundenheit mit dem Fach aus: Auf dieser Grundlage wurde auch die Fachentscheidung positiver bewertet.

4 Objektive Bedingungen

Die statistisch nachweisbare Bedeutung objektiver Bedingungen für Veränderungen in der Darstellung biographischer Ereignisse ist im Vergleich zur Einstellungsentwicklung geringer und nicht für alle Subgruppen gleichermaßen groß. Bei denjenigen, die zu Studienbeginn kaum oder gar nicht ihre Studienfachwahl wiederholen wollten, aber ein Jahrzehnt später sich durchaus vorstellen konnten, nochmals dasselbe Fach zu studieren, korrespondiert die Stabilität der Aussage über die Wahl des liebsten Faches mit der beruflichen Stabilität, wenngleich in sehr differenzierter Weise: In dieser Gruppe entsprachen Hochschulabsolventen, die im gleichen Wirtschaftsbereich wie vor der Wende beschäftigt waren, mit ihrer Darstellung der Wahl des Lieblingsfaches in etwa dem Gesamtdurchschnitt. Im Vergleich dazu zeichneten sich Befragte, die den Wirtschaftsbereich wechselten bzw. wechseln mussten, durch einen überdurchschnittlich hohen Anteil sowohl an unveränderter Verneinung der Frage nach dem Lieblingsfach als auch an diesbezüglich „positiven“ Antwortmodifikationen aus (vgl. Abbildung 3).

Abbildung 3: Veränderte Darstellung der Entscheidung für das Lieblingsfach (SIL A E)



Diese Verteilungen sind nur erklärbar, wenn man sich vergegenwärtigt, dass sich in beiden Gruppen sowohl Akademikerinnen und Akademiker befinden, die freiwillig in einen anderen Wirtschaftsbereich gegangen sind bzw. ihn ihm verblieben, als auch solche, die „gezwungenermaßen" mobil wurden bzw. immobil blieben.

Die Befragungszeitpunkte von SIL A und SIL E umspannen ein Jahrzehnt, in welchem Wesentliches in bezug auf die Prägung der fachlichen Orientierung passiert ist: Das Studium selbst, der Berufseinstieg danach und Berufswechselprozesse in Folge arbeitsmarktstruktureller Umbrüche nach der Wende. Insofern wäre es zu kurz gegriffen, würde man die veränderte Darstellung abgeschlossener biographischer Ereignisse allein aus der Wirkung von Einstellungsänderungen und Realitätserfahrungen nach der Wende herleiten. Aufgrund der Datenlage kann leider nur die Rolle des Studiums für die Entwicklung der Fachverbundenheit – und damit indirekt für die Umdeutung von Tatsachen – nachgezeichnet werden. Wie sich die Berufspraxis auswirkte, kann anhand des Datensatzes nur insge-

samt dargestellt werden, d.h. ohne Differenzierung zwischen den Berufserfahrungen vor und nach dem Wechsel des Gesellschaftssystems.[9]

Die Längsschnittanalyse über alle fünf Wellen der SIL (SIL A bis SIL E) enthielt jedoch mehrfach Hinweise darauf, dass berufliche Benachteiligungen (z.B. fachlich inadäquate Beschäftigung, Einsatz unterhalb des Hochschulniveaus) bereits vor der Wende auftraten, sich auf einzelne Fachrichtungen (v.a. Wirtschafts-, Landwirtschafts- und Ingenieurwissenschaften) und innerhalb dieser wiederum häufiger auf Frauen konzentrierten (vgl. ***Middendorff*** 2000: 20ff). Damit waren vergleichsweise ungünstige Startpositionen in die Berufstätigkeit nach der Wende verbunden, die zumeist durch den Strukturwandel, von dem die ohnehin schon benachteiligten Fachrichtungen besonders betroffen waren, noch verstärkt wurden. Nachteilige Berufsverläufe seit 1990 (z.B. Perforation durch Arbeitslosigkeit, unfreiwilliger Wechsel des Berufes, erneute Qualifizierung, nicht qualifikationsgerechte Beschäftigung, Prestigeverlust, Einkommensnachteile) können deshalb keineswegs als ausschließlich „wendeproduziert" angesehen werden.

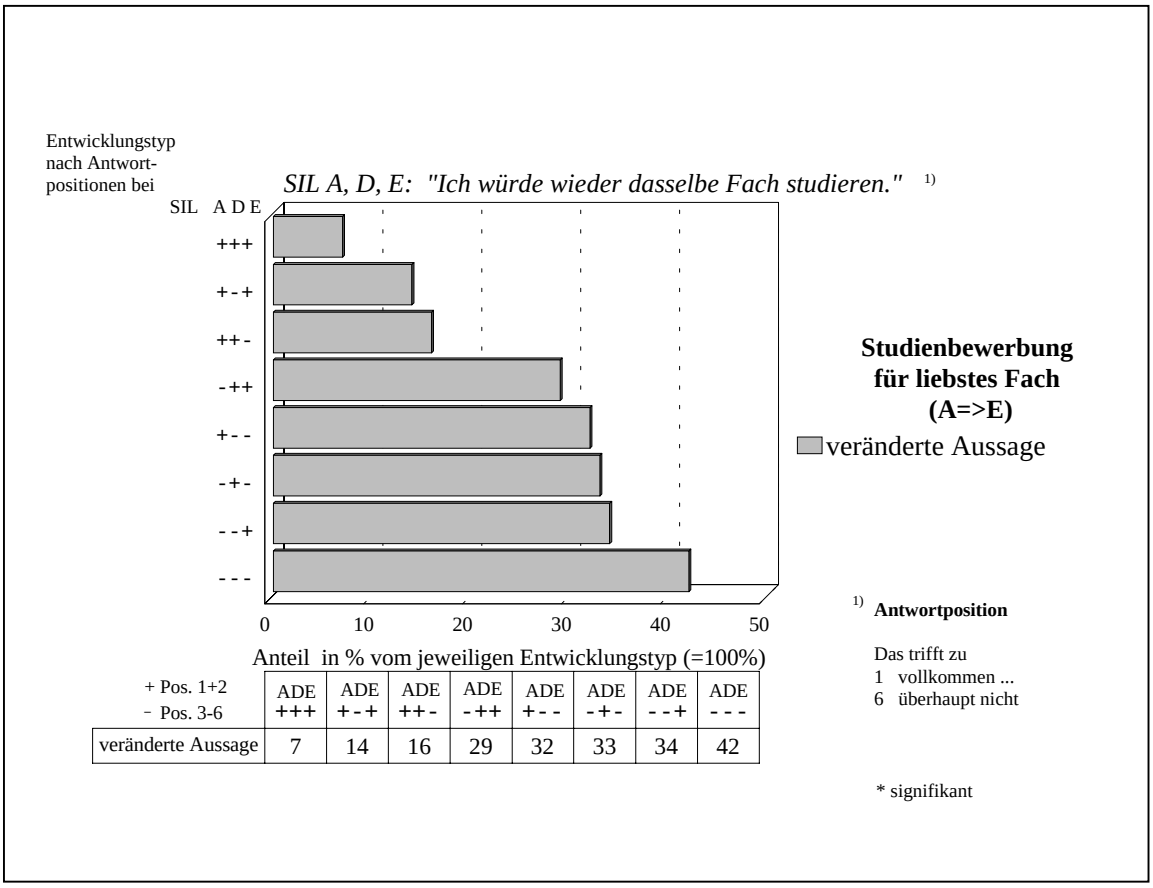
5 Subjektive Dispositionen

Verfolgt man die Entwicklung der Fachverbundenheit über die drei Etappen hinweg – Studienbeginn, Ende des Studiums und nach fünf bzw. sechs Jahren Berufspraxis (je nach Studiendauer), so wird deutlich, dass Akademikerinnen und Akademiker mit einer stabilen positiven Einstellung zum studierten Fach wesentlich seltener ihre damalige Studienfachwahl uminterpretieren (7 %) als solche mit einer schwankenden Fachverbundenheit. Akademikerinnen und Akademiker, die sich zu keinem Zeitpunkt wirklich vorstellen konnten, dasselbe Fach noch einmal zu studieren, veränderten extrem häufig die Darstellung der Studienfachwahl (42 %; vgl. Abbildung 4).

Die ausschlaggebende Grundlage für die Veränderungsrichtung in der Darstellung des gleichen, in zunehmender zeitlicher Entfernung liegenden Ereignisses sind tendenziell die jeweils jüngeren Erfahrungen bzw. Einstellungen. Enttäuschungen oder übertroffene Erwartungen im Studium und v.a. im Beruf und deren Auswirkung z.B. auf die Fachverbundenheit sind für eine günstigere bzw. ungünstigere Sicht auf die Wahl des Lieblingsfaches von größerer Relevanz als Erfahrungen, die eine kontinuierliche (positive oder negative) Einstellung zum Fach generieren.

9 1987/88, also noch zu DDR-Zeiten, wurde eine Briefbefragung unter den SIL-Absolventinnen und -Absolventen durchgeführt. Gegenstand waren u.a. Aspekte der beruflichen Integration, der Verbundenheit mit Fach und Beruf. Die Befragten schilderten ihre ersten Berufserfahrungen in freier Form. Zu dieser Befragung liegt ein Bericht von ***Jochen Schreiber*** (vgl. ***Schreiber*** 1988) vor. Diese Daten wurden jedoch nicht quantifiziert und maschinenlesbar erfasst und sind deshalb nicht im SIL-Datensatz enthalten.

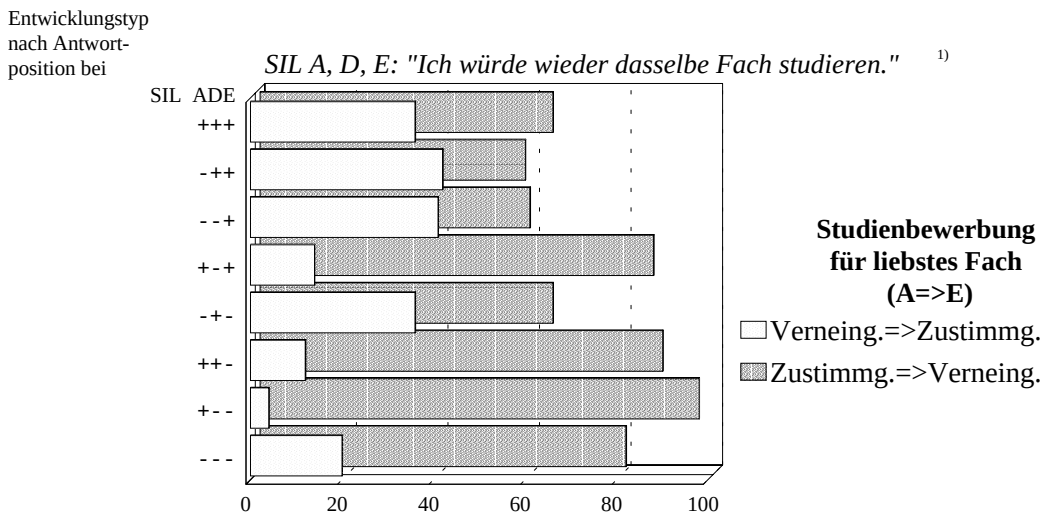
Abbildung 4: Veränderung der Aussage über Bewerbung für liebstes Fach (SIL A E) in Abhängigkeit von der Entwicklung der Einstellung zum Fach * (n = 650, davon 157 Fälle mit veränderter Aussage)



+ Pos. 1+2 – Pos. 3-6	ADE +++	ADE +-+	ADE ++-	ADE -++	ADE +--	ADE -+-	ADE --+	ADE ---
veränderte Aussage	7	14	16	29	32	33	34	42

Von denjenigen, die seit dem Studienende die Haltung vertraten, wieder dasselbe Fach studieren zu wollen oder später zu dieser Einstellung gelangten, modifizierten 1992 deutlich häufiger ihre Aussage über die Entscheidung für das liebste Fach in positiver Richtung (in Abbildung 5 als Entwicklungstypen mit – + + bzw. – – + gekennzeichnet) als solche Absolventinnen und Absolventen, die sich am Studienende oder später von ihrem Fach distanzierten und es nicht wieder studieren würden (Entwicklungstypen + + – und + – –). Letztere bestritten – entgegen ihrer Aussage im ersten Semester – überdurchschnittlich häufig, sich für das Lieblingsfach beworben zu haben. Welchen Einfluss Berufserfahrungen und Antizipationen beruflicher Chancen auf die Haltung zur Studienfachwahl haben, wird anhand der Gruppe der Absolventinnen und Absolventen deutlich, deren Hochschulzertifikate in der Längsschnittanalyse als gering bzw. kaum anschlussfähig auf dem transformierten Arbeitsmarkt eingestuft wurden (vgl. ***Middendorff*** 2000: 29ff). Von ihnen korrigierte fast jeder Vierte seine Haltung, wieder dasselbe Fach studieren zu wollen, erst nach Studienende in ablehnender Richtung (Entwicklungstyp + + –). In der Gruppe der Akademikerinnen und Akademiker mit i.w.S. anschlussfähigen Zertifikaten war dieser Anteil nur etwa halb so groß.

Abbildung 5: Richtung der Aussageänderung über Bewerbung für das liebste Fach (SIL A E) in Abhängigkeit von der Einstellungsentwicklung zum Fach * (n = 650, davon 157 Fälle mit veränderter Aussage)



+ Pos. 1+2 – Pos. 3-6	ADE +++	ADE -++	ADE --+	ADE +-+	ADE -+-	ADE ++-	ADE +--	ADE ---
Verneing.=>Zustimmg.	36	42	41	14	36	12	4	20
Zustimmg.=>Verneing.	64	58	59	86	64	88	96	80

6 Fazit

In der Lebensverlaufsforschung ist das hier Beschriebene kein unbekanntes Phänomen und wird psychologisch begründet. Retrospektiv werden bewusst und unbewusst Umwertungen und Gewichtsverschiebungen biographischer Ereignisse und Etappen vorgenommen, so dass der status quo als logische Folge aus dem Vorangegangenen erscheint. Die (Re-)Interpretation der Vergangenheit ist ebenso wichtig wie die konkretisierende Ausfüllung der Zukunft für die Konstituierung biographischer Perspektiven (***Kohli*** 1991: 314). Damit kann eine stabile Identität, das Gefühl von Kontinuität und innerer Einheit bewahrt werden, der status quo ante erfährt eine nachträgliche Sinngebung.

Für sozialwissenschaftliche Fragestellungen ist dieses Wissen bei der Wahl angemessener Untersuchungsmethoden zu berücksichtigen, um Artefakte zu vermeiden. Das vorgestellte Beispiel belegt eindrucksvoll die Problembehaftung retrospektiv erhobener Daten. Wie gezeigt, kann keineswegs davon ausgegangen werden, dass „objektive Fakten, Tatbestände, Merkmale bzw. Situationen“ „*im Prinzip wieder abrufbar*“ sind wie Jahreszahlen.

Das Ziel der eingangs erwähnten Studie des MPI bestand u.a. darin, die strukturellen Handlungsspielräume in der DDR-Gesellschaft und den Selbstbestimmungsgrad von

Handlungsbedingungen auszuloten u.a. am Beispiel der Möglichkeiten zur Realisierung des Berufswunsches (***Solga*** 1996: 30f). Die vorgestellten Daten der SIL und ihre Zusammenhänge verdeutlichen für dieses Beispiel sehr anschaulich die Gefahren, die zeitferne retrospektive Erhebungen in sich bergen. Würde die Bewerbung für das favorisierte Studienfach und der Erfolg der ersten Studienbewerbung und – daraus abgeleitet – die Quote der Umgelenkten ausschließlich anhand der Befragung nach der Wende (SIL E: 1992) darzustellen und zu bewerten sein, so würden mindestens dreierlei Fehlschlüsse gezogen werden:

1. Das Ausmaß an Restriktionen für die Realisierung des Studienwunsches würde absolut überschätzt werden. Wie gezeigt, erfolgten die Re-Interpretationen sowohl des Erfolgs der ersten Studienbewerbung als auch der Bewerbung für das favorisierte Fach überwiegend in Form einer ungünstigeren Darstellung dieser Ereignisse post festum.

2. Es würden Restriktionen in biographischen Abschnitten gesehen oder auch verkannt werden auf der Basis von Aussagen, die so erst als Folge von Erfahrungen mit zeitlich weit danach liegenden Restriktionen oder auch Chancen, d.h. in der Berufspraxis zu DDR-Zeiten bzw. auf dem Transformations-Arbeitsmarkt, formuliert worden sind.

3. Ein Teil der Personen, die ihren Studienwunsch realisieren konnten bzw. derer, die umgelenkt wurden, würden nicht oder fehlidentifiziert werden.

Aus solchen Fehlschlüssen leiten sich i.d.R. weitere nicht zutreffende Interpretationen ab, beispielsweise bei der Analyse von Ursachen für die Existenz und Nutzung von Chancen bzw. für die Konfrontation mit Restriktionen, bei der Erklärung entsprechender Langzeitwirkungen auf den Lebensverlauf.

Wenn bei relativ unproblematischen Fragen, wie den aufgeführten, der Umfang der Aussageänderung schon so bedeutsam ist, kann kaum geschätzt werden, wie stark die Abweichungen von den ursprünglichen Tatbeständen bei wesentlich diffizileren Themen sind. Das Problem der Um- und Neuinterpretation stellt sich bei Längsschnittuntersuchungen – wie im vorliegenden Fall – in deutlich geringerem Maße als bei Studien, die retrospektiv vergleichsweise weit zurückliegende Tatbestände zu erfassen versuchen. Im Gegenteil: Aus den longitudinal dokumentierbaren Veränderungen des Antwortverhaltens selbst können wichtige Erkenntnisse, z.B. zu Mustern der Re-Interpretation, gewonnen werden.

Eine „Soziologie der DDR-Gesellschaft“, die die tatsächlichen Verhältnisse – wie sie waren, wie sie ge- und erlebt wurden – genau erfassen will, kann nicht ohne zeitnahe Daten geschrieben werden und diese sind in erster Linie von der DDR-Soziologie zu haben. Dazu gehören auch die 17 Längsschnittstudien des Zentralinstituts für Jugendforschung Leipzig (vgl. ***Friedrich*** 1999:42), von denen die hier vorgestellte Studenten-Intervallstudie Lei-

stung nur eine ist. Die Chancen für eine realitätsnahe „Soziologie der DDR-Gesellschaft“ werden immer schlechter, nicht zuletzt auch deshalb, weil nach Jahren relativ großzügiger und breiter Förderung inzwischen entsprechende thematische Schwerpunkte aus den Programmen der Förderer verschwunden sind. Für die längsschnittorientierte Reanalyse der Studenten-Intervallstudie Leistung und ihre Fortführung in Form einer weiteren Erhebungswelle konnten v.a. aus diesem Grund bislang keine Mittel eingeworben werden. Das einmalige Potential, das die SIL auch für die Grundlagenforschung in sich birgt, wird damit verschenkt, denn es unterliegt zweifellos einer Halbwertzeit. Wichtige Zwischenergebnisse sind schon beim gegenwärtigen Abstand zum letzten Intervall nicht mehr zeitnah – und damit nicht mehr weitgehend frei von Re-Interpretationen – zu erfassen.

Literatur:

Autorenkollektiv unter Ltg. von ***Kurt Starke***, 1989: Leistungsentwicklung im Studium. Bedingungen und Faktoren hoher Studienleistungen. Forschungsbericht, Z-Projekt 07.05.05, Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig, Leipzig: ZIJ.

Brückner, Erika, 1990: Die retrospektive Erhebung von Lebensverläufen. In: ***Karl Ulrich Mayer*** (Hrsg.): Lebensverläufe und sozialer Wandel. KZfSS Sonderheft 31/1990:374-403.

Friedrich, Walter, 1999: Geschichte des Zentralinstituts für Jugendforschung. In: ***Walter Friedrich / Peter Förster / Kurt Starke*** (Hrsg.): Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966 – 1990. Geschichte, Methode, Erkenntnisse, Berlin: edition ost, S. 13-69.

Kohli, Martin, 1991: Lebenslauftheoretische Ansätze in der Sozialisationsforschung. In: ***Klaus Hurrelmann / Dieter Ulich*** (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim, Basel: Beltz-Verlag, S. 303-317.

Middendorff, Elke, 2000: Individueller Lebensverlauf und gesellschaftlicher Umbruch: Zur (Dis-)Kontinuität von Persönlichkeitsdispositionen im erwerbsbiographischen Kontext am Beispiel ostdeutscher Akademiker/innen. Längsschnittanalyse der Studenten-Intervallstudie Leistung (SIL 1982 – 1992). Forschungsbericht, MLU Halle-Wittenberg, FB für Erziehungswissenschaften, Institut für Pädagogik, 109 S.

Minks, Karl-Heinz / Bathke, Gustav-Wilhelm, 1992: Berufliche Integration und Weiterbildung von jungen Akademikern aus den neuen Ländern. Hrsg. von der HIS Hochschul-Informations-System GmbH, Reihe: Hochschulplanung, Band 96, Hannover.

Schreiber, Jochen, 1988: Erfahrungen und Probleme von Hochschulabsolventen im ersten Berufsjahr. Auswertung der SIL D-Absolventenbriefe (1987/88). Forschungsbericht, Leipzig: Zentralinstitut für Jugendforschung, 119 S.

Solga, Heike, 1996: Lebensverläufe und historischer Wandel in der ehemaligen DDR. In: Zentralarchiv für empirische Sozialforschung Köln (Hrsg.): ZA-Information Nr. 38: 28-38.

Multiple imputation in an international database of social science surveys

by Nicholas T. Longford [1]

Zusammenfassung

In diesem Beitrag wird das Verfahren der multiplen Imputation anhand von Datensätzen aus dem International Social Survey Programme diskutiert. Da es in den meisten Variablen fehlende Werte gibt, die in vielen unterschiedlichen Kombinationen vorkommen, werden die Imputations in mehreren Schritten durchgeführt. Als erstes werden die Angaben bei den sozio-demografischen Merkmalen ersetzt, da es hier in der Regel nur relativ wenige fehlende Werte gibt. Bei Blöcken von Items werden nur deren Summenwerte geschätzt, was die Aufgabe der Imputation vereinfacht, ohne daß dabei auf wichtige Informationen verzichtet wird. Ein weiterer Vorteil dieser Vorgehensweise ist, daß die Anzahl der einzusetzenden Werte reduziert wird.

Abstract

This paper describes an implementation of the method of multiple imputation in the database of surveys in the International Social Science Programme. Since missing values occur for most variables, with a wide range of patterns, the imputations are carried out in stages, starting with background variables which, in general, have fewer missing values. For blocks of questionnaire items only their total scores are imputed, making the imputation task manageable without substantial loss of utility of the database, and reducing the size of the data files added to the database by the imputation procedure.

1 Introduction

Population surveys are an important source of information for social scientists. Such surveys are designed so as to be representative of the studied population and to yield infer-

1 Author's address: ***Nicholas T. Longford***, Department of Medical Statistics, De Montfort University, The Gateway, Leicester LE1 9BH, UK. Email: NTL@dmu.ac.uk. Research for this paper was conducted while the author was a visitor at the Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung, Cologne University, Germany, supported by a grant from the Training and Mobility of Researchers Programme of the European Union.

ences with sufficient precision. These two general goals are often undermined by nonresponse, because it reduces the effective sample size. Also, the subsample of responders may be a poor representation of the studied population even when the original sample is a good one. As an example, suppose a simple random sample of subjects from a population has only 2% missing values on the variable of principal interest. A substantial bias in estimation of the mean can still result if the non-respondents tend to have the highest values. In more complex analyses, the rate on nonresponse is not a good indicator of the loss of information, because subjects' values exert uneven influences on the estimates. Nonresponse can be quite extensive, especially in surveys with many questionnaire items, some of which probe issues which the respondents may not be comfortable with or confident to discuss. Many analysts of such surveys rely on standard statistical software, such as SPSS and Minitab, or on specialist software packages, such as LISREL and EQS, which have limited provisions for incomplete data. So, most analyses are restricted to subjects with complete records (also known as *listwise deletion*), reducing the sample sizes substantially when a large number of variables is considered. In such a setting, a lot of information contained in the incomplete records is made no use of. By pairwise deletion, all recorded data are used, but inconsistencies, such as inadmissible matrices of crossproducts, can arise (***Little/Rubin*** 1987).

The method of multiple imputation (***Rubin*** 1987 and 1996, and ***Schafer*** 1996) was designed for large-scale databases in which missing values appear in a variety of patterns (configurations). The context considered is that of a database constructor and a number of secondary users. The constructor is privy to the details of the data collection procedures, including the causes of missing data, their coding, and the like. For the secondary users, the published materials accompanying the public-use version of the database are the principal source of information about the database. Of course, these materials may not contain all the details of how the survey was conducted, what kinds of contingencies were encountered and how they were dealt with.

Following the conduct of a typical survey, the constructor compiles the database from the collected data items, prepares a comprehensive documentation and background information, and provides these to (secondary) users. A typical user focuses on statistical analyses to address substantive research issues. For users not equipped to deal with the problem efficiently, missing data are a profound inconvenience. But even if they were equipped, a lot of effort in dealing with missing values would unnecessarily be duplicated. A more practical and economic solution is for the constructor to deal with the problem, in such a way that the secondary users would require no software tools other than those they would have employed had the data been complete. The users could then focus in the analyses on the substance of their research, without the distraction of the technical (statistical) issues associated with the missing data.

Multiple imputation has been designed for just such a setting. It has been successfully implemented in a number of government surveys, in the U.S.A. in particular, see ***Rubin/ Schenker*** (1991). The method has made much less impact in social science surveys; primary or secondary analysts of such surveys rarely address the issue of missing data in any integral manner. Multiple imputation, or any other approach to handling missing values, is difficult to implement because of varied patterns of missingness involving many background and outcome variables, most of them with multinomial distribution, such as in Likert scales.

The International Social Science Programme (ISSP) is a sequence of annual surveys in a number of countries. It began in 1985, and in 1999 it had more than thirty members (countries). In this paper, we describe an implementation of the multiple imputation in the 1995 surveys which were conducted in 23 countries. The surveys used similar sampling designs and translations of the questionnaire originally written in English. The theme of the questionnaire was 'National Identity'. ISSP is analysed by many secondary users, especially researchers in comparative (cross-national) social studies. They apply a range of statistical methods, using implementations in standard software (SPSS, Minitab, and the like), or in specialist packages, such as LISREL and EQS.

Longford (2000) applied multiple imputation, within the context of a sensitivity analysis, to a section of the survey containing six items on attitudes to immigration, each scored on a Likert scale 1–5. The imputations were based on a model that conditions on the observed responses in the section and aggregates similar score patterns to avoid having to deal with sparse tables, while compromising as little as possible the ideal of conditioning on all available information (***Rubin*** 1987).

Our goal is to design a multiple imputation procedure which could be implemented in the past as well as future surveys in ISSP with only minor adaptations and without having to deal with many special cases. For this purpose, a compromise has to be struck between the ideal of including all available variables in the model for missing data and the practicalities of handling large datasets of (mostly) categorical variables. In the models for missing data, we consider only a short-list of *prima facie* correlated variables.

The next section gives details of the ISSP database. Section 3 introduces the standard terminology for missing data. Section 4 describes the multiple imputation procedure. The concluding section discusses the constructor's and analyst's perspectives on multiple imputation.

2 The ISSP database

The data from the 1995 ISSP surveys is stored in a single file of 214 variables defined for the 28 456 subjects from 23 countries. Eighteen countries are from Europe, nine of them former communist countries (or their parts), four are developed countries in America (U.S.A. and Canada), Asia (Japan) and Oceania (New Zealand), and the remaining country is the Philippines. In three member countries, Australia, Northern Ireland, and Israel, the 1995 survey was not conducted. For the purposes of the surveys, West Germany and the former German Democratic Republic, as well as Northern Ireland and Great Britain, are treated as separate countries. The within-country sample sizes range from 612 (East Germany) and 994 (Ireland) to 1598 (Poland) and 2089 (the Netherlands).

Some of the variables in the database are derived from others. For instance, *Earnings* and *Family income* are recorded both in the currency of the country (rounded or grouped) and as an ordinal categorical variable. Several variables (*Region of the country* and *Party affiliation*), refer to a specific country, but the variables are defined for the entire sample, with values `Not applicable` for subjects from all the other countries. Thus, the effective number of variables is only about 80. In some cases, the prevalence of missing values is so high that imputation for them would not be very useful. Also, in some countries a few variables have not been recorded at all.

We distinguish between administrative, background, and response (opinion) variables. Administrative variables are the study number, respondent's identification, and indicator of the country; these contain no missing values. Background variables record the subject's sex, age, marital status, education, employment status, income, religious denomination, party affiliation, trade union membership, type of the community, household size, and region of the country. The response part of the questionnaire can be divided into eight sections of items inquiring about related matters; the items in most sections have a common lead-in passage. The responses within these sections tend to be correlated more highly than between the sections or with the background variables. Further, some items inquire about the languages spoken at home, ethnicity, and citizenship, which can be regarded as being on the borderline between background and response items.

Another set of questions inquires about language proficiency and the languages spoken by the subject at home. The items ask for the first, second, and third languages. The response options contain a list of languages, but the coding does not distinguish clearly among failures to respond and `Not applicable` (e. g., when only one language is spoken at home). For instance, in the survey for West Germany, there are only three and eight missing values for the ‘first language’ items, but the code for missing item and `Not applicable` dominates for the second-mention items (95% for the language spoken at home and 58.5%

for the language able to speak). Since the vast majority of first mentions are `German`, imputing `German` for the eleven missing values would seem appropriate.

3 Missing data

The list of values of a set of variables for a subject is called a *record*. In most datafiles a record is a row of the file, or its subset (a segment). The elements of the record, the individual values, are called *items*. Each item may be observed or missing (nonresponse). A record is said to be *complete* if each of its items is observed (no nonresponse), *incomplete* if at least one item is missing, and *empty* if all items are missing. Similarly, a variable is said to be observed completely, not completely, or not at all, if its values are observed, respectively, on every subject, some subjects, or no subjects in the sample.

For each item, we define the indicator of missingness. It is equal to 1 if the item is missing, and to 0 if it is recorded. The sequence of indicators corresponding to a record is called the *pattern of missingness*. For instance, the pattern of missingness for a subject on a set of four variables may be 1001 (first and fourth variables not recorded). In principle, any one of the $2^4 = 16$ patterns of missingness can occur. Similarly, we define the *score pattern* as the sequence of the values in a record. Clearly, it is meaningful to consider score patterns only for categorical variables, otherwise most score patterns are unique. The missingness pattern is a special case of a score pattern, with each variable being dichotomous. The number of possible score patterns can be quite large, especially when some of the variables have many categories or when the pattern is considered for many variables. In general, if H variables have $c_1, c_2, \ldots, c_H$ categories, there may be up to $C = c_1 \times c_2 \times \ldots \times c_H$ score patterns. However, the number of score patterns is often much smaller, not only because the sample size is smaller than C, or due to chance, but also because some combinations of categories are not feasible. For instance, for variables *Age* and *Education*, the score patterns corresponding to young (say, 16–20 years of age) and completed university education are not feasible.

The patterns of missingness are partially ordered. Pattern A is said to have more missingness than pattern B if any variable not observed in B is not observed in A either. Thus, pattern 1100 has more missingness than 0100, less missingness than 1101, but neither more nor less missingness than 0010, 1001, or 1011, even though it has, respectively, more, the same number, or fewer missing items.

Although we usually fail to collect all the items of data that the plan envisages, it is still instructive to consider this hypothetical dataset, called the *complete data*, because it usually has an easy-to-manage ‘rectangular’ structure of subjects and variables. It is practical to plan the analysis for the complete dataset; also, the sample size calculations are usually conducted for the complete dataset.

Figure 1: Analysis of complete records. An illustration.

Observed data

Id.	A	B	C	D	E
1	•	•	•	•	•
2	•	•	•	•	?
3	•	•	•	•	•
4	•	•	•	?	•
5	•	•	•	•	•
6	•	•	•	?	?
7	•	•	•	•	•
8	?	?	?	?	?

→

Analysed data

Id.	A	B	C	D	E
1	•	•	•	•	•
3	•	•	•	•	•
5	•	•	•	•	•
7	•	•	•	•	•

Notes: The record identification is given in the left-hand column (1–8). Available values are marked by • and missing values by ? .

The observed data are the complete data with the nonresponse superimposed on it. The procedure that we would have applied - had the data been complete - is called the *complete-data procedure*. Because of the missing values, its direct application to the observed data is usually not possible. A compromise frequently made is to apply the complete-data procedure on the subjects with complete records. This is referred to as the *analysis of complete records*, or listwise deletion. Although it is only as difficult to apply as the complete-data procedure would have been, it may not have some of the desirable properties of the complete-data analysis. First, transparently, the sample of responders (the subjects with complete records) is smaller than the original sample, so we can expect less precision in estimating any (population) quantity of interest. Second, much less transparently, the non-responders may not be as representative of the studied population as the entire sample is. The analysis of complete records is illustrated in Figure 1 on a dataset of subjects 1–8 and variables A–E. The four incomplete records are discarded and the analysis is based on only four records, even though only nine items out of 40 have missing values. Moreover, the (observed) values of A, B, and C may provide some information about the missing values for D and E.

All the available data are made use of in procedures based on *pairwise deletion*. A given total of crossproducts is calculated from subjects for whom both constituent variables are recorded. Such procedures are deficient as they fail to make use of the available information about the missing values. Also, anomalies such as non-positive definite matrices of crossproducts can arise (***Little/Rubin*** 1987).

Selection of the subjects into the sample is a random (sampling) process, which eliminates most of the members of the population from being included in the sample. Similarly, nonresponse can be regarded as another random process. The main qualitative difference between these two processes is that, at least in the ideal setting, we exercise probabilistic control over sampling (e. g., by applying simple random sampling without replacement). On the other hand, for a given set of data collection arrangements, nonresponse (missingness) is entirely outside our control. Furthermore, the data provide no information about the nonresponse process. So, assuming that the missingness process is simple random amounts to totally unwarranted optimism. At the same time, assuming that the nonresponders are vastly different from the responders, in an unknown way, is not very constructive.

For simplicity, we consider first the setting in which only one variable is subject to nonresponse. If the process of missingness were simple random, assigning each subject the same probability of nonresponse and one nonresponse not affecting the occurrence of another, the respondents would be a simple random sample from the studied population. Then the analysis of complete records would be as valid as if the procedure were applied to the dataset we intended to collect, free of any nonresponse. The only difference would be the reduced sample size.

Missing values are unlikely to arise according to a simple random process especially when we have no means of promoting it. A much less restrictive assumption is that the process of missingness is simple random within each group (stratum) defined by the values of completely observed variables. Such a process is called *stratified simple random*. With it, there are no systematic differences between responders and non-responders within either stratum. Obviously, the finer the stratification (the larger the number of strata), the less restrictive the assumption of stratified simple random process, and the more likely that it is appropriate.

In the literature on missing data (***Little/Rubin*** 1987 and ***Rubin*** 1987), the process with simple random sampling is referred to as *missing completely at random* (MCAR), the process with stratified simple random sampling as *missing at random* (MAR), and the complement of MAR as *missing not at random* (MNAR). MCAR is a special case of MAR, with the trivial stratification. MAR and MNAR processes should always be qualified by the stratification applied. The variables used in the stratification are called *conditioning* variables, and MAR is said to be conditioned on them. Although stratification is formally defined only for categorical variables, it can be extended to continuous variables by considering their coarsened (grouped) versions, or by a reference to a regression model. An important result about MAR is that if the complete-data procedure is valid (has little bias and the uncertainty about the estimates is also assessed without bias), then so is the corresponding analysis of complete records, so long as all the variables used in the procedure

have also been used for conditioning in MAR. But every analysis of data with missing values should carefully consider the possibility of MNAR, a ubiquitous threat to the validity of its conclusions. See ***Longford*** (2000) for an example.

The data at hand contain no information about the process of missingness, so MCAR can be assumed only when missingness is transparently unrelated to the outcome. MNAR may be acute in clinical trials when some subjects withdraw (drop out) because they anticipate poor effect of the assigned treatment.

3.1 Data imputation

An alternative to the analysis of complete records is to generate a replacement or *impute* a value for each missing item. The obvious appeal of this approach is that the rectangular structure of the complete data and the original sample size are restored, and the complete-data analysis can be applied without any alteration. One way of generating the imputed values is by assuming a MAR process. For simplicity of the description, suppose nonresponse occurs only for one variable, the outcome y, and the background variables $\boldsymbol{x}$ are observed completely. Then a model relating y to $\boldsymbol{x}$ is fitted to the complete records, and the replacements are defined as the values fitted to the nonresponders' values of $\boldsymbol{x}$. For instance, assuming that it is appropriate, an ordinary regression of the observed values of y on the corresponding values of the regressors $\boldsymbol{x}$ yields a vector of regression estimates $\boldsymbol{b}$; the fitted values $\boldsymbol{x}_m\boldsymbol{b}$ would be imputed for each missing value of y which corresponds to the regressors $\boldsymbol{x}_m$. In such an imputation, the size of the residual variation plays no role. Even if we choose the model correctly, and fit it efficiently, the replacements are ‘correct’ only on average; they do not display one important feature of the responders, namely *dispersion* around the model relating y to $\boldsymbol{x}$.

Whichever way we impute for the missing values, the resulting *completed dataset* will appear to contain more information than the (observed) incomplete dataset, and so the uncertainty indicated by the standard errors or confidence intervals will be understated.

Figure 2 illustrates imputation on the same fictitious dataset as used in Figure 1. A replacement is defined for each missing value, and after imputation the analysis is conducted on the completed dataset of eight subjects.

4 Multiple imputation

Rubin (1987 and 1996) designed the method of multiple imputation, originally for the setting of a single data constructor or archivist and a number of independently acting secondary (groups of) analysts. The analysts rely on standard statistical software or specialist packages that have no comprehensive provisions for handling missing values. The goals

Figure 2: Analysis with values imputed for missing items. An illustration.

	Completed dataset							**Replacements**				
Id.	A	B	C	D	E		Id.	A	B	C	D	E
1	•	•	•	•	•		1					
2	•	•	•	•	i1		2					i1
3	•	•	•	•	•		3					
4	•	•	•	i2	•	←	4				i2	
5	•	•	•	•	•		5					
6	•	•	•	i3	i4		6				i3	i4
7	•	•	•	•	•		7					
8	•	i5	i6	i7	i8		8		i5	i6	i7	i8

Notes: The record identification is given in the left-hand column (1–8). Available values are marked by • and the imputed values by i1, . . ., i8.

set out for multiple imputation are to enable the secondary analysts to deal with the problem of missing data, requiring

- no software, other than what would be used for complete-data analysis;
- no expertise in missing data issues in general or in relation to the studied database.

In multiple imputation, a set of replacements is generated for each missing value. The complete-data analysis applied to the dataset completed with the first set of replacements yields one set of results, the analysis of the dataset completed with the second replacements another set, and so on. Figure 3 gives an illustration for a dataset of seven records and four variables; only one variable has missing values (for three records). For each missing item, a set of five replacements, called *plausible values*, is generated. In other applications, the number of plausible values may be different.

The (five sets of) results are then averaged, with an appropriate inflation for the standard errors; see below. Generating the plausible values is usually a complex task comprising model formulation, model fitting and generating the plausible values from the model fit; see Section 4.1. In a typical setting, the constructors are best suited for this task, because they have easier access to the required expertise and information about the processes of missingness, and by taking care of missing data any duplication of effort among the secondary analysts is avoided. Also, by enabling analyses of higher quality, the constructor provides a more valuable product, without imposing greater demands on the users' technical expertise or software equipment.

Figure 3: Multiple imputation. An illustration.

Observed data

Id.	A	B	C	D
1	•	•	•	•
2	•	•	•	?
3	•	•	•	•
4	•	•	•	?
5	•	•	•	•
6	•	•	•	?
7	•	•	•	•

Plausible (imputed) values

Id.	Var.	M1	M2	M3	M4	M5
2	D	i11	i12	i13	i14	i15
4	D	i21	i22	i23	i24	i25
6	D	i31	i32	i33	i34	i35

Datasets completed by imputations

Completed dataset 1

Id.	A	B	C	D
1	•	•	•	•
2	•	•	•	i11
3	•	•	•	•
4	•	•	•	i21
5	•	•	•	•
6	•	•	•	i31
7	•	•	•	•

Completed dataset 2

A	B	C	D
•	•	•	•
•	•	•	i12
•	•	•	•
•	•	•	i22
•	•	•	•
•	•	•	i32
•	•	•	•

Completed dataset 3

A	B	C	D
•	•	•	•
•	•	•	i13
•	•	•	•
•	•	•	i23
•	•	•	•
•	•	•	i33
•	•	•	•

Completed dataset 4

•	•	•	•
•	•	•	i14
•	•	•	•
•	•	•	i24
•	•	•	•
•	•	•	i34
•	•	•	•

Completed dataset 5

•	•	•	•
•	•	•	i15
•	•	•	•
•	•	•	i25
•	•	•	•
•	•	•	i35
•	•	•	•

A secondary analyst, instead of applying a complete-data procedure once, has to impute each set of plausible values (one set at a time), and apply the procedure to the dataset thus completed. So, the complete-data procedure has to be applied several times, requiring more computer time, but little additional time or effort of the analyst or programmer.

Let b_i , $i = 1, \ldots, K$, be the estimates from the K analyses ($K = 5$ in earlier discussion), and s_i be the corresponding (complete-data) standard errors. Then the estimator that applies to the incomplete data is

$$b = (b_1 + \ldots + b_K)/K \qquad (1)$$

and the corresponding squared standard error is

$$s^2 = (s_1^2 + \ldots + s_K^2)/K + (1 + 1/K)\, B \qquad (2)$$

where

$$B = \{(b_1 - b)^2 + \ldots + (b_K - b)^2\}/(K-1)$$

is the variance of the completed-data estimates over the sets of imputations. B is the between-imputation variance of the completed-data estimates; it can be interpreted as the contribution to the uncertainty due to the missing values. If an infinite number of sets of plausible values were imputed ($K \rightarrow +\infty$), the second term in (2) would be B or, more precisely, its expected value. Thus, B/K is an estimator of the information lost because only a finite number of sets of plausible values are used. Since B/K converges to zero very slowly as $K \rightarrow +\infty$, gains due to additional sets of plausible values diminish with K. In practice, $K = 5$ is often sufficient.

The constructor generates the plausible values from a model for missingness. A practical choice is a MAR model with as many conditioning variables as is feasible. If not all the (completely observed) background variables can be included in the model, variables that are correlated with the outcome variables should be preferred. Say, the model fit is a vector of regression parameter estimates, γ, with estimated sampling variance matrix Σ. In data on many subjects, normality of γ can usually be assumed. To generate a set of plausible values, a random draw is made from the (multivariate) normal distribution with mean γ and variance matrix Σ, yielding a plausible vector of regression parameters γ_1 . This vector defines a set of plausible fitted values, say, $\boldsymbol{x}\gamma_1$, for each non-respondent. The plausible values for the missing outcomes are generated so as to reflect the dispersion of the outcomes around the fit. Thus, if an ordinary regression is used to model MAR, the plausible values are $\boldsymbol{x}\gamma_1 + \varepsilon$, where ε are drawn from the normal distribution with zero mean, and variance σ_1^2 itself drawn at random from the estimated sampling distribution of the residual variance σ^2. If the missing values are categorical, the model for them yields plausible probabilities, and a plausible value (category) is drawn using these probabilities. This process, starting with a draw of the plausible model parameters γ_2, γ_3, γ_4 and γ_5 is repeated to generate the other $K-1 = 4$ sets of plausible values.

The principal result underpinning the method of multiple imputation is that if the model for missing data is correctly specified and the complete-data analysis is efficient, then so is the average of the analyses of the data completed by the imputations (***Rubin*** 1987). Of course, we can never be certain that the model assumed is correct; it is extremely likely that it is not. However, the more general the model for missing values, the more plausible it is that the bias and loss of efficiency are modest. Trivial approaches to handling incomplete records, such as listwise and pairwise deletion and (single) mean imputation, can be interpreted as an imputation procedure with a very restrictive model, so they are inferior.

The method of multiple imputation has an obvious extension for multivariate outcomes. In many large-scale surveys, missing data occur in most variables, and so the method cannot be applied straightforwardly. Some ingenuity is called for, and the ideal of conditioning on all the available (background) information has to be compromised. For instance, the imputations can be organised in rounds, first imputing for variables with few missing values, and then proceeding to those with more missing values, conditioning on the variables for which plausible values have been generated in earlier rounds. See ***Longford*** et al. (2000) for an example.

4.1 The imputations in ISSP

Ideally, the imputations for a variable would be informed by the recorded values of all the other variables. This is not feasible to implement with ISSP because an unmanageably large number of patterns of missingness among the conditioning (informing) variables would have to be distinguished. Instead, we carry out the imputations in a sequence of rounds, starting with the background variables which tend to have fewer missing values.

Round 1

In the first round, we impute for *Sex* (in the database, variable `V200`, with values `male` and `female`), *Marital status* (`V202`, `married`, `widowed`, `divorced`, `separated`, and `never married`), and *Cohabitation with a steady partner* (`V203`, `yes`, `no`, and `not applicable`). For example, the survey for West Germany has sample size $N = 1282$ and 49 records (3.6%) are not complete for these three variables. Among the complete records there are 18 distinct score patterns and seven of the eight possible patterns of missingness. Most incomplete records (29) have a missing value for marital status only.

The patterns of missingness and score patterns for West Germany are summarized in Table 1. From the score patterns we see that category 0 of `V203` (question about cohabitation not applicable) occurs only with category 1 of `V202` (married). The score patterns for the incomplete records illustrate the complexity of the imputation task. For instance, the feasible

Table 1: The patterns of missingness and score patterns for the variables *Sex* (V200), *Marital status* (V202), and *Cohabitation with a steady partner* (V203) in the ISSP 1995 survey in West Germany.

A. Patterns of missingness

Pattern	*ooo*	*oo?*	*o?o*	*o??*	*?oo*	*?o?*	*???*
Count	1233	5	29	4	2	1	8

B. Score patterns (complete records)

Pattern	110	121	122	131	132	141	142	151	152
Count	461	4	6	8	19	2	5	47	111
Pattern	210	221	222	231	232	241	242	251	252
Count	362	7	64	12	13	6	4	32	70

C. Score patterns (incomplete records)

Pattern	12?	15?	1?1	1?2	1??	22?	2?1
Count	1	2	16	1	3	2	8
Pattern	2?2	2??	?10	?2?	?52	???	
Count	4	1	1	1	1	8	

Notes: The coding of the variables: *Sex* (V200) 1 – male, 2 – female; *Marital status* (V202) 1 – married, 2 – widowed, 3 – divorced, 4 – separated, 5 – not married; *Cohabitation with a steady partner* (V203) 0 – not applicable (married, no partner), 1 – yes, 2 – no. The order of the digits in the score patterns and of the symbols *o* (observed), ? (missing), is (V200, V202, V203).

values for V203 for the sole record with the pattern 12? are 1 and 2. With single imputation, we might choose 2 because among the complete records pattern 122 is more frequent than 121. As an alternative, we may leave it to the chance and draw at random from the binary distribution implied by the observed frequencies; $p = 0.4$ for pattern 121. This prob-

ability is only estimated, so we may reflect our uncertainty about the underlying value of *p* by drawing at random from the sampling distribution of *p*, which itself has to be estimated (approximately normal, with mean 0.4 and standard deviation 0.15). Further, the relatively large number of score patterns 1?1 should have a bearing on our consideration, because some of these records may have the complete-data pattern 121, but certainly not the other feasible pattern 122. These considerations are based on an implicit assumption of MAR. An example of an extreme MNAR is that all nonresponses to `V202` are from single subjects (code 5), where `Sex` is also missing, from men (code 2 on `V200`), and when `V203` is missing, from those living on their own (code 2).

In the multiple imputation for these three variables, we also assume that missing values arise at random (MAR). First, the multinomial probabilities of the score patterns in the complete data are estimated. For West Germany, this could be based on the 1233 complete records (96.2%).

In general, we should make use also of the incomplete non-empty records (for West Germany, 49 records, 3.8%). This is achieved by applying the EM algorithm, a general approach to estimation with incomplete data (***Dempster/Laird/Rubin*** 1977). The EM algorithm is an iterative procedure, with each iteration comprising two steps. In the application to estimating the probabilities of the patterns, the E-step estimates the complete version of each incomplete record, and the M-step evaluates the probabilities. Each incomplete record is associated with a set of feasible (complete-record) patterns. The result of an E-step are the estimated probabilities of (the expectations of belonging to) these feasible patterns for each incomplete record. In the M-step, these probabilities are treated as contributions to the counts for each category; from these (estimated) counts the estimated probabilities are calculated straightforwardly, by dividing by the sample size. Since there are few incomplete records, they contribute little information, and the EM algorithm converges very quickly; three iterations are sufficient.

The conditional distribution of the missing part of a record, given the observed part, is calculated from the unconditional distribution of the score patterns, by restricting them to the feasible patterns and normalizing their probabilities so that they add up to unity. For illustration, suppose there are only five score patterns, A–E, with probabilities $\boldsymbol{p} = (p_A, p_B, p_C, p_D, p_E)$

p_A	p_B	p_C	p_D	p_E	Total
0.12	0.22	0.15	0.45	0.06	1.00

and, for a given incomplete record, only patterns C and E are feasible. Then the conditional probabilities of these two patterns are $pr_C = p_C /(p_C + p_E) = 0.15/0.21 = 0.71$ and $pr_E = 0.29$.

Since the probabilities $\boldsymbol{p}$ are not known, a set of imputations is based on the *plausible* vector of probabilities $\boldsymbol{p}^*$, drawn from the estimated (approximate) sampling distribution of the estimator $\boldsymbol{p}$ of the probabilities. For each incomplete record, we then draw a completion from the conditional distribution of the missing part, given the observed part of the record. Normality of the estimator is justified when neither cell in the cross-classification of the three variables is small. With complete data, the variance matrix of $\boldsymbol{p}$ is estimated as $n^{-1}\{\text{diag}(\boldsymbol{p}) - \boldsymbol{p}\boldsymbol{p}^{\mathrm{T}}\}$, where n is the sample size. With incomplete data, the sampling variance cannot be evaluated analytically; it is bounded from below by what it would be had the data been complete, and from above by the estimated variance based on the complete records. In most instances, these two variances (variance matrices) differ only slightly. We use the estimated variance based on the complete records, preferring to err on the side of greater uncertainty about the missing values.

The imputation steps, drawing a plausible vector of probabilities $\boldsymbol{p}^*$ and a completion for each incomplete record, are replicated (repeated independently) $K = 5$ times. A practical way of organising the generation of one set of plausible values is by going through the missing patterns, and simulating a completion for each record with the given pattern.

Round 2

In the second round of imputation, missing values for *Education* are dealt with. *Education* is defined on an ordinal scale of seven points, from `None or still in education` to `Completed university education`. The model for imputed values conditions on *Sex* and *Marital status*, collapsed to a dichotomy, distinguishing only between those married and others. Thus, for the first set of plausible values, we complete the data for *Sex* and *Marital status* by imputing the first set of plausible values, and apply the procedure described for Round 1, generating one set of plausible values for *Education*. The other sets of plausible values for *Education* are generated by replication of this process; for set $i = 2, 3, 4, 5$:

1. the data for *Sex* and *Marital status* are completed by the *i*th set of plausible values (generated in Round 1);
2. the probabilities $\boldsymbol{p}$ of the score patterns for (*Sex*, *Marital status*, *Education*) are estimated;
3. a set of plausible probabilities $\boldsymbol{p}^*$ is drawn;
4. based on $\boldsymbol{p}^*$, a completion is generated for each incomplete record.

Further rounds. Background variables

Next, imputations are generated for the variables related to employment: *Current employment status* (10 categories), whether *Working for public or private sector* (four categories:

`Government employment`, `Public-owned firm`, `Private firm`, and `Self-employed`), whether *Self-employed* (four categories: `Not applicable`, `Self-employed`, `Working for someone else`, and `Combination`), and whether the subject *Supervises any employees* (three categories: `Not applicable`, `Yes`, and `No`). Although, the crosstabulation involves many cells, a large number of them are structurally empty, so their crosstabulation is, in effect, not a large table. The same conditioning (on *Sex* and dichotomized *Marital status*) is applied as for *Education*.

Although *Education* and *Current employment status* are associated, using one in the model for missing values of the other is problematic because a sparse table is obtained. For West Germany, one category of *Education* and two categories of *Current employment status* are not present in the data, and in the 48 cells of the crosstabulation, 19 cells have fewer than six records each, and only six cells have more than 50 records each. Further crossclassification (by *Sex* and *Marital status*) would make the table of counts even sparser. Yet, for West Germany, the number of missing values is very small, 12 for *Current employment status* and 18 for *Education*.

In the software developed in Splus (see Section 5.1), the conditioning variable is provided as an argument of a function, itself in the form of a function, so that its evaluation can make use of the imputed values for its missing items.

The same procedure is applied for further background variables: (personal) *Earnings* and *Family Income* (six and seven categories, respectively); *Subjective social class* (seven categories), *Trade union membership* (three categories) and *Party affiliation* (eight categories); *Religious denomination* (several categories, but only a few in every country), and *Attendance of services* (seven categories of frequency); and *Household size* (integers, 11 categories, with a ceiling for 11+). In the former three rounds of imputation, the following conditioning variables are used: *Education* (collapsed to two categories, whether completed secondary education or not) and whether *Supervises at work* (yes and others). For *Household size*, the conditioning is on *Cohabitation* (two categories), *Education* (whether completed secondary education), and *Attendance of religious services* (whether at least once a month). In each case, the completed version of the conditioning variables is used, completed by the corresponding set of plausible values generated in the earlier rounds.

Table 2: The numbers of missing values for the background variables. ISSP 1995, West Germany.

Round of imputation	Variable	Categories	Missing values	Conditioning variables
1	A. *Sex*	2	11	None
1	B. *Marital status*	5	41	None
1	C. *Cohabitation*	3	18	None
2	D. *Education*	7	18	A & B
3	E. *Employment status*	10	12	A & B
3	F. *Private/public*	5	38	A & B
3	G. *Self-employed?*	3	38	A & B
3	H. *Supervision*	3	16	A & B
4	I. *Earnings*	6	133	D & H
4	J. *Family income*	7	114	D & H
5	K. *Social class*	7	24	D & H
5	L. *Trade union*	2	39	D & H
5	M. *Party affiliation*	7	62	D & H
6	N. *Religion*	Many	18	D & H
6	O. *Attendance src's*	6	16	D & H
7	P. *Household size*	11	19	B, D, & O

Notes: Details of conditioning (aggregation of the categories) are given in the text. The numbers of categories are given as per definition, not specific to West Germany.

The sets of five imputations are stored in a single file, in which each record consists of the subject identification, the order number of the variable, and the set of five plausible values for the item. For West Germany, there are 618 missing values on the background variables considered, so this file contains a matrix of 618 rows and seven columns. Table 2 lists the numbers of missing values for each variable for West Germany.

Two important background variables not discussed in this procedure are *Age* and *Years of education*. They are effectively continuous, but for most purposes their categorical versions would suffice. For instance, age categories 16–24, 25–39, 40–64, and 65+ could be defined (and similarly for *Years of education*) and imputation of missing items for both variables conducted in a further round.

The Splus functions `MIca0` and `MIcat` implement the multiple imputation for a set of variables; `MIca0` is for no conditioning, and `MIcat` for conditioning on a single variable.

`MIcat` has the following arguments:

- the (incomplete) dataset (`dat`);
- the columns of `dat` for which plausible values are to be generated;
- the plausible values generated earlier (`MIm`);
- the number of imputations (`nmI`);
- the codes for missing values in `dat`;
- the function which evaluates the conditioning variable (`Condi`);

and several other arguments of technical nature (maximum number of iterations, convergence criterion, etc.). `MIca0` has the same arguments, except for `MIm` and `Condi`, which are not applicable.

An application of `MIca0` or `MIcat` yields the matrix of plausible values (`nmI`+2 columns), and the following information: number of iterations used, number of score categories, number of missingness patterns, number of complete records, total sample size, and the function used in conditioning. For instance, in the first round of imputation for West Germany, plausible values were generated for 70 missing items (a 70×7 matrix). Three iterations of the EM algorithm were required, there were 18 score patterns, six patterns of missingness (not counting the complete pattern), and 1233 complete records out of 1282.

In `MIcat`, a single conditioning variable is used. However, conditioning on several categorical variables is equivalent to conditioning on the crossclassification of the variables. For instance, if A and B are categorical variables with three and two categories, respectively, with respective values (1,2,3) and (0,1), then the categories of 2A+B correspond to the unique score patterns of (A,B); conditioning on A and B is equivalent to conditioning on the single variable 2A+B.

The imputed values from the different applications of `MIca0` and `MIcat` are stacked into a single matrix with seven columns. The plausible values in such a matrix can be explored by the function `Dimp`, which tabulates the values generated in each imputation. Thus, when five imputations are made, it produces five tables. For example, round 1 for West Germany yielded for the first set of plausible values the table

	Values						
Variable	0	1	2	3	4	5	Total
Sex	0	6	5	0	0	0	11
Marital status	0	10	3	8	2	18	41
Cohabitation	6	2	10	0	0	0	18

The output of `Dimp` also indicates that sets of five plausible values have been generated for each of 70 missing items, and gives the number of missing values for the three variables: 11 for *Sex*, 41 for *Marital status*, and 18 for *Cohabitation*.

The function `Imput` imputes into a dataset (`dat`) a given set of the plausible values (`imN`, an integer) from another dataset (`plv`). The result of applying `Imput` is a dataset of the same dimensions as `dat`, with the elements in the rows (records) and columns (variables) indicated in the first two columns of `plv` replaced in `dat` by the plausible values given in column 2+`imN`.

Imputation for 'National Identity' items

The response part of the questionnaire comprises blocks of items that have the same underlying theme. For instance, the five items of the first block (items `V44`–`V48`) share the lead-in passage

How close do you feel to your ... ?,

with the object of the question being the respondent's neighbourhood, town or city, county, country, and the continent. Each item is scored on a Likert scale (very close – 1, close – 2, neutral – 3, distant – 4, very distant – 5). Missing values are quite common in this and other blocks. For instance, in the survey for West Germany, only 586 subjects (45.7%) responded to all five items. Only a few of the $2^5 = 32$ patterns of missingness are absent, although most common are the patterns with only one item missing (509 records, 39.7%).

In contrast, the second block of items,

> *If you could improve your living and working conditions, would you be willing to move to another ... ?,*

(*neighbourhood, town, county, country, continent*), has many more complete records for West Germany, 1045, but a large proportion of the 237 incomplete records are empty. In fact, by far the most common patterns of missingness are ????? (59 cases) and *o*???? (37 cases).

Table 3 summarises the information about missing values in the blocks of questionnaire items, with information about missing values for West Germany. There are two different kinds of nonresponse: `Cannot choose` and similar (code 8), and `Refusal` (code 9). For simplicity, we do not distinguish between the two codes, and consider a single model for missing data. A more principled, but also more complex, approach would distinguish between the two codes.

In most analyses, a summary score of the responses of a subject to the items of such a block would be constructed. We therefore generate imputations only for these totals or, more generally, for linear combinations of the scores. The plausible values for these totals are more conveniently stored as records of eight sets of quintets of items each, one for each block. These records of plausible totals are defined not only for the (originally) incomplete records, but also for complete ones, as five copies of the same (observed) total. Thus, the plausible values of the within-block totals for West Germany are a 1282×40 matrix.

For the imputations, a MAR model is adopted, with conditioning on a selected set of background variables and on the total for the available items. Conditioning on the background variables means, in effect, that unrelated models are considered for each category defined by them. For the first two blocks of items, *Sex* and *Education* (whether completed secondary education) are conditioned on.

The imputations proceed in the order of increasing numbers of missing values, separately for each pattern of missingness. For records with one missing item, the total of the recorded scores is matched with the set of complete records that have the same (partial) total.

For records with two or more missing values, their partial totals on the available responses are matched with the records that have less missingness. For these 'matching' records, the total score is either available or plausible values have been generated earlier. Thus, the *i*th set of plausible totals for the 'matched' records is generated from the plausible distribution based on the *i*th set of plausible totals for the matching records. Finally, for the empty records, the matches are all the non-empty records, for each of which a set of plausible totals has been generated earlier.

The imputed total for an incomplete record is drawn from a plausible (conditional) distribution of the total scores of the complete records and records completed earlier. The estimators of the distributions of the various subtotals are correlated because they are based on overlapping subsamples and in some cases refer to the same components. It is impossible to keep track of these dependences and appropriately reflect them in the imputations. Instead, each plausible distribution is generated by an independent perturbation of the estimated vector of probabilities, erring on the side of overstating the uncertainty about the missing values.

Table 3: Blocks of items on National Identity in the 1995 ISSP and information on the patterns of missingness for West Germany.

Block of items	Number of items	Complete records (%)	Missing values (%)
1. How close do you feel . . .	5	586 (45.7)	1096 (17.1)
2. Move to improve conditions . . .	5	1045 (81.5)	696 (10.9)
3. Important to be . . .	7	1126 (87.8)	365 (4.1)
4. Nation – Country – Citizenship	6	945 (73.7)	607 (7.9)
5. Proud of . . .	11	769 (60.0)	1521 (10.8)
6. Traditions vs. Foreign countries	9	770 (60.1)	1030 (8.9)
7. Immigrants should (be) . . .	6	908 (70.8)	721 (9.4)
8. Ethnicity & citizenship	6	956 (74.6)	373* (9.7)
All items	55	186 (14.5)	6409* (9.6)

Notes: The blocks of items are: 1. – `V4`–`V8`, 2. – `V9`–`V14`, 3. – `V15`–`V21`, 4. – `V14` and `V22`–`V26`, 5. – `V27`–`V37`, 6. – `V38`–`V46`, 7. – `V47`–`V52`, and 8. – `V66`–`V71`. The bottom line (*All items*) gives the total for the numbers of items (55) and of missing values (6409).

*Only three items from the block 8 were administered in West Germany, so the total is for 52 items only.

In the imputations, we condition on *Sex* and on *Education*, collapsed to two categories, whether completed secondary education or not. This amounts to generating the imputations separately for each of the four categories defined by *Sex* and *Education*.

The same imputation process can be applied to the other blocks of items. It is practical to store the plausible totals in a single file in which the records contain the identification of the individuals and sets of *K* totals. For background variables, it is more practical to construct a file in which each record represents a missing item and the columns are subject identification, identification of the variable, and the set of five plausible values.

The procedure for generating plausible values has been implemented as function `MIsum` in Splus. Its arguments are: the dataset of incomplete records; the columns for which the totals are to be imputed; how the item scores are to be combined (e. g., as the total); the formula evaluating the (single) conditioning variable; the dataset of plausible values for the background variables; the number of imputations; the codes for the missing values; and some technical information. The function returns a matrix of plausible totals and the counts of records which have 0, 1, . . . missing values. Also, the number of records is indicated for which the total of the observed scores is not matched among the totals for the records with

less missingness within the same conditioning category. A record may be counted once for each imputation, certainly so when the background information for conditioning is complete. In case of a non-match a neighbouring total (±1) is considered as a substitute match. For West Germany, the largest number of non-matches encountered was 10 (out of 5×1282 = 6410 cases).

In block 8, three items were not administered in the survey for West Germany (coded as 0 for every subject), so imputation could be conducted in the same manner as for the background variables, using the function `MIcat`. For consistency, we generate the partial totals as for the other blocks.

5 Discussion

Implementing multiple imputation in a large-scale survey is a considerable burden, in its nature different from the other tasks of the constructor. Discussing its advantages should not therefore be constrained to the statistical perspective of efficient estimation with well-calibrated assessment of uncertainty. The first concern of the constructors' management is whether allocation of the additional funds can be justified and, perhaps, whether these costs could be recovered from the users. This concern leads to the problem of assigning a value to the precision in inferences (estimation) made with the public-release database. Most of this research is funded on the subsistence basis (by payment for the researcher's time, equipment, and expenses such as travel and administrative costs), and the researcher's output is usually not oriented for a specific application. In such a setting, the rather intangible outcomes of the research are very difficult to evaluate and the consequences of higher fees for the provision of the database to secondary analysts are difficult to anticipate.

Another concern of the constructor is that the multiple imputation is not guaranteed to be an improvement in all the analyses conducted by prospective secondary analysts, because the method is contingent on correct specification of the model for missingness. For instance, one might argue that the imputation should be postponed until a comprehensive and verified theory for the subject area is established. Imputation is not futile without such a theory. In any case, we cannot judge whether such a theory is on the horizon. More credible is the prospect of continual confirmation of unexplainable variation in the attitudes, perceptions, and opinions of human subjects in whatever population. This does not preclude the presence of some systematic, but far from dominant, differences among subpopulations and domains of issues, always affected by the context in which the survey takes place, as well as the details of how the interviewers are instructed, how interviews are conducted, and other details. If there were such a theory, handicapped by the reduced power due to inefficient use of incomplete records, its discovery would only be delayed. The additional costs and storage requirements for the plausible values should be set in the context of the costs of data collection, cleaning, coding, archiving, and documentation. The

research, design, and implementation of multiple imputation require a much more modest outlay. The storage requirement for multiple imputation for the 1995 ISSP survey for West Germany is two arrays (data files, or matrices) of dimensions 618×7 and 1282×41, amounting to about 57 000 items. In contrast, the original database contains 1282×214 =275 000 items, although its size could easily be reduced to about 110 000 without any loss of information. Thus, the additional storage requirement, although not trivial, is far from overwhelming. Note however, that our imputation scheme does not provide a set of plausible values for every missing item. The extent of missing values for the survey in West Germany is around the average for the 23 participating countries.

The following example illustrates the gains attained by using multiple imputation. A typical analysis for West Germany may be restricted to 700 complete cases; with multiple imputation, the effective sample size may rise to about 900. Thus, the standard errors of the estimated parameters would be reduced $\sqrt{(9/7)} = 1.13$ times. Had the data been complete for the variables used, the standard errors would be smaller $\sqrt{(1282/700)} = 1.35$ times, so multiple imputation is instrumental in recovering only a fraction of the missing information. Although the gain in precision is modest, it should be viewed in the context of a large number of conducted analyses. In particular, the constructor's challenge that implementing multiple imputation would be more attractive if several examples of analyses in which listwise deletion and multiple imputation yield different results is misplaced. The main benefit of multiple imputation is in small improvements, consistent over all the conducted analyses.

What if the multiple imputation is completely wrong? It is useful to distinguish two aspects of this question. First, that the model for missingness may be incorrectly specified, and second, that the procedure may be incorrectly implemented. With model specification, we do not rely on the actual values of the estimates obtained, but on the *estimated distribution* of the estimator. Thus, whatever model we select, it is more general than the MAR (MCAR) model implied by the casewise deletion. The implementation can be checked straightforwardly by inspecting the frequencies of the generated plausible values and their variation across the replications of the multiple imputation process.

Suggestions to experiment with deletions from a complete dataset to see how the results of the analyses are altered can be useful only if the process of multiple imputation is replicated, because multiple imputation is not meant to reproduce the complete-data results, but appropriately represent the additional uncertainty due to incomplete records. Neither is multiple imputation intended to reconstruct the missing values; it is intended to (near) optimally estimate population quantities.

It is difficult for multiple imputations to lead the analysis completely astray because the analysis still relies on the bulk of the data that are observed and left intact by multiple im-

putation. Some estimates may be further away from their underlying parameter values, but the *estimators* are very likely to have smaller mean squared errors, because, assuming valid (that is, efficient) complete-data analyses, the analyses conducted with multiple imputations use more information and are (almost) fully efficient under a wider range of models for the mechanism of missingness than the naive alternatives: casewise deletion, single imputation, or the use of all available items.

5.1 Software

The software implementing the described multiple imputation procedures was developed in Splus (***Becker/Chambers/Wilks*** 1988). Splus is a general environment for statistical computing and graphics. It encompasses an object-oriented programming language in which mathematical formulae are easy to transcribe and operations on data objects (matrices) require a very compact code. ***Venables/Ripley*** is an excellent text on Splus for a reader with little experience in statistical computing. The software could be developed in other statistical packages with flexible programming facilities (such as matlab or Gauss), but not in general purpose packages that provide only a limited set of modules or procedures (e. g., SPSS or SAS). The code, in the form of functions, can be obtained from the author (`ntl@dmu.ac.uk`) on request.

References

Becker, ***R. A***.; ***Chambers***, ***J. M***.; ***Wilks***, ***A. R***.; 1988: The New S Language. A Programming Environment for Data Analysis and Graphics. Wadsworth & Brooks/Cole, Pacific Grove, CA.

Dempster, ***A. P***.; ***Laird***, ***N. M***.; ***Rubin***, ***D. B***.; 1977: Maximum likelihood from incomplete data via the EM algorithm. Journal of the Royal Statistical Society, Ser. B 39, 1–38.

Heitjan, ***D. F***.; ***Rubin***, ***D. B***.; 1991: Inference from coarse data via multiple imputation with application to age heaping. Journal of the American Statistical Association 85, 304–314.

Little, ***R. J. A***.; ***Rubin***, ***D. B***.; 1987: Statistical analysis of incomplete data. Wiley and Sons, New York.

Longford, ***N. T***.; 2000: Attitudes to immigration in an international social survey. Submitted.

Longford, ***N. T.; Ely***, ***M.; Hardy, R***.; Wadsworth, M. E. J.; 2000: Handling missing data in diaries of alcohol consumption. Journal of the Royal Statistical Society Ser. A 163, to appear.

Rosenbaum, ***P. R***.; 1995: Observational Studies. Springer-Verlag. New York.

Rubin, ***D. B***;. 1987: Multiple Imputation for Nonresponse in Surveys. Wiley and Sons, New York.

Rubin, ***D. B***.; 1996: Multiple imputation after 18+ years. Journal of the American Statistical Association 91, 473–489.

Rubin, ***D. B***.; Schenker, N.; 1991: Multiple imputation in health-care databases: An overview and some applications. *Statistics in Medicine* 10, 585–598.

Schafer, ***J. L***.; 1996: Analysis of Incomplete Multivariate Data. Chapman and Hall, New York.

Venables, ***W. N***.; ***Ripley***, ***B. D***.; 1999: Modern Applied Statistics with S-PLUS. Springer-Verlag, New York.

An assessment of the difficulty of questions used in the ISSP-questionnaires, the clarity of their wording, and the comparability of the responses

by Johannes van der Zouwen [1]

Zusammenfassung

International vergleichende Umfrageforschung basiert auf der Annahme, daß erstens die Antworten der Befragten in ausreichendem Maße Auskunft geben über das Verhalten und die Meinungen, die im Fragebogen abgefragt werden, und zweitens daß die Antworten der Befragten über die verschiedenen Länder hinweg ausreichend vergleichbar sind, trotz der Unterschiede in den verwendeten Sprachen. Im Rahmen dieser Arbeit wird untersucht, ob diese Annahme für eine große Auswahl von Umfragen gerechtfertigt ist, die im Kontext des International Social Survey Program (ISSP) entstanden sind. Auf der Basis eines konzeptionellen Modells, basierend auf methodischer Forschung zu Responseeffekten, sollen die Fragebögen bewertet werden. Es kann gezeigt werden, daß die Qualität der Umfrage von der Schwierigkeit und Klarheit der Fragen ebenso abhängig ist wie von der Länge des Fragebogens sowie der Präsenz oder Abwesenheit von verzerrenden Faktoren. Die Fragen des ISSP werden anhand von zehn Kriterien bewertet, die den Schwierigkeitsgrad der Fragen widerspiegeln und anhand von drei Indikatoren für die Eindeutigkeit der Fragestellungen. Die Vergleichbarkeit der Antworten wurde unter verschiedenen Aspekten bewertet, u.a. anhand der „Vergleichbarkeit der Worte in der Frageformulierung“ und anhand der „Ähnlichkeit der zu bewertenden Objekte“. Die Ergebnisse zeigen, daß einige Fragen in ISSP-Surveys ziemlich schwierig und andere unklar formuliert sind. Darüber hinaus ist die Vergleichbarkeit der Antworten reduziert, da z.T. unterschiedliche Interviewer-anweisungen in den teilnehmenden Ländern gegeben wurden, und weil einige Fragen zu den Einstellungen in den Ländern unterschiedliche Bedeutungen haben.

1 ***Johannes van der Zouwen*** is professor of social research methodology at the Faculty of Social Cultural Sciences of the Vrije Universiteit, De Boelelaan 1081c, 1081 HV Amsterdam, The Netherlands (email: zouwen@scw.vu.nl). This article is a revised version of a paper presented at the International Conference on Large Scale Data Analysis (LSDA-conference) at the Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung, University of Cologne, May 25-28, 1999. The ISSP-data utilised in this paper were documented and made available (via the CD-ROM “ISSP 1985-1995 Data and Documentation”) by the Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung. The data for the ‘ISSP’ were collected by independent institutions in each country. Neither the original collectors nor the Zentralarchiv bear any responsibility for the analyses or interpretation presented here.

Abstract

The rationale of cross-national survey research rests on the assumptions (1) that the answers given by respondents are sufficiently informative *about the behaviours and opinions asked for in the questionnaires, and (2) that the answers of respondents participating in surveys, conducted in different countries, are sufficiently* comparable*, despite differences in the languages used. It is investigated whether these assumptions are justified for a large selection of surveys conducted within the context of the International Social Survey Program (ISSP). A conceptual model based on methodological research after response effects guides this evaluation of questionnaires. The model asserts that response quality depends on the difficulty and clarity of the questions, on the length of the questionnaire and on the presence or absence of biasing factors. Questions from ISSP-questionnaires are evaluated by using ten criteria relating to question difficulty and three indicators concerning the clarity of the questions. The comparability of responses to these questions is evaluated by looking at six different aspects, like 'equivalent wording of the question' and 'similarity of the objects to be evaluated'. This evaluation shows that some questions asked in the ISSP-surveys are rather difficult while others are not very clear. The comparability of the responses is also hampered by the fact that different modes of questionnaire administration are used in the participating countries and that the attitude objects to be evaluated by respondents may differ between questionnaires.*

1 Introduction

Ten years ago ***Øyen*** (1990, p. 1) observed that “more cross-national studies than ever before are being carried out, and the need as well as demand for comparisons across countries is formidable”. Seven years later, ***Johnson*** et al**.** (1997, p. 87), start their paper by saying: “Recent years have seen a significant expansion in the variety and number of surveys conducted across national and cultural boundaries.” International comparative survey research has become a ‘booming business’.

The larger the number of countries participating in cross-national research programs, and the more these countries vary with respect to the ways the separate surveys are conducted, the more urgent becomes the issue of the *comparability* of the responses to questions from different questionnaires. And even prior to the issue of the comparability of the responses we have the issue of the *quality* of the responses, that is, the degree to which the responses given are informative about the states, behaviours or opinions asked for. The answer of a respondent is informative if the answer is substantive and complete, and if the answer is hardly unaffected by response effects or by response bias.

In other words, the rationale of international comparative research projects, in which data are compared, collected in different countries by means of questionnaires containing (at least partly) the same questions, rests on at least the following assumptions:

1. Answers given by respondents are sufficiently *informative* about the states, behaviours and opinions asked for in the relevant parts of the questionnaires, and
2. Answers are sufficiently *comparable* between the questionnaires, despite differences in the languages used.

In the present paper I will try to investigate in how far these two assumptions are justifiable, by analysing the content, format and structure of the questionnaires used in a current comparative research programme, i.e., the International Social Survey Programme (ISSP).

The ISSP is a continuing, annual program of cross-national collaboration between national research groups. Each of the over twenty countries participating in this program undertakes to include common questions as a supplement to their regular national surveys. The topics change from year to year by agreement, and are replicated every five year or so. Some examples of topics are the role of government, social inequality, family and changing sex roles, religion, and environment (***Uher***, 1998, 1999).

For this paper I have analysed those questionnaires that were written in Dutch, English, French and German.[2] The 77 selected questionnaires form about half (49%) of the total number of 157 questionnaires.

2 A conceptual model for evaluating the quality of questions

In order to evaluate the quality of the questions used in the ISSP questionnaires, a conceptual model[3] is used (***Van der Zouwen*** and ***Dijkstra***, forthcoming). This model is based on research on response effects of question content (***DeLamater***, 1982), research on question comprehension by ***Belson*** (1982) and research on cognitive processes in question answering, by ***Schwarz*** and ***Sudman*** (1996), ***Sudman***, ***Bradburn*** and ***Schwarz*** (1996), and ***Tanur*** (1991). The model is also based on methodological rules for question wording, as formulated by ***Sudman*** and ***Bradburn*** (1982) and by ***Foddy*** (1993).

In this conceptual model the dependent variable is RESPONSE QUALITY. The main determinants of response quality are the DIFFICULTY of the question, the CLARITY of the task involved, and the presence or absence of response BIASING FACTORS.

---

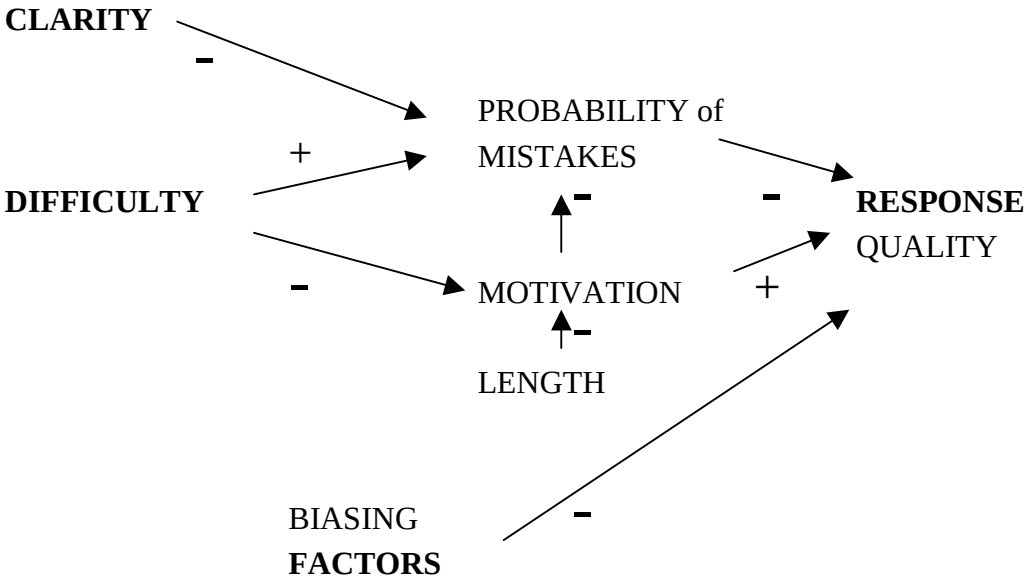
2 The reason for this selection is purely practical: these four languages are the only ones the author can read.

3 By ‘conceptual model’ I mean a type of model that functions as a heuristic and as a means to structure the evaluation of the ISSP-questionnaires. An empirical test of this model is not intended in this paper.

The DIFFICULTY of the question and the CLARITY of the task affect the occurrence of random errors and thus the reliability of the responses, while the presence of BIASING FACTORS may lead to systematic errors.

Intervening and additional variables in this conceptual model are:
The PROBABILITY of the occurrence of mistakes and misunderstandings made by the respondent,
the MOTIVATION to properly fulfil the task as a respondent, and
the LENGTH of (parts of) the questionnaire.
The PROBABILITY of mistakes is negatively affected by the CLARITY of the question and positively affected by the DIFFICULTY of the question. The MOTIVATION of the respondent is negatively affected by the DIFFICULTY of the question and by the LENGTH of the questionnaire.
The assumed relations between these variables are depicted in Figure 1.

Figure 1. Variables affecting RESPONSE QUALITY in surveys



3 The DIFFICULTY of the question

According to our conceptual model, the difficulty of a question has a negative effect on the quality of the response to that question. Methodological research using cognitive interviewing (e.g. ***Sudman, Bradburn*** and ***Schwarz,*** 1996) and analyses of the interactions

between respondent and interviewer (cf. ***Van der Zouwen*** and ***Dijkstra,*** 1995, 1996a, 1996b, forthcoming) have shown that the difficulty of a question will *(ceteris paribus)* be greater

1. If more cognitive operations are necessary to 'compute' the response.
2. If it is necessary to retrieve information from long term memory.
3. If too much information about the question and the response alternatives has to be stored in short-term memory in order to adequately answer the question.
4. If the question relates to a 'hypothetical', or a future, situation.
5. (For open questions) the more precision of the response is required.
6. If (for closed questions) the response alternatives offered don't fit well with the question.
7. (For closed questions) if the response alternatives are unevenly distributed over the range of possible values of the variable that the question is meant to measure.
8. If no use is made of 'responding aid devices' (like show cards, visual aids, 'ladder/barometer').
9. If the topic of the question involves problems of self-presentation (topic threat or large differences with respect to the social desirability of response alternatives).
10. If the information asked for is hardly accessible.

In the next part of this section these ten indicators of question difficulty will be applied to the questions included in the ISSP-questionnaires used from 1985 through 1995. Most examples are drawn from the British versions of the ISSP-questionnaires. Questions are indicated by a form of short hand: GB-86/9 means question 9 from the survey conducted in 1986 in Great Britain (ZA-Studien-Nr. 1620).

3.1 DIFFICULTY-1: Responding requires many cognitive operations.

The ISSP-questionnaires contain some questions that require a lot of cognitive 'computation'. Examples are

a. *"Thinking now of close friends – not your husband, or wife, or partner, or family members – but people you feel fairly close to. (a) How many close friends would you say you have? (b) How many of these friends are people you work with now? (c) How many of these friends are your close neighbours?" [GB-86/9a-c]*. In order to answer questions (b) and (c) properly, the respondent first has to 'observe' his social network, and look for those people (s)he feels 'fairly close to'. Next, he or she has to subtract from this set the partner and family members. Then select from the remaining people those with whom respondent is working with presently, respectively are close neighbours, and finally report the number of people belonging to these subsets. This procedure for the estimation of the size of part

of the personal network is not only difficult for the respondent but it also may lead to underreporting (***Broese van Groenou*** and ***Van Tilburg***, 1996).

Even more difficult is the following question:

b. *"Please think of your present job (or your last one if you don't have one now). If you compare this job with the job your father had when you were 16, would you say that the level or status of <u>your</u> job is (or was): Much higher than your father's/ Higher/ About equal/ Lower/ Much lower than your father's/ (I never had a job)/ (Never knew my father/father never had a job)". [GB-87-12 & GB-92/11]*.

In order to answer that question properly, respondents first have to retrieve from long term memory information about their father's job when the respondents were sixteen and assess the status of that job by criteria used at that time (or by criteria used nowadays?). Next they have to assess their own jobs, and compare both assessments. Eventually they have to express the estimation of this difference by choosing one of the five response categories offered. The probability that somewhere in this cognitive processing a mistake is made which affects the quality of the response is quite large.

3.2 DIFFICULTY-2: Responding requires retrieval from long term memory (retrospective questions).

Retrospective questions are 'notorious' for the occurrence of memory errors that negatively affect response quality (***Van der Vaart, Van der Zouwen*** and ***Dijkstra,*** 1995). In ISSP-questionnaires related to the social mobility and to the religious background of the respondent, a lot of retrospective questions have been asked. For example:

a. *"Did your mother ever work for pay as long as one year after you were born and before you were 14? Yes, she worked/ No/ Did not live with mother" [GB-88/15 & GB-94/C2.08]*.

b. *"What was your mother's religion, if any, when you were a child? No religion/ Christian - no denomination/ Roman Catholic/ Church of England/Anglican" plus 15 other response categories. [GB-91/A2.22]*.

c. *"When you were a child, how often did your mother attend religious services?: Never/ Less than once a year/ About once or twice a year/ Several times a year/ About once a month/ 2-3 times a month/ Nearly every week/ Every week/ Several times a week/ Never knew mother/does not apply/ Can't say/Can't remember" [GB-91/A2.25]*.

The frequency of mother's church visits and the precise church affiliation may be not very salient topics for a child while the recall period may be very long: thirty years or even more. The combination in one question of low saliency of the topic with a long recall period may

threat the quality of the responses to that question, the more so because no recall aiding devices are used (***Van der Vaart,*** 1996)

3.3 DIFFICULTY-3: Adequate responding requires storing too much information about the question in short-term memory.

In order to answer a question adequately, respondents have to have a complete overview in their 'short-term memory' of the text of the question and the corresponding response alternatives. Otherwise primacy or recency effects may occur; that is, respondents then react mainly to the first or last part of the question (cf. ***Foddy***, 1993). ISSP-questions that by far exceed the capacity of short-term memory are for example:

a. *"Some people think the government should provide financial assistance to university students. Others think the government should not provide such aid. In each of the circumstances listed below should the government provide grants that would <u>not</u> have to be paid back, provide loans which the student <u>would</u> have to pay back, or should the government not provide any financial assistance? For students whose parents have a low income: Government should give grants/ Government should make loans/ No Government assistance/ Can't choose". [GB-85/17]*. Before respondents can give any answer they have to read (or, in some countries, listen to) over eighty words.

b. *"Suppose the police get an anonymous tip that a man with a long criminal record is planning to break into a warehouse. Do you think the police should be allowed, without a Court Order, to keep the man under surveillance? Definitely/ Probably/ Probably not/ Definitely not/ Can't choose". Likewise: 'to tap his telephone, 'to open his mail', and 'to detain the man overnight for questioning'. [GB-90/20.5]*. For this last question one may hope that most respondents have noticed the limiting condition "without Court Order", otherwise they respond in fact to a much more extreme item.

3.4 DIFFICULTY-4: The question relates to a 'hypothetical' or a 'future' situation'.

Methodological research of interactions between interviewers and respondents in survey-interviews (e.g., ***Van der Zouwen*** and ***Dijkstra***, 1996a) has shown that a lot of respondents have problems with answering hypothetical questions ("What would you do if you were X?" … " But I am not X!") or with questions about future situations. However, quite a lot of ISSP-questions refer to those hypothetical or future situations. To mention only a few examples:

a. *"If incomes became <u>more equal</u> in Britain, some people would get higher incomes and some would get lower incomes. Do you think your income: would definitely go up/ would probably go up/ ..." [GB-92/14]*.

b. *"Suppose you were unemployed and couldn't find a job. Which of the following problems do you think would be the worst? Lack of contact with people at work? Not enough money? Loss of self-confidence? ..." [GB-89/7]*.

c. *"Within the next ten years, how likely do you think it is that there will be a large increase in ill-health in Britain's cities as a result of air pollution caused by cars? Certain to happen/ Very likely to happen/ Fairly likely to happen/ Not very likely to happen/ or - Certain not to happen" [GB-93/2.12c]*.

The problem with these particular questions is that respondents may have difficulty with accepting the reality of the hypothetical situation ('incomes will not become more equal'; 'I am not unemployed') or have difficulty with imagining a situation in a far remote future ('the next ten years').

3.5 DIFFICULTY-5: The more precision of the response is required (for open questions).

The ISSP-questionnaires contain only a few open questions. But responding to these few open questions requires a lot of precision. For example:

"We would like to know what you think people in these jobs actually earn. Please write in how much you think they usually earn each year, before taxes. (Many people are not exactly sure about this, but your best guess will be close enough. This may be difficult, but it is important, so please try.)" [GB-87/5 & GB-92/4]. Jobs for which an estimate is asked are 'a bricklayer', 'a doctor in general practice', 'a bank clerk', 'the owner of a small shop', 'the chairman of a large national company', 'a skilled worker in a factory', … 'a cabinet minister in the national government', … and (in 1992) 'an Appeal Court judge'. The required precision actually depends upon the local currency, but is even for Great Britain (pound sterling!) far greater than the vague ideas people have about earnings in hardly unknown jobs (like an Appeal Court judge). Even if the researcher gets answers to these questions, the informative content of these answers will be modest.

3.6/7 DIFFICULTY-6&7 Inadequacies regarding (the set of) response alternatives.

For the large majority of the ISSP-questions the response categories fit quite well with the preceding texts of the questions. Only in a very few occasions one may observe some inadequacies regarding the text of the response alternatives. For example:

"If the government <u>had</u> to choose between keeping down inflation or keeping down unemployment, to which do you think it should give the highest priority?

Keeping down inflation? / Keeping down unemployment? / Can't choose." [GB-90/2.12].

Both response alternatives are, 'logically speaking', not mutually exclusive. The respondent may wish that a government kept down unemployment by keeping down inflation. These respondents are forced to make an unrealistic choice. But again, on the evaluation criterion 'adequacy of the response alternatives' the ISSP-questionnaires score quite well in general.

3.8 DIFFICULTY-8: No use is made of 'responding aid devices' (show card, visual aids, ladder/barometers).

According to the official documentation of ISSP (see Table 1), the questionnaires are administered either:

- in the form of a self-completion questionnaire (in 4, 6 respectively 10 participating countries in respectively 1985, 1990 and 1995),
- during a face-to-face interview (in 2, 4 and 14 participating countries in respectively. 1985, 1990 and 1995), or
- in either way (Italy in 1985 through 1990).

Table 1 Mode of administration (S = self-completion or F = face to face interview) and response rate for ISSP-surveys* conducted in 1985, 1990 and 1995 respectively.

Response Rate	1985		1990		1995		total	
	S	F	S	F	S	F	S	F
40 <50%	D						1	0
50 <60%			D-W GB		D		3	0
60 <70%	AUS GB		D-E N		GB N, S	RUS, A CZ, NL	7	4
70 <80%	USA	A		IRL	CDE CDF NZ USA	J LV	5	4
80 <90%			AUS USA		PL	BG SLO	3	2
90 <100%				H		SK	0	2
Unknown		I**		I* IL	AUS	H, IRL I, RP, E	1	8
Total	4	2	6	4	10	14	20	20

*Countries are indicated by the international automobile identification codes.

**: In Italy the questionnaire is either administered in an interview or self-completed

In case it is officially indicated that a face-to-face interview is used:

- this information is often incorrect: actually not a face-to-face interview, but a self-completion questionnaire, is used to administer the ISSP-questionnaire (e.g., in The Netherlands), or

- the questionnaire is reformatted into a proper face-to face-questionnaire with show cards (Austria), or

- the questionnaire is not adequate: questionnaires to be filled out by the respondents themselves require a type of formatting which greatly differs from questionnaires used by interviewers in face-to-face interviews. Many of the questions are too long and/or complex to be used in a 'normal' face-to-face interview without making extensive use of show cards (see also subsection 3.3 above).

3.9 DIFFICULTY-9: Problems of self-presentation for the respondent.

In their classical study of response effects in surveys, ***Sudman*** and ***Bradburn*** (1974) have shown that sometimes the respondent faces problems of self-presentation: an honest answer may be a socially undesirable one at the same time. This component of task difficulty is hardly existent in the ISSP-surveys, provided the questionnaire is self-completed by the respondent! If the questionnaire is used in an interview, social desirability may sometimes play a role (e.g., with questions concerning 'environmental behaviour' there may be some bias in the direction of 'good' behaviour).

3.10 DIFFICULTY-10: The information asked for is hardly accessible

Some of the ISSP questions have the character of 'knowledge questions' or 'quiz items'. For example:

a. *"For each statement below, just tick the box that comes closest to your opinion of how true it is: definitely true/ probably true/ probably not true/ definitely not true/ can't choose"*.

Statements are e.g.: *'All radioactivity is made by humans' (2.10a); 'Antibiotics can kill bacteria but not viruses' (2.10b); 'The greenhouse effect is caused by a hole in the earth's atmosphere' (2.11c) [GB-93/2.10 & 11]*. Or,

b. *"In general, do you think that a rise in the world's temperature caused by the 'greenhouse effect' is: extremely dangerous for the environment/ very dangerous/ somewhat dangerous/ not very dangerous/ or, not dangerous at all for the environment?/ Can't choose" [GB-93/17a]*.

For many respondents it will be hardly possible to give the ‘good’ answer to these questions. This may hamper the motivation to answer subsequent questions: “Now I know for sure that I have not enough knowledge to participate in this survey”.

Another example of questions requiring information the ‘modal’ respondent does not have access to, are the questions regarding estimations of income earned in other jobs (mentioned in section 3.5).

4 The CLARITY of the task for the respondent

As stated in the conceptual model, the clarity of the task for the respondent has a positive effect on the response quality. The clarity of the task will decrease

1. if the question is ambiguous;
2. if the question uses unfamiliar words;
3. if clear indications about proper performance are missing, like instructions regarding turn taking (in face-to-face interviews), routing (the applicability of a particular question to a particular respondent), and the ways of indicating the choice of a response alternative (in self-administered questionnaires).

If we evaluate the ISSP questionnaires with these three aspects of the criterion of CLARITY we come to the following results.

4.1 CLARITY-1: Ambiguity of the question.

a. An example of unclear meaning of wording is the following:

“Do you think the number of immigrants to Britain nowadays should be: increased a lot/ increased a little/ remain the same as it is/ reduced a little/ reduced a lot?/ Can’t choose” [GB -95/11]. In the Dutch version of the questionnaire this question reads: *“Denkt u dat het aantal immigranten in Nederland vandaag de dag: sterk moet worden verhoogd/ een beetje moet worden verhoogd/ hetzelfde moet blijven zoals het nu is/ een beetje moet worden verminderd/ sterk moet worden verminderd/ geen mening” [NL-95/13]*. The number of ‘immigrants *to’* is of course much smaller than the number of ‘immigrants *in’*, and reducing the number of ‘immigrants in’ requires more drastic measures than the reduction of the yearly influx of ‘immigrants to’. The fact that the response distribution for the Netherlands is about the same as that for Great Britain indicates that some respondents, in both countries, may have misunderstood the question as presented in ‘their’ questionnaire; a clear example of ‘question ambiguity’.

b. ‘double barrelled’ questions or ‘hidden screening’ questions.

In methodological literature (e.g., ***Fowler*** and ***Mangione***, 1990, ***Foddy***, 1993), survey researchers are warned for asking two questions (A and B) in one item because if the respondent agrees with A but disagrees with B, he or she will have problems with responding. A similar type of problem arises if in a question a statement A is followed by a reason B for A. If the respondent agrees with A but disagrees with B, a negative answer is not interpretable. Examples of questions in which a statement is followed by a reason for that statement are:

“Inequality continues because it benefits the rich and powerful” [GB-87/4c & GB-92/3c].

“Human beings should respect nature because it was created by God” [GB-93/2.05d].

“There will always be conflict between management and workers because they are really on opposite sides: Strongly agree/ Agree/ Neither agree nor disagree/ Disagree/ Strongly disagree/ Can’t choose” [GB-89/5a].

4.2 CLARITY-2: Unfamiliar words used in the question.

The ISSP-questionnaires seldom use unfamiliar words. But for at least Dutch respondents the definition given of ‘taxes’ (i.e., including national insurance) as in the example below will be quite unfamiliar and may lead to response errors.

a. *“Generally, how would you describe taxes in Britain today (We mean <u>all</u> taxes together, including national insurance, income tax, VAT and all the rest.)” [GB-92/7].*

b. *Sometimes the concepts themselves are rather vague or unfamiliar. I wonder what respondents may have thought by hearing the word ‘this’ in the following question:*

“Sometimes at work people find themselves the object of sexual advances, propositions, or unwanted sexual discussions from co-workers or supervisors. The advances sometimes involve physical contact and sometimes just involve sexual conversations. Has this ever happened to you? Yes/ No/ Never have worked.” [GB-94/C2.16].

c. From the official instructions given to designers of the national questionnaires it becomes apparent that the concept ‘your neighbourhood’ has a different meaning for people living in a small village or living in a big city. Respondents living in small towns have to decide by themselves how they will interpret the word ‘neighbourhood’:

“To begin, we have some questions about <u>where</u> you live: your neighbourhood or village, your town or city, your county, and so on. (By “neighbourhood” we mean the part of the town/city you live in. If you live in a village, we take this as your “neighbourhood”.) How

close do you feel to (a) your neighbourhood (or village): very close/ close/ not very close/ not close at all/ can't choose; (b) your town or city", etc. [GB-95/1].

4.3 CLARITY-3: Absence of clear instructions

The clarity of the task of the respondent decreases if clear instructions about proper administration of the questionnaire are missing. These instructions may concern

- the routing through the questionnaire (and the applicability of a particular question), and
- the interpretation of the questions and the indication of the choice of the response alternative.

Especially with self-administered questionnaires, where help and correction by interviewers is lacking, the layout of the questionnaire is crucial. ***Jenkins*** and ***Dillman*** (1997) have formulated the following principles for 'navigational guides used in self-administered questionnaires':

1. Use the visual elements of brightness, colour, shape, and location in a consistent manner to define the desired navigational path for respondents to follow when answering the questionnaire (p. 177).
2. When established format conventions are changed in the midst of a questionnaire, prominent visual guides should be used to redirect respondents (p. 182).

With respect to the first 'principle', no precise overall assessment of the ISSP questionnaires can be given because the layout of the questionnaires does differ quite considerably between participating countries and over time. Anyhow, the layout of the questionnaires becomes more and more 'professional'. Regarding the second 'principle', it can be observed that, mainly for reasons of space, format conventions are changed within a particular questionnaire without any 'warning' to the respondent. For example: in the questionnaire GB-87, sets of 'continuous' response alternatives like 'strongly agree', ... ' strongly disagree' are subsequently ordered: vertically (Q1 - Q3), horizontally (Q4, Q7), vertically (Q8, Q9), horizontally (Q10), vertically (Q11 + Q12), without any visual guides 'to redirect respondents'.

5 The absence or presence of BIASING FACTORS

In general, the questions in the ISSP-questionnaires are formulated in a balanced way. Only in a very few cases one might observe the occurrence of a leading question, in which the respondents are 'warned for' choosing the response alternative 'much more', while other alternatives lack an indication of their consequences. An example is:

"Listed below are various areas of government spending. Please show whether you would like to see more or less government spending in each area. Remember that if you say "much more", it might require a tax increase to pay for it.

The environment: Spend much more/ Spend more/ Spend the same as now/ Spend less/ Spend much less/ Can't choose" [GB-85/22 & GB-90/2.11]

Another type of question wording which might bias the responses is the inclusion in the question itself of an assumption for which no evidence is given ('truth asserting questions'). An example is:

"How proud are you of Britain in each of the following? (..) its fair and equal treatment of all groups in society? (..): Very proud/ Somewhat proud/ Not very proud/ Not proud at all/ Can't choose" [GB-95/6j].

This question assumes that in Britain (and in each of the other countries participating in ISSP) all groups are treated fair and equal; an assumption that for some respondents may sound too optimistic. Those respondents have difficulty in expressing their opinion, which may lead to response errors.

6 Inadequacies of the questionnaire in its entirety

When evaluating a questionnaire one not only has to look at the separate questions, but also to the questionnaire in its entirety: are topics presented in a 'logical' order, and does the part of the questionnaire devoted to a particular issue remain within reasonable limits of time and space? That sometimes the order of the questions leads to a strange sequence of topics is illustrated by questionnaire GB-1993:

The question: *"Please tick one box to show which statement comes closest to expressing what you believe about God" [GB-93/2.22]* is preceded by a series of questions about environmental behaviour, and directly followed by *"Would you describe the place where you live as: a big city/the suburbs or outskirts of a big city/ a small city or town/ a country village/ or, a farm or home in the country"*.

With respect to the length of parts of the questionnaire it struck me that in GB-87/1 the respondent has to evaluate thirteen aspects with regard to their 'importance for getting ahead in life'; a quite exhausting task, reducing respondent's motivation from the onset.

In GB-86/1-6 respondents have to answer three detailed questions about contacts with respectively: mother, father, sisters, brothers, daughters, sons, other adult relative with whom R has most contact with, and closest friend. Again, the researcher may need this

information, but it places a heavy burden on the respondent, with the risk of producing errors and 'missings'.

7 An assessment of the COMPARABILITY of the responses

The second assumption behind cross-national survey research, mentioned in section 1, is that "answers are sufficiently comparable between questionnaires, despite differences in languages used". I will mention below some aspects of the COMPARABILITY of the questionnaires, and therewith of the data collected by different versions of the questionnaire.

The investigation of 'subjective phenomena' requires some sort of black box analysis, because opinions and attitudes are not directly observable. By asking questions (input) and listening to, or reading, the answers (output) one may, under certain assumptions, make valid inferences about the respondents' opinions and attitudes (the content of the black box). One of the assumptions behind the survey methodology is that when a group of respondents answer the same question, those who give the same answer have the same value on the unobservable variable and those who give different answers have different values. This logic of reasoning requires that the researcher offers the same stimulus (question) to all respondents; for if the stimulus varies, variation in responses may be due to the variation in the stimulus rather than to the variation in the unobserved variable. In that case the output, i.e., the response, cannot be used for making inferences about the unobservable variable we are trying to measure (***Van der Zouwen***, forthcoming).

7.1 Equivalent WORDING of the question

Thus it is crucial that corresponding questions have an equivalent wording. Otherwise the responses to a particular question in version A cannot be compared in a meaningful way to responses given to the matching question in version B. That this principle is not always followed, can easily be seen by scanning through the code books, where most discrepancies between questionnaires are mentioned. For example: In GB-85/3c the respondent is asked, *"should it be allowed to organise protest marches and demonstrations"*. In the versions for Germany and Austria the statement continues with *"which prevent traffic"*, making it more 'easy' for these latter respondents to answer with 'no'; by the same token making the responses of the German and Austrian respondents incomparable with the respondents from other countries.

Another example:

"There are some people whose views are considered extreme by the majority. First consider people who want to overthrow the government by revolution. Do you think such peo-

ple should be allowed to teach 15 years olds in school?" [GB-85/14aii]. However, in the Italian questionnaire the children involved are not 15 years old but 18 years old, making the statement more easily to affirm.

Still another example of differences between question wording was mentioned in section 4.1where it was observed that the Dutch questionnaire asks for 'immigrants in' while the British questionnaire deals with 'immigrants to'.

7.2 Similar WORDING and CODING of response categories for 'can't choose', 'don't know', 'no answer'.

The code books of the ISSP-surveys show that in different countries different wordings and codes are used for non-substantive response categories like 'can't choose', 'don't know', 'no opinion' etc. For example: In NL-95 'can't choose' changed into 'geen mening' (no opinion) and in NL-98 changed into 'weet niet' (don't know).

7.3 Same 'CONTEXT' of the question.

In methodological research it has been established that preceding questions may have impact on the responses to the present question (***Schwarz*** and ***Sudman***, 1992). To avoid these context effects, or order effects, it is important that the respondents in different countries answer the same series of questions. Due to the fact that many countries skip parts of the ISSP-questionnaire, or add some other ones to the questionnaire, respondents in different countries have responded to another set of preceding questions, therewith hampering the comparability of the responses to the present question.

7.4 Equal MODE of administration of the questionnaire.

Research after 'mode effects' has shown that the mode of administration has an effect on the responses obtained (***De Leeuw***, 1992). Apart from the issue whether a particular questionnaire can be used adequately in face-to-face interviews, it is likely that responses to questions in self-administered questionnaires are slightly different from those given in face-to-face interview, thus hampering their comparability. From Table 1 above it is clear that the problem of different modes of administration used for the ISSP-survey has not been solved as yet. It seems that the growth of the number of participating countries has led to an increase of face to face interviewing, therewith aggravating the problem that many questions from the ISSP-questionnaires are too difficult to be answered without using response aiding devices like show cards.

7.5 Similarity of the 'OBJECTS' to be evaluated.

In many questions the respondent have to evaluate a certain '(attitude) object'. If these objects differ for different respondents, the evaluations cannot be compared meaningfully. Sometimes this incomparability is quite obvious, e.g., in those questions in which the 'object' to be evaluated is 'country specific'. For example: "In Britain what you achieve in life depends largely on your family background: Agree strongly/ Agree/ Neither agree nor disagree/ Disagree/ Disagree strongly" [GB-85/10C]. If one changes 'Britain' for the name of another country, i.e., Germany, the question itself has changed. It looks as if the roles of 'respondent' (speaking for himself) and 'informant' (speaking about the group one belongs to) are mixed up in these questions (***Back*** and ***Cross***, 1982).

A more complicated situation occurs if agreement or disagreement with a statement concerning an attitude object (e.g., one's own country), is the result of both an intrinsic characteristics of that object (e.g., the military power of that country) and of the value on some latent trait within respondents (their chauvinism). In that case the answers, given to questions with different attitude objects, are really incomparable. The situation resembles one equation with two unknowns. To illustrate this point one may look at the responses given to the question "How proud are you of [one's country] in each of the following" … "Its political influence in the world" [95/6b]. As can be expected, the percentage respondents from the USA choosing '(very) proud' is high: 80%, in Great Britain somewhat lower (GB = 55%), and quite low for the small country Slovenia (SLO = 29%). But how does one explain the high percentages of New Zealand (NZ = 71%), and Norway (N = 78%)?

7.6 Similarity of the survey-samples

If response distributions for one country, or for one year, are compared with those for another country or another year, the underlying assumption of cross-national and longitudinal research is that the samples from which these distributions stem can be compared meaningfully. This means for example that the sampling procedures are about similar and that the response rates are sufficiently high. Although it is hard to tell whether the sampling procedures used in the different ISSP countries are sufficiently alike, it is easy to see (in Table 1) that the response rates show a bewildering variation: from below fifty percent (Western Germany in 1985) to over 90% in Hungary[4] and in the Slovakian Republic, with most surveys in between 60 and 80%.

4 It is tempting to try to explain the enormous variety in response rates between participating countries, and especially the very high response rates reported for Hungary and the Slovakian Republic. However, the documentation of these surveys in the Codebook of ZA Study 2880 is not detailed enough to construct a valid explanation.

8 An over-all assessment of the ISSP-questionnaires

This paper was intended to test two basic assumptions behind cross-national research, i.e. that the responses obtained in ISSP-surveys conducted in different countries are informative as well as comparable. The results of the evaluation of the ISSP questionnaires can be summarised by the following statements:

1. Only a few questions are incorrectly formulated, i.e., are leading questions, or double barrelled questions, include unjustified assumptions, or have an incomplete set of response alternatives.
2. However, quite a lot of questions involve long and complex texts and are hardly fit for use in face-to-face interviews, and are problematic even in self-completion questionnaires.
3. The information requested from respondents in some questions is hardly accessible to them: retrospective questions about their parents; knowledge questions about impacts on the environment; estimations of the gross income earned in other jobs.
4. As long as the ISSP-questions are answered in the absence of an interviewer no problems of 'self-presentation' are to be expected. However, the data from table 1 show that in a growing number of ISSP-surveys face to face interviews are used, thus increasing the risk of socially desirable responding.
5. The ISSP-questionnaires are generally quite long and working through these series of questions requires a strong motivation of the respondent.
6. Comparisons of responses given to 'country-specific' questions are very risky. Here we have the situation of 'one equation with two unknowns'.

My recommendations for ISSP are: avoid too difficult to answer questions, be careful with the interpretation of the responses to 'country specific' questions, and try to reach a common mode of administration of the questionnaires.

References

Back, Kurt W. / Cross, Teresa S. 1982: Response effects of role restricted respondent characteristics, in: ***Dijkstra, W.*** and ***Van der Zouwen, J.*** (eds.): Response Behaviour in the Survey-interview. London: Academic Press, 189-207.

Belson, William A. 1982: The Design and Understanding of Survey Questions. Aldershot: Gower.

Broese van Groenou, Marjolein / Van Tilburg, Theo, 1996: Network Analysis, in: Birren, J.E. (Ed.) Encyclopedia of Gerontology, Volume 2, 197-210. San Diego: Academic Press.

DeLamater, John, 1982: Response-effects of question content, in: ***Dijkstra, W.*** and ***Van der Zouwen, J.*** (eds.) Response Behaviour in the Survey-interview. London: Academic Press, 13-48.

De Leeuw, Edith D., 1992: Data Quality in Mail, Telephone and Face to Face Surveys. PhD dissertation Vrije Universiteit, Amsterdam.

Foddy, William, 1993: Constructing Questions for Interviews and Questionnaires. Cambridge: Cambridge University Press.

Fowler Jr., Floyd W. / Mangione, Thomas W., 1990: Standardised Survey Interviewing. Newbury Park: Sage.

Jenkins, Cleo R.. / Dillman, Don A. 1997: Towards a theory of self-administered questionnaire design, in: ***Lyberg, Lars*** et al. (eds.) Survey Measurement and Process Quality. New York: Wiley, 165-196

Johnson, Timothy / O'Rourke, Diane / Chavez, Noel / Sudman, Seymour / Warnecke, Richard / Lacey, Loretta / Horm, John 1997: Social cognition and responses to survey questions among culturally diverse populations, in: ***Lyberg, Lars*** et al. (eds.) Survey Measurement and Process Quality. New York: Wiley. 87-113.

Øyen, Else (Ed.), 1990: Comparative Methodology; Theory and Practice in International Social Research. London: Sage.

Schwarz, Norbert / Sudman, Seymour (eds.) 1992: Context Effects in Social and Psychological Research. New York: Springer.

Schwarz, Norbert / Sudman, Seymour (eds.) 1996: Answering Questions: Methodology for Determining Cognitive and Communicative Processes in Survey Research. San Francisco: Jossey-Bass.

Sudman, Seymour / Bradburn, Norman M. 1974: Response Effects in Surveys. Chocago: Aldine.

Sudman, Seymour / Bradburn, Norman M., 1982: Asking Questions; A Practical Guide to Questionnaire Design. San Francisco: Jossey-Bass.

Sudman, Seymour / Bradburn, Norman.M. / Schwarz, Norbert (eds.)1996: Thinking about Answers; The Application of Cognitive Processes to Survey Methodology. San Francisco: Jossey-Bass.

Tanur, Judith M. (ed.) 1991: Questions about Questions; Inquiries into the Cognitive Bases of Surveys. New York: Russell Sage Foundation.

Uher, Rolf, 1998: Neues vom ISSP. ZA-Information 42, Mai 1998, 60-66.

Uher, Rolf, 1999: Organisational and Methodological Aspects of the International Social Survey Programme (ISSP). Paper presented at the conference on Large Scale Data Analysis (LSDA), University of Cologne, May 25-28, 1999.

Van der Vaart, Wander, 1996: Inquiring into the Past: Data Quality of Responses to Retrospective Questions. PhD dissertation Vrije Universiteit Amsterdam.

Van der Vaart, Wander , van der Zouwen, Johannes / Dijkstra, Wil (1995): Retrospective questions; data quality, task difficulty, and the use of a checklist. Quality and Quantity 29, 299-315.

Van der Zouwen, Johannes, forthcoming: Why study interaction in the survey interview, in: ***Maynard, D.W.*** et al. (eds.), Standardisation and Tacit Knowledge: Interaction and Practice in the Survey Interview.

Van der Zouwen, Johannes / Dijkstra, Wil, 1995: Trivial and Non-trivial Question-Answer Sequences; Types, Determinants and Effects on Data Quality. Proceedings of the International Conference on Survey Measurement and Process Quality in Bristol (UK), pp. 81-86.

Van der Zouwen, Johannes / Dijkstra, Wil 1996a: The Impact of the Question on the Interactions in Survey-Interviews. Paper presented at the Fourth International ISA Conference on Social Science Methodology (Essex ’96), July 1-5, University of Essex, Colchester UK.

Van der Zouwen, Johannes / Dijkstra. Wil, 1996b: Testing (CATI-) Questionnaires Using Computer Assisted Interaction Coding. Paper presented at the International Conference on Computer-Assisted Survey Information Collection (InterCASIC ‘96), December 11-14, San Antonio, Texas.

Van der Zouwen, Johannes / Dijkstra, Wil (forthcoming): Testing questionnaires using interaction coding, in: ***Maynard, D. W.*** *et al* (eds.), Standardisation and Tacit Knowledge: Interaction and Practice in the Survey Interview.

Auf der Suche nach Besinnung, Sport und Spaß? Neue Daten zu Freizeitgestaltungen in Deutschland

von Michael Terwey

Zusammenfassung:

Unterschiedliche Bedeutungskomponenten des Freizeitbegriffs werden vorgestellt. In der Darstellung von einigen Lebensstilforschern haben verschiedene Kombinationen von Freizeitaktivitäten zumindest implizit ungleiche Dignität. In einer für Deutschland repräsentativen Analyse von ALLBUS-Daten werden Häufigkeiten und latente Ordnungen von Freizeitpräferenzen kurz vorgestellt. Kirchlich-religiöses Engagement wird dann in diesem Rahmen schwerpunktmäßig mit Yoga und anderen meditativen Praktiken verglichen.

Abstract:

Various meanings are contained in the concept of 'Freizeit' (free time or leisure). Nevertheless, many analyses of personal free time concentrate on consumers' lifestyles and attribute unequal cultural dignity to activities and aesthetic preferences. Empirical investigations using data from the German General Social Survey (ALLBUS 1998) show respective frequencies and latent components of these activities or inclinations. Special emphasis is laid on describing general religious leisure-activities compared with alternative meditative practices (e.g. yoga).

Freizeit und sozialer Wandel

Auf welche der vielen, mehr oder weniger wohlfeil angebotenen Freizeitgestaltungen könnte ich eigentlich recht gut verzichten? Was kann in der Freizeit helfen, dem Wesentlichen näher zu kommen, und was ist dagegen im Grunde belangloser Zufall oder unaufmerksame Verschwendung unserer Tage? Solcherlei Fragestellungen können den mutmaßlich von Mangelmotivation bestimmten Menschen in der Massengesellschaft (***Riesman*** 1950; ***Kornhauser*** 1959; ***Maslow*** 1996: 193) entgegengehalten werden. Viele Konsumenten obliegen nach Vorstellungen von Kulturkritikern einem letztlich recht einfachen Maximierungsprinzip in bezug auf Unterhaltung und Zerstreuung. Ob alle Personen, die äußerlich in ihrer Alltagsästhetik einem Hochkulturschema nach ***Schulze*** (1992) genügen,

sich wirklich von den Stilisierungen gemäß Trivialschema und Spannungsschema positiv abheben, ist fraglich - denken wir an das von ***François de La Rochfoucauld*** (1613-1680) abgeleitete Dictum "Nos vertus ne sont, le plus souvent, que des vices déguisés" (Unsere Tugenden sind zumeist nur verhüllte Laster). Eine Skepsis gegenüber der Perzeption eigener Tugendhaftigkeit ließe sich als Stilelement sowohl aus christlicher als auch aus fernöstlicher Philosophie ableiten. Andererseits können uns im Alltag gewisse Vereinfachungen, ja sogar Vorurteile den Umgang mit Kultur erleichtern (***Nutz*** 1999: 315 f.).

Wer sich aufmerksam mit Freizeitforschung oder der damit verknüpften Lebensstilforschung beschäftigt, dem fallen nicht zuletzt faszinierend erfinderische Benennungen und ein Labyrinth von ergänzenden Definitionen auf (vgl. zur kritischen Zusammenfassung diverser Ansätze: ***Georg*** 1995; ***Spellerberg*** 1995; ***Hartmann*** 1999; ***Teckenberg*** 2000).[1] Immerhin ist das für sozialwissenschaftliche Texte geradezu ungewöhnliche Interesse anzuerkennen, welches einige dieser Arbeiten gefunden haben. Hier gibt es offenbar Autoren und Autorinnen, die sich um die Erforschung von Stilbildungen und Lebensqualität verdient gemacht haben und dabei auf breiteres Interesse gestoßen sind.

Sprechen wir über den Begriff "Freizeit", so beziehen wir uns auf ein zeitlich aussonderbares Freisein, in dem expressive Selbstdarstellung als persönlicher Stil bevorzugt gestaltet werden kann. Dabei kommt einerseits das *frei sein wovon* und andererseits das *frei sein wofür* in den Sinn. "Frei sein wovon" wird oft als Abschottung gegenüber vielen gesellschaftlichen und manchen gemeinschaftlichen Obligationen verstanden - "frei sein wofür" wird dagegen oft als eigentliche Angelegenheit der Person oder des Individuums aufgefaßt. Den Gegensatz nochmals benennend, kann man nach ***Opaschowski*** (1996: 85) auch einen *positiven Freizeitbegriff* (frei sein wofür) gegenüber einem *negativen Freizeitbegriff* (frei sein wovon) abgrenzen.

Tatsächlich deuten einschlägige Daten aus der Freizeitforschung eine vergleichsweise starke Betonung des "frei seins wofür" an - 39% bis 70% Nennungen in Tabelle 1 - während negative Nennungen seltener sind (25% bis 29% Nennungen). Prinzipiell läßt sich aber für beide Unterbereiche in Tabelle 1 trotz "negativer" und "positiver" Formulierungen einiges an Gemeinsamkeit ableiten, so daß "Freizeit" aktuell durchweg Lebensbereiche umfaßt, bezüglich derer sich die Gesellschaft ihres Anspruchs auf existenzerhaltende Arbeit explizit entäußert oder entäußern sollte. Abgesehen von der "Zeit, in der ich mit Familie und

1 Einige der Bezeichnungen von "Euro-Socio-Styles", die ***Hartmann*** (1999: 68) beispielsweise Prospektmaterial der GfK-Holding entlehnt, seien hier kurz aufgelistet, um den kreativen Sprachstil zu verdeutlichen: Dandy, Business, Rocky, Squadra, Romantic, Olvidados, Vigilante, Scout, Pioneer, Gentry etc. Zwei exemplarische Erläuterungen nach ***Koschnick*** (1995: 495, 497): "*'Rocky'* Egoismus, verantwortungslos, Geld ... Jugendliche Arbeiter; Arbeit ist notwendiges Übel, um materialistischen Lebensstil (Auto, Motorrad, TV, HiFi) zu finanzieren ... *'Squadra'* Aktiv, tolerant, progressiv ... Freizeit und Freunde sind alles; aktive Vorstadtbewohner, vor allem Mütter mit Kleinkindern".

Freunden etwas unternehmen kann" (vorletztes Item in Tabelle 1), ist auch in den positiven Bedeutungen von Freizeit stets der Wunsch präsent, sich von etwas Zwingendem, Beunruhigendem oder Eingrenzendem frei zu machen. Notwendige Regeneration und persönliche Weiterentwicklung werden bei den Angaben wohl zumindest impliziert, aber das am häufigsten genannte Freizeitmerkmal ist "frei sein" für den persönlichen Spaß (70%). Das Engagement in öffentlichen, allgemeinen Angelegenheiten (res publica) oder ernste Verpflichtungen in familiären Gemeinschaften haben dagegen, wie noch näher zu belegen sein wird, gegenwärtig eine geringere Verbreitung im Freizeitbereich.

Tabelle 1: Unterschiedliche persönliche Bedeutungen von Freizeit
(Quelle: BAT Freizeit-Forschungsinstitut 1988, ***Opaschowski*** 1996: 85)

Freizeit bedeutet "frei von":	
Zeit, in der ich nichts tun muß	25%
Zeit, in der ich mich vom Berufsstreß erhole	25%
Zeit, die nicht mit Arbeit und Geldverdienen ausgefüllt ist	26%
Zeit, die frei ist von Haushaltspflichten und notwendigen Erledigungen	27%
Zeit, die frei ist von Zwang und Druck	29%
Freizeit bedeutet "frei für":	
Zeit, in der ich mich frei und unabhängig fühle	39%
Zeit, die ich für mich in eigener Regie gestalten kann	40%
Zeit, in der ich mich entspannen und zur Ruhe kommen kann	41%
Zeit, in der ich mit Familie und Freunden etwas unternehmen kann	48%
Zeit, in der ich tun und lassen kann, was mir Spaß macht	70%

Abgesehen von der Wahrnehmung einzelner Aspekte, die in Tabelle 1 aufgelistet wurden, scheint auch das akzeptierte Gemeinsame, aufgrund dessen verschiedenste Aktivitäten der Freizeit zugeordnet werden, zunächst negativ bestimmt zu sein: Freizeit wird landläufig typischerweise von der Arbeitszeit abgegrenzt.[2] Als Weiterung werden Zeiträume, die regelmäßig der unmittelbaren Regeneration von Arbeitskraft dienen, heutzutage oft nicht zur Freizeit gerechnet. Insgesamt gibt es keine universell akzeptierte Definition von Arbeit, die Übergänge zur Freizeit sind fließend und diverse Sachverhalte werden von Laien und Experten verschieden bewertet. Beispielsweise mag der Weg zur Arbeit in einem eindrucksvollen Fahrzeug oder zu Fuß durch eine angenehme Umgebung Komponenten frei gewählter Persönlichkeitsentfaltung enthalten. So kommt es über Stilelemente zu einem Transfer des Freizeitlichen bis in die Arbeitswelt hinein. Ein erheblicher Teil von Freizeit dient andererseits Tätigkeiten, die zur adäquaten Erledigung von Obligationen gerade in einer Gesellschaft mit vielfach unerschwinglich gewordenen persönlichen Dienstleistungen

2 Dabei wird vorab ein gängiger, engerer Arbeitsbegriff impliziert als es etwa in einem philosophischen, weiten Konzept von "Arbeit" etwa als "Vergegenständlichung des menschlichen Wesens" angelegt ist.

erforderlich sind (z.B. Kauf von Nahrungsmitteln oder dienstgerechter Kleidung, private Gestaltung berufsrelevanter Weiterqualifikationen).[3]

Ein historischer Rückblick kann eine weitere Facette zum Verständnis des Hintergrunds unseres heutigen Freizeitbegriffs beitragen. Infolge eines gegen Ende des Mittelalters stattfindenden Schubs an Deinstitutionalisierungen und neuen Institutionalisierungen hat der frühere Rechtsbegriff "Freyzeyt" (Marktfriedenszeit) eine starke Akzentuierung als Gegenteil der Berufszeit bekommen. Die protestantische Reformation war sicher nicht die einzige ideologische und soziale Bewegung, welche die neuzeitlichen Zivilisations- und Industrialisierungsformen förderte, sie hat aber einen wichtigen Teil dazu beigetragen und andere gesellschaftliche Bewegungen wurden durch konforme Identifikation oder aber auch durch Gegenidentifikation stark vom "Geist" des Protestantismus (***Weber*** 1993) bestimmt. In den Einflußbereichen des asketischen Protestantismus gewann eine stark religiös-ideologisch verbrämte Weltsicht an Bedeutung. Nach den kaum vermeidbaren Wirren und kriegerischen Konflikten dieser kulturellen Umwälzung setzte sich via Etablierung neuer sozialer Fakten vielfach eine für Außenstehende kaum erstrebenswert erscheinende Ernsthaftigkeit und Reglementierung des Lebens durch. Die Proklamation eines weit gesteigerten Berufsethos und einer aus dem Erfolg im Arbeitsleben ablesbaren "göttlichen Berufung" führte zu einem manchmal schwer verständlichen Arbeits- und Akkumulationswunsch (***Weber*** 1993: 28 f.). Demgegenüber verstärkte sich nach ***Opaschowski*** (1996) ein Differenzierungsimpuls seitens der zum Erfolg minder "Prädestinierten". Weniger industriöse Personen lösten sich ansatzweise aus den sozialen Spielen im "Geist" des Protestantismus und wurden durch die reformatorische Individualisierung darin bestärkt, sich selbst zu reflektieren. Die individuelle Bildung und partikulare "vacation" oder "recreation" gewannen daraufhin an Gewicht. Pädagogische Vordenker wie ***Comenius*** oder später auch ***Humboldt*** betonten den unersetzlichen Wert einer nicht unmittelbar ökonomisch funktionalisierten Freizeit, Muße und Ruhe für die humane Bildung. Die wachsende "Glorifizierung" beruflicher Pflichten verschärfte schließlich durchaus im Sinne einer funktionalen Modernisierung die Differenzierung zwischen der determinierten Arbeitszeit und der disponibel erscheinenden Freizeit. Andererseits fand unter der Oberfläche auch eine Interpenetration der Bereiche Arbeit und Freizeit statt. Die bei ***Veblen*** (1981) und anderen Autoren im Geist einer "protestantischen" Optimierung anklingende Verachtung des demonstrativen Konsums, des Überflüssigen und von "leisure" überhaupt zielt ebenso zu kurz wie lustnegierende Systeme marxistisch-leninistischer Provenienz. Nicht zu vergessen ist deshalb, daß Freizeit dennoch wirtschaftlich förderlich geblieben ist, denn die Personen in der Zeit der regulären Nicht-Arbeit bleiben durch Konsum für die Produktion tätig und

3 ***Opaschowski*** (1996: 40 f.) verwendet in diesem Kontext den von ***Alwin Toffler*** (1980) übernommenen Begriff des *Prosumenten*, Produzenten von Dienstleistungen für den Eigenbedarf. ***Clausen*** (1988: 144 ff.) spricht in diesem Sinne von Eigendienstleistungsökonomie und Konsumarbeit.

"intensive Werbung und Massenmedien halfen schon bald ..., die arbeitsfreie Zeit zu 'füllen' und zu 'nutzen'." (***Opaschowski*** 1996: 109)

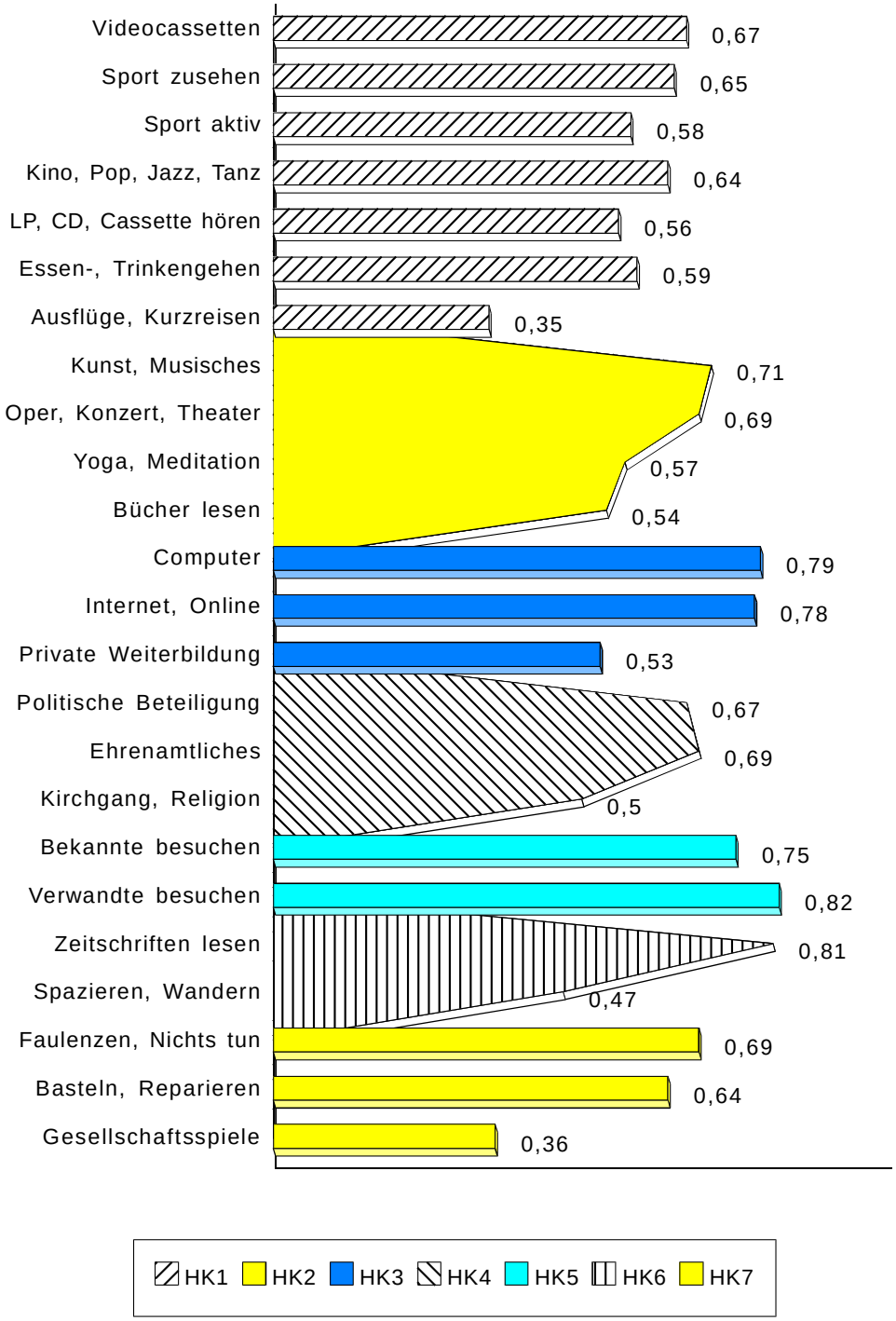
Insgesamt können wir den schillernden Freizeitbegriff nicht eindeutig definieren, haben aber versucht, einige seiner mehr oder weniger vertrauten Facetten hervorzuheben. Wichtig ist hier aber schließlich noch der über einen subjektiven *Sinnbezug* erklärbare Freizeitbegriff: In einer als fremdbestimmt erscheinenden Arbeitswelt mag man Freizeit als den Teil des Lebens sehen, in dem subjektiv ein selbst gewähltes "woraufhin" oder "weswegen" realisiert wird und der so als sinnvoll begriffen wird. Die mehr oder weniger unfreiwillig genommenen Zwänge in den Perioden der Arbeit und der unmittelbaren physischen Reproduktion werden via persönlicher Freizeitpraxis innerweltlich kompensiert und transzendiert. "Ohne Freizeit macht das Leben keinen Sinn", könnte die aus einem solchen allgemein positiven Freizeitbegriff ableitbare Devise lauten.

Berichtete Freizeitaktivitäten in Deutschland 1998

Aus verschiedenen Blickwinkeln der Humanwissenschaften kann man darüber spekulieren, welche Freizeitaktivitäten als intersubjektiv anerkannt sinnvoll zu sehen sind und wie weit sie faktisch in der Bevölkerung verbreitet sind. Wünschenswert ist eine Konsolidierung oder auch Falsifikation solcher Spekulationen mit einer bundesweit repräsentativen, transparenten Datenbasis (vgl. zur Kritik an einigen weniger transparenten Untersuchungen: ***Hartmann*** 1999). Der ALLBUS 1998 (n=3234) enthält eine Liste von 24 Freizeitaktivitäten, zu denen jeweils die Häufigkeit ihrer Ausübung erfragt wurde: (1) Täglich, (2) mindestens einmal jede Woche, (3) mindestens einmal jeden Monat, (4) seltener, (5) nie (vgl. auch ZA und ZUMA 1999; ***Koch*** et al. 1999). Vor ihrem Einsatz im ALLBUS wurde ein Teil dieser Items bereits im Wohlfahrtssurvey 1993, der Studie Massenkommunikation 1995 und im SOEP 1990, 1995 erhoben. Im ersten Schritt unserer ALLBUS-Analyse präsentieren wir Ergebnisse einer schlichten Hauptkomponentenanalyse (PCA mit orthogonaler Rotation). Der Zweck dieses explorativen Verfahrens ist hier, eine erste inhaltliche Zuordnung der verschiedenen Freizeitindikatoren zu treffen, eine eigentliche Messung oder Skalierung muß künftigen Analysen bzw. weiter entwickelten Operationalisierungen vorbehalten bleiben. Die PCA ergibt ein etwas heterogenes Bild mit insgesamt sieben Hauptkomponenten, deren Eigenwert über 1 liegt und auf denen jeweils unterschiedliche Anzahlen von Indikatoren laden.

Die erste resultierende latente Hauptkomponente (in Schaubild 1 dargestellt mit Balkendiagrammen) umfaßt sechs bis sieben Indikatoren, welche sich inhaltlich primär auf Spaß und Vergnügen, insbesondere mit Medien und veranstalteten "social events", beziehen:

Schaubild 1: Übersicht zu Hauptkomponenten (HK) von Freizeitaktivitäten



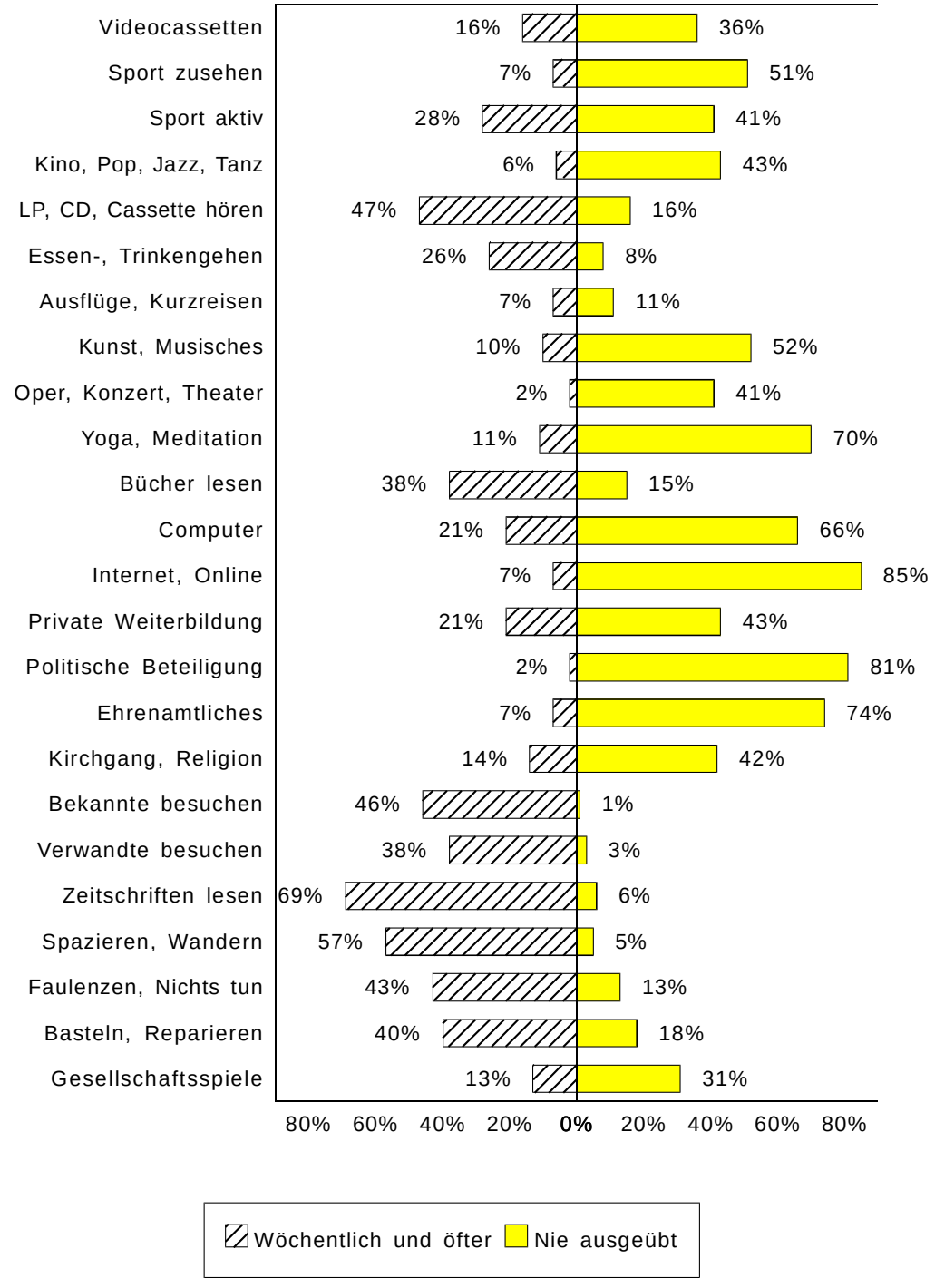
Quelle: ALLBUS 1998, eigene Berechnungen für Gesamtdeutschland mit Ost-West-Gewicht

Anschauen von Videokassetten; Besuch von Sportveranstaltungen; aktive sportliche Betätigung; Kino, Pop- oder Jazzkonzerte, Tanzveranstaltungen, Disco; LP's, CD's oder Cassetten hören; Essen- oder Trinkengehen (Cafe, Kneipe, Restaurant) und - mit einer recht geringen Ladung von .35 - Ausflüge oder kurze Reisen machen. Diese PCA-Gruppierung kann kurz als *Medien-Konsum-Sport* gekennzeichnet werden. Selbstverständlich sind in diesem Bereich auch einzelne anspruchsvollere Freizeitgestaltungen angesiedelt, die einem gehobenen Kulturanspruch gerecht werden könnten (z.B. bei Einsatz von Ton- oder Bildträgern für Studienzwecke), allein die vorwiegend mit diesen Stimuli akzentuierten Valenzen sind andere, wie wir auch aus den nachfolgenden Hauptkomponenten mit spezifischeren Indikatoren zur gehobenen Kultur und Weiterbildung schließen können.

Es folgen in der zweiten, mit einem Flächendiagramm dargestellten Hauptkomponente zunächst vier Indikatoren, von denen mindestens drei in vieler Hinsicht dem von ***Schulze*** (1992: 163) dargestellten *Hochkulturschema* entsprechen: Künstlerische und musische Tätigkeiten (Malerei, Musizieren, Fotografie, Theater, Tanz), Besuch von Veranstaltungen wie Oper, klassische Konzerte, Theater, Ausstellungen; Bücher lesen. Überraschen kann in diesem Kontext das Auftauchen des hier noch näher zu diskutierenden Indikators Yoga, Meditation, autogenes Training, Körpererfahrung. Immerhin ordnet ***Schulze*** dem Hochkulturschema im Bedeutungsbereich "Genuß" die Kontemplation zu, obgleich der Autor primär an eine etwas andere Ausrichtung der Kontemplation gedacht haben mag. Kommen wir an dieser Stelle ergänzend zu den in Schaubild 2 wiedergegebenen Häufigkeiten (wöchentliche Praxis[4] vs. nie ausgeübt), so sehen wir, daß im Bereich Medien-Konsum-Sport besonders das Hören von Tonträgern verbreitet ist (47% mindestens wöchentlich). Auch Besuche in der Gastronomie (26%) und aktiver Sport (28%) sind oft anzutreffen. Letzteres könnte vielleicht ein wenig "übertrieben" wirken, wenn wir dem etwa die 7% für Besuch von Sportveranstaltungen gegenüberhalten, doch kann nicht bestritten werden, daß Jogging, schnelles Gehen, Kraftstudios und verwandte "leisure activities" im Sinne von ***Veblen*** (1981) als Volkssport eine weite Verbreitung und soziale Anerkennung gefunden haben, die von einigen Beobachtern auch in den Kontext einer fast religiösen bzw. religioiden Aktivität gestellt werden (***Gömmel*** 1988/89; ***Weis*** 1995). In einem gesunden Körper, so mag in freier Auslegung einer lateinischen Quelle (***Juvenal***) postuliert werden, stecke ein gesunder Geist. Physische Stabilität und Attraktivität können ebenfalls in der Regel mit einem geeigneten Bewegungstraining gepflegt werden.

4 Zum Zweck einer vereinfachten Darstellung werden hier folgende Ausprägungen zusammengefaßt: (1) Täglich und (2) Mindestens einmal jede Woche. Bei den PCA- und Regressionsanalysen bleiben die ursprünglichen Ausprägungen erhalten.

Schaubild 2: Verbreitung von Freizeitaktivitäten in Deutschland



Quelle: ALLBUS 1998, Berechnungen mit einem Ost-West-Gewicht

Die Freizeitbeschäftigungen aus dem Bereich der Hochkultur-Komponente sind erwartungsgemäß relativ selten in ihrer regelmäßigen Anwendung. Nur 2% aller Deutschen besuchen wöchentlich oder öfter Opern, Konzerte, Theater oder Ausstellungen, während immerhin noch 38% angeben, wöchentlich Bücher zu lesen (Schaubild 2), wobei sicherlich am Rande auch an mancherlei Triviallektüre zu denken ist. Immerhin kann man den Standpunkt vertreten, daß in einigen Büchern der Trivialliteratur doch mehr Kultur zu finden ist als etwa in etlichen Routineveranstaltungen des Theater- oder Konzertbereichs. Die dritte Hauptkomponente in Schaubild 1 wird von Beschäftigungen im Computerbereich geprägt (mit Computern beschäftigen; Internet und spezielle Online-Dienste nutzen) und zieht offenbar auch einen nennenswerten Teil von Berichten über private Weiterbildung auf sich. Computeraktivitäten allgemein und private Weiterbildung ähneln sich hinsichtlich wöchentlicher Ausführung (je 21%; Schaubild 2), die Beschäftigung mit dem Internet findet in der Freizeit aber mit 7% sehr viel seltener hohe Frequenz! Die Gruppe der nie Ausübenden ist ebenfalls mit 66% bei Computeraktivitäten allgemein und Internet (85%) deutlich größer als die Gruppe ohne jede private Weiterbildung (43%).

Von größerem Interesse ist schließlich für unsere Darstellung der folgende Faktor in Schaubild 1: Beteiligung an Parteiarbeit, Kommunalpolitik, Bürgerinitiativen; Ehrenamtliche Tätigkeiten in Vereinen, Verbänden oder sozialen Diensten; Kirchgang, Besuch von religiösen Veranstaltungen. Es ist bemerkenswert, daß kirchlich oder religiös betonte Freizeitgestaltung hier zunächst in einen nennenswerten Zusammenhang mit politischem, bürgerlichem und sozialem Engagement gebracht wird, und die Ansicht wird bestätigt, daß ehrenamtliche Tätigkeiten (7% wöchentlich) und politische Mitarbeit (2% wöchentlich) als wichtige Komponenten für ein von der Polis getragenes Gemeinwesen nicht sehr oft zu finden sind. Wöchentlicher Kirchgang ist dagegen in Gesamtdeutschland mit 14% noch vergleichsweise häufig.

Die restlichen Komponenten und Items sollen an dieser Stelle nicht ausführlich diskutiert werden. Die Hauptkomponenten haben zwar noch einen Eigenwert, der knapp über 1 liegt, sie vereinen aber nicht sonderlich viel Variation systematisch auf sich - andererseits handelt es sich trotz einer gewissen Diffusität oder geringer Indikatorenanzahl pro Faktor überwiegend um recht weit verbreitete Aktivitäten. Relativ klar ist eine Hauptkomponente "Bekannte und Verwandte besuchen" inhaltlich zu identifizieren. Zeitschriften lesen und spazierengehen sind weit verbreitete Freizeitbeschäftigungen, welche eine gewisse statistische Gemeinsamkeit zusammenbringt. "Nichts tun, faulenzen" (für Schaubild 1 in der Codierung umgedreht (1=nie anstelle von 1=täglich, um die zusätzliche Darstellung einer negativen Ladung im Schaubild zu vermeiden)) und "basteln" fallen mit ursprünglich gegensätzlicher Faktorladung in eine Komponente, während "Karten- und Gesellschaftsspiele im Familienkreis" sich nicht mit einer nennenswerten Ladung zuordnen läßt. "Nichts tun

und faulenzen" erinnert stärker als die anderen 23 Freizeitpräferenzen aus dem ALLBUS 1998 an eine negative Bestimmung im Sinne des sich von etwas frei machen Könnens.

Nachfolgend sollen kirchliche und religiöse Freizeitpräferenzen dem "Außenseiter" Yoga, Meditation u.ä. ausführlich gegenübergestellt werden, und beide Indikatoren in stringentere Beziehung zu anderen Angaben der Freizeit- und Lebensstilgestaltung gesetzt werden.

Kirche und Religion als Bestandteil der Freizeit

Die Beziehung zwischen säkularem Wandel und Kirchlichkeit hat auch in den neunziger Jahren reges Interesse bei kirchennahen und kirchenfernen Personenkreisen gefunden. Die volkskirchlichen "Giganten" scheinen zwar gegenüber den Sphären von Ökonomie, Politik, Medien und Wissenschaft seit längerem einen ausdifferenzierten Sonderbereich einzunehmen (vgl. u.a. ***Sommerville*** 1998, ***Wolf*** 1999), doch das Interesse, welches diese Institutionen auch außerhalb ihres engeren sozialen Bereichs finden, bleibt auffällig hoch. Vielerorts wird beklagt, daß sie heute gegenüber ihrer Konsolidierungsphase in der Nachkriegszeit (***Gabriel*** 1992) zunehmend an Gefolgschaft verlieren, während anderen Beobachtern die Zersetzung dieser "pseudo-christlichen" Einrichtungen gar nicht schnell genug vonstatten gehen kann. Die Mitgliedschaftsquoten der beiden großen Volkskirchen sind gesunken. In Westdeutschland war dieser Schwund jedoch viel geringer als in dem derzeit weitreichend entchristianisierten Bereich der Ex-DDR. Schließlich sinkt auch unter den verbliebenen Mitgliedern das kirchliche Engagement, soweit sich dies an der traditionell rituellen Partizipation ablesen läßt (***Terwey*** 2000).

Explizite Religiosität kann im Einstellungsbereich u.a. mit der im ALLBUS enthaltenen Wichtigkeitseinstufung des Lebensbereichs "Religion und Kirche" und mit der Selbsteinstufung auf der Religiositätsskala "gemessen" werden. Es besteht aber ferner unter vielen Religionssoziologen Konsens, daß landläufig als solche erkannte Religiosität in Surveys vielfach "automatisch" im Kontext der bekannten Kirchen eingeordnet wird, während etliche Sekten und diverse andere Kongregationen von konventionell denkenden Befragten nicht explizit mit (echter) Religiosität in Verbindung gebracht werden. Viele Religionswissenschaftler und Glaubensforscher gehen von einem weiteren Religionsbegriff aus: Die Verbindung zwischen einer gemeinschaftlich Riten praktizierenden Kirchenkongregation und dem Profanen enthobenen Idealen ist nach ***Durkheim*** (1960) ein konstitutives Element von Religion im Sinne seiner Theorie, die Inanspruchnahme theistischer Vorstellungen oder die Anlehnung an eine volkskirchliche Tradition ist dagegen entbehrlich.

Intensivieren wir zunächst die Analyse von Kirchgang und Besuch von religiösen Veranstaltungen als Form der Freizeitgestaltung (KIRREF). Der doppelte Stimulus (Kirche und Religion) läßt es im Prinzip noch zu, daß Befragte auch nichtkirchliche religiöse Veranstaltungen (z.B. einen religionswissenschaftlichen Vortrag, ein Konzert mit geistlicher

Musik oder eine Zusammenkunft von kirchenfernen "New Age"-Interessenten) bei ihren Antworten berücksichtigen. Dennoch dürfte die im Item vorgegebene Kombination von Kirche und Religion eine enge semantische Verbindung bei den persönlichen Antworten begünstigt haben.

In bezug auf KIRREF wollen wir vorläufig einmal zwischen den beiden Bereichen Deutschlands trennen, da hier sicher eine Ergänzung der in Schaubild 2 dargestellten Zahlen für Gesamtdeutschland angebracht ist. Zwischen den beiden Bereichen des wiedervereinigten Deutschlands bestehen im kirchlichen und religiösen Engagement ausgesprochen prägnante Differenzen (***Koch*** 1992, ***Terwey*** 1992, 2000), die sich naheliegenderweise auch in diesbezüglichen Freizeitaktivitäten niederschlagen. In den neuen Bundesländern gestalten "nur" 5% aller Befragten wenigstens einmal pro Woche ihre Freizeit mit Kirche oder Religion in diesem Sinne (70% nie; alte Bundesländer: 16% wenigstens wöchentlich bzw. 36% nie).

Ferner können wir wenigstens annähernd das Ausmaß von religiösen Freizeitaktivitäten innerhalb und außerhalb des kirchlichen Bereichs erahnen. Zwischen der im ALLBUS 1998 erhobenen *Konfessionszugehörigkeit* (V383) und KIRREF besteht ein enger Zusammenhang (eta-West=.38, eta-Ost=.60). Wenden wir uns Details zu, so entspricht eine relativ hohe KIRREF-Frequenz unter Katholiken den Erwartungen (vgl. Zeitreihenanalysen in: ***Terwey*** 2000). Unter den katholischen Ostdeutschen scheint diese Neigung in der Freizeit sogar noch stärker ausgeprägt (38% wöchentliche KIRREF gegenüber 25% im Westen). Ferner fällt aber auf: Die bemerkenswerteste Konzentration von KIRREF-Freizeitgestaltung finden wir in Westdeutschland unter den Angehörigen nichtchristlicher Religionsgemeinschaften (39% wöchentlich KIRREF). Dabei handelt es sich vermutlich vielfach um Muslime - deutschsprachige Ausländer wurden befragt - denen u.a. ein regelmäßiges Gebet Gebot ist.[5] Es fallen aber ferner in Westdeutschland häufige KIRREF-Aktivitäten unter den Christen außerhalb der größeren bekannten Kirchen (33% wöchentlich KIRREF) und den Angehörigen evangelischer Freikirchen auf (22% im Osten, 13% im Westen). Die Protestanten in der EKD zeichnen sich dagegen in beiden Bereichen Deutschlands durch ähnlich seltene Freizeitpräferenzen für Kirche und Religion aus (7% bzw. 8% wöchentliche KIRREF). Es ist also nicht nur formaler Kirchgang, sondern auch landläufig religiöse Aktivität überhaupt, die in der EKD nur selten zur Freizeitgestaltung erwählt wird.

Bemerkenswert ist aber schließlich, daß auch unter den Personen ohne jede Konfessionsmitgliedschaft eine nicht ganz zu vernachlässigende Freizeitgestaltung im Bereich von Kirche und Religion der Fall ist: 22% der Westbefragten und 12% der Ostbefragten parti-

5 Der Ausländeranteil und der Anteil nichtchristlicher Religionen ist in Ostdeutschland zu gering, um zu vergleichbaren Aussagen zu gelangen.

zipieren daran wenigstens gelegentlich. Andererseits sind es in Westdeutschland 12% aller Befragten ohne jeden Kirchgang gemäß der regulären ALLBUS-Abfrage (V384), die nach eigenen Angaben in der Freizeit an KIRREF partizipieren, im Osten sind es noch 5%.

Der bereits genannte hohe Zusammenhang zwischen Konfession und KIRREF wird verständlicherweise noch von dem mit der regulär im ALLBUS erhobenen *Kirchgangshäufigkeit* (V384) übertroffen (eta-West=.78, eta-Ost=.80). Trotz der einleitend angesprochenen "semantischen Falle" bei der Erforschung etwaiger kirchenunabhängiger Religiosität können wir aber sehen, daß Kirchgang (V384) und KIRREF empirisch nicht vollends zusammenfallen. Dazu trägt bei, daß durchaus nicht alle Kirchgänge auch als Teil der Freizeit aufgefaßt werden. Ferner gibt es offenbar einige Personen mit KIRREF-Nennungen, welche sich nicht oder in nur sehr geringem Ausmaß als Kirchgänger gemäß der gängigen ALLBUS-Abfrage bezeichnen und daher vermutlich Bezug auf außerkirchliche Religiosität nehmen. Freizeit hat oft die Assoziation von etwas selbstbestimmt Ungebundenem oder Vergnügungsbetontem - Charakteristika, die nicht für jedermann auf die eigenen oder mittelbaren Erfahrungen des Kirchgangs zutreffen.[6]

Die mit einem eher konventionellen Stimulus wie KIRREF via Surveyforschung erfaßbare Religiosität ist in den neuen Bundesländern stärker auf die Konfessionsmitglieder konzentriert als in den alten. Die Freizeitanalyse von KIRREF ergibt also noch wenig Anhaltspunkte für eine eventuell außerhalb der organisierten Volkskirchen beobachtbare religiöse Revitalisierung (vgl. zur Ergänzung Untersuchungen des Gottesglaubens ***Terwey*** (1992, 1998) und zur Reduktion weltanschaulicher Vielfalt in Ostdeutschland (***Terwey*** 1996)).

Yoga und Meditation als neuartig wirkende Freizeitpräferenzen

In Zusammenhang mit der angesprochenen Kirchenkrise und dem scheinbaren Boom von Esoterik, Okkultismus, New Age, östlichen Religionen und weltanschaulichen Synkretismen wird häufiger von einer weitreichenden Änderung unserer traditionellen Glaubenssysteme, ja sogar von einer sich abzeichnenden Gefährdung der abendländischen Kultur gesprochen. Auch die Freizeitkultur wird durch die scheinbar immer weiter fortschreitende Internationalisierung der Erlebnispräferenzen entsprechend umgestaltet, wobei den fernöstlichen Traditionen vielfach hohe Bedeutung zugesprochen wird.

Wie bereits eingeführt, enthält der ALLBUS 1998 einen Indikator, der in diese Richtung geht: Die Frage nach der Freizeitgestaltung durch Yoga, Meditation, autogenes Training oder Körpererfahrung (YOGAF). In diesem Item sind prima facie - noch stärker als bei

6 Ergänzen können hier die Daten des BAT-Freizeit-Forschungsinstituts, wonach immerhin 28% der Westdeutschen und 43% der Ostdeutschen eine Mitarbeit in Kirchen oder Gemeinde keinesfalls zur Freizeit rechnen möchten (***Opaschowski*** 1994: 195).

KIRREF - etwas heterogene Vorgaben zusammengefaßt. Diese Kombination wurde seitens der Befragten via Reduktion von Komplexität und Attribution akzeptiert, wie das geringe Auftreten von fehlenden Antworten andeutet (6 Befragte bzw. 0,2% keine Angabe). Als inhaltlich vertretbar kann die Heterogenität im Item unter dem Gesichtspunkt einer möglichst weiten Erfassung verwandter Aktivitäten mit einem einzigen Stimulus gesehen werden. Mehr oder weniger gemeinsam ist den angesprochenen Praktiken eine Betonung von Techniken, die zu einer Wiederbewußtmachung, Reindividualisierung, Beherrschung des Körperlichen und Erschließung des Unbewußten führen. Kirche und kirchliche Religiosität setzen in der Regel die rituelle Praxis in einer Gemeinde voraus, während YOGAF vielfach individuell oder in recht kleinen Gruppen ausgeübt werden dürfte, wenn wir von manchen Arten der Körpererfahrung absehen, die regelmäßig in größeren Trainingsgruppen (insbesondere Lerngruppen) praktiziert werden.

Als fremdartigsten Ausdruck finden wir zunächst im Item den indischen Terminus *Yoga* (Anspannen, Anschirren des Inneren (an Gott), Union, Joch). Es handelt sich um facettenreiche philosophisch-religiöse Meditations- und Körpererfahrungssysteme, die sich in ihren älteren Ausprägungen auf eine mehr als zweitausendjährige Geschichte berufen. Der Name "Yoga" mag also mehr Einheitlichkeit vortäuschen als gegeben ist. Einzelne benennbare, teilweise recht unterschiedliche Yoga-Stile sind: Karma-Yoga, Bhakti-Yoga, Kriya-Yoga, Raja-Yoga, Kundalini-Yoga, Jnana-Yoga und Hatha-Yoga, integrales Yoga, Super-Yoga. Durch Konzentration, Meditation, bestimmte Körperhaltungen (asanas), Atemübungen, Kontrolle über Sinne und Unbewußtes wird Selbstbeherrschung, Pflege und Reinheit des Körperlichen, persönliche Kompetenz etc. gefördert. Nicht alle dieser Techniken sind für den Gebrauch in westlichen Kulturen unumstritten, und es bedarf oft eines bereits versierten und verantwortungsbewußten Lehrers, um Gefahren zu mindern bzw. Fortschritte zu optimieren. Eine solche Yoga-Unterweisung geht in vielen Lehrsystemen stufenweise voran und ist gar nicht selten mit hohen zeitlichen oder finanziellen Opfern verbunden.

Eher äußerlich still und ohne ggf. recht kompliziert einzunehmende Asanas ausgeübte Techniken werden mit dem Begriff *Meditation* assoziiert (lat. meditatio - das Nachdenken), obgleich zumindest große Ähnlichkeiten mit etlichen Yoga-Praktiken bestehen. Die Meditation ist auch im (mystischen) Christentum traditionell gebräuchlich und dort eng mit der Kontemplation und bestimmten Formen des Gebets verwandt (vgl. auch ansonsten Varianten des "Gottgedenkens" im Islam). Besinnung und Sammlung sollen eine Abwendung von der Unrast des Alltags bringen mit dem Ziel, der wesentlichen Wirklichkeit, der tieferen Ordnung in der wechselnden Vielfalt gewahr zu werden und belanglose Zufälligkeiten oder Kontingenz zu transzendieren. *Autogenes Training* kann auch als eine spezialisierte Extraktion aus dem großen Fundus des Yoga und der Meditation verstanden werden, die ab 1928 von ***J. H. Schulz*** als anerkanntes psychotherapeutisches Verfahren für konzentrative

Selbstentspannung eingeführt wurde. Heute steht autogenes Training auch auf dem Kursplan von buddhistischen Ausbildungszentren in Deutschland.

Mit dem weiteren, etwas vagen Ausdruck *Körpererfahrung* im ALLBUS-Item sind wiederum sehr verschiedenartige Praktiken angesprochen (u.a. Varianten des chinesischen Schattenboxens, die heute auch Eingang in die Beratungspraxis von Ärzten gefunden haben). Die bewußte Erfahrung des eigenen körperlichen Geschehens ist in der heutigen Zeit, nachdem scheinbar weitreichende Prozesse der Körperausschaltung stattgefunden haben, durchaus nicht selbstverständlich: Aufgrund der heutzutage dem Körper mehr oder weniger zwangsläufig auferlegten Arbeits- und Lebensrhythmen sind nach Ansicht von Körpererfahrung Lehrenden früher leichter erfahrbare und auslebbare Körperereignisse marginalisiert. Der "Normalmensch" in seinem Alltagsbewußtsein erachte viele Aspekte seines körperlichen Lebens als sekundär. Nach Lehren zur Förderung neuer Sensibilität gegenüber unserem Körper besteht die Gefahr, daß der Körper zu einer möglichst selbstverständlich laufenden Maschine verkehrt wird, der wir uns nur im Falle von Sexualität, Störungen oder Unvollkommenheiten aufmerksam zuwenden, und daß wir so einen wichtigen Bezug zur Realität aus dem Bewußtsein entlassen.

Volkskirchliche Traditionen dagegen deklassierten viele irdische Körperaspekte zugunsten eines Auferstehungsleibs und einer Seele, deren große Stunde eigentlich erst mit dem Tod bzw. der transzendenten Ewigkeit schlägt. Geist im philosophisch anspruchsvolleren Sinne (z.B. pneuma, nous) ist nach klerikalen Instruktionen zunächst beim theistischen Gott und vielleicht noch in der Botschaft seiner Professionals, aber kaum in den einfachen Menschen selbst zu suchen. Obgleich meditative Praktiken durchaus auch in den Volkskirchen verschiedentlich gepflegt werden, können wir vermuten, daß der ALLBUS-Stimulus "Yoga, Meditation, autogenes Training, Körpererfahrung" häufig Assoziationen hervorruft, die nicht zuletzt der volkskirchlichen Mehrheit fremdartig bzw. als nicht wünschenswerte Freizeitaktivität erscheinen.

Im Vergleich zu landläufigen kirchlich-religiösen Praktiken ist die Akzeptanz alternativer oder "neuer" Techniken und Glaubensvorstellungen mit repräsentativen Datensätzen noch wenig erforscht. Kirchlich-religiöse Freizeitgestaltungen (KIRREF) haben, wie zunächst gezeigt, große Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland ergeben. Die Anteile derjenigen, die sich im Sinne der ALLBUS-Frage zu YOGAF-Aktivitäten bekennen, liegen dagegen in Ost- und Westdeutschland auf einem durchaus vergleichbar hohen Niveau. Insgesamt sind es jeweils ca. 30%, die solche Übungen überhaupt praktizieren. 10% der Ostdeutschen und 11% der Westdeutschen praktizieren wenigstens einmal pro Woche. Diese Anteile sind m.E. relativ hoch - man könnte aus mancherlei Gründen trotz New Age Boom, Wunsch nach Exotik und Esoterik bislang kaum erwarten, daß sich eine Samplemehrheit zu Yoga u.ä. bekennt. Als Ergänzung sei hinzugefügt, daß Sympathien für Reli-

gionsgemeinschaften jenseits der großen Volkskirchen in Deutschland eine Sache von Minderheiten geblieben ist (***Terwey*** 1994), auch wenn in Medien, Politik und Volkskirchen oft eine andere Weltsicht dargestellt wird. Immerhin hat sich in Westdeutschland seit einiger Zeit eine Szene mit Hang zu Esoterik, Meditation, östlicher Religiosität in der Nachkriegszeit reetabliert - der Nationalsozialismus hatte diesbezügliche Weltanschauungsgruppen zumeist unterdrückt. In Ostdeutschland verbreitete der Sozialismus ebenfalls eine Atmosphäre, welche einem "New Age" im weiteren westlichen Sinne dieses Ausdrucks feindlich gegenüber stand. Räumen wir aber ein, daß YOGAF gerade in den neuen Bundesländern ein Novum als weit verbreitete, regelmäßige Freizeitaktivität ist, kann man sich etwas über den dort erheblich geringeren Anteil wöchentlichen Kirchgangs (4% in V384 (ALLBUS 1998)) verwundern.

Berechnen wir für YOGAF Kreuztabellen mit Konfessionsmitgliedschaft und Kirchgangshäufigkeit in Ost und West, so sind die generellen statischen Zusammenhänge zwischen kirchlicher Integration (V383, V384) und YOGAF relativ gering (eta .07 bis .13). Weitere Aufschlüsse aus multivariaten Modellen bleiben unter diesen Bedingungen abzuwarten. Anzumerken ist dabei, daß innerhalb der großen katholischen und evangelischen Volkskirchen durchaus ähnliche Anteile von Praktizierenden resultieren. Die Anteile der nie YOGAF Ausübenden sind auch unter den Konfessionslosen und Personen ohne Kirchgang nicht überrepräsentiert. Es besteht die Chance, auf diesem Gebiet einer fundierten Feststellung alternativer religioider Verhaltensweisen zumindest näher zu kommen (vgl. ansonsten zu bisherigen Ergebnissen und einigen Schwierigkeiten bei der Erfassung: ***Barz*** 1994; ***Eberlein*** 1995; ***Pollack*** und ***Pickel*** 1999; ***Wolf*** 1999; ***Terwey*** 1992, 1995).

Um besser festzustellen, wie die Interdependenzen von KIRREF und YOGAF untereinander und mit anderen Freizeitaktivitäten und Lebensstilindikatoren aussehen, gehen wir zu Regressionsschätzungen über. Als Prädiktoren kommen neben den bereits bekannten Freizeitaktivitäten und demographischen Merkmalen auch die im ALLBUS erhobenen Präferenzen im Musikbereich zum Einsatz. Die Bedeutung letzterer ist u.a. von ***Schulze*** 1992 und ***Hartmann*** 1999 hervorgehoben worden, wenn es darum geht, typische Merkmale von Hochkulturschema, Trivialschema und Spannungsschema zu nennen.

Multivariate Untersuchungen

Die multiple Regression in Tabelle 2 beschreibt ein Vorhersage- bzw. Erklärungsmodell für YOGAF. Zuerst werden kurz drei grundsätzliche demographische Prädiktoren eingeführt. Für die Differenzierung zwischen alten und neuen Bundesländern wird bivariat kein nennenswerter Zusammenhang festgestellt (r=.04), und auch in der erweiterten Regressionsgleichung ergibt sich keine signifikante Differenz, so daß auf den multivariaten Effekt nach einem Ausschlußkriterium von alpha=.10 verzichtet wurde. Höhere Ausbildung (sie-

benstufige Skala bis Universitätsabschluß) ergibt dagegen bivariat und multivariat einen Effekt, dessen Vorzeichen sich aber ändert. Es ist intuitiv verständlich, daß eine Freizeitbeschäftigung wie YOGAF unter besser Ausgebildeten mehr Anklang findet (r=.18). Multivariat, also ceteris paribus, ist jedoch bei ihnen mit einer moderaten Abnahme der YOGAF-Häufigkeit zu rechnen. Eine ähnliche etwas kontraintuitive Verschiebung ist bei dem Alter zu beobachten, doch ist hier der Effekt bereits formal statistisch weniger überzeugend (t=1.91, p=.0565). Insgesamt sollten diese demographischen Kontrollvariablen vor weitreichenden Interpretationen dieser Ergebnisse weiteren Untersuchungen zugeführt werden - etwa um festzustellen welche konkurrierenden Prädiktoren zu dieser Verschiebung führen (z.B. Indikatoren der Hochkultur bzw. Indikatoren für Sport und Popkultur).

Mit dieser Überlegung leiten wir zu dem Spektrum der Freizeitaktivitäten über, die in ihrer Verknüpfung zu YOGAF thematisiert werden sollen. Die Items aus der Komponente Medien, Konsum und Sport (vgl. Schaubild 1) entsprechen bei einfacher Betrachtungsweise am ehesten einem schlichten Spaßdesign. Alle sechs bis sieben Indikatoren - wir erinnern uns an die schwache Komponentenladung (.35) von Ausflügen und kurzen Reisen sind bivariat nennenswert mit YOGAF korreliert. Ein moderater Effekt mit beta=.05 ist auch multivariat für die doch recht heterogene Frage nach Kino, Popkonzerten, Jazz-Konzerten, Tanzveranstaltungen oder Disco festzustellen, herausragend ist aber der Effekt aktiver sportlicher Partizipation (r=.36, beta=.20). Haben wir es bei Yoga, Meditation, Körpererfahrung mit Korrelaten schlichten säkularen Volkssports zu tun, der durch eine Experimenten gegenüber aufgeschlossene bzw. alternative medizinische Praxis gefördert wird? Das ist sicher teilweise zu bedenken, tut aber einer weiterreichenden Erforschung möglicher Konnotationen und Resultate nicht von vornherein Abbruch (vgl. als Diskussionsgrundlage über Interdependenzen zwischen Religion und Sport: ***Gömmel*** 1988/89; ***Weis*** 1995). Wir wissen aber andererseits, daß ein Großteil der hier angesprochenen Systeme selbst bei einem prononciert religiösen Selbstverständnis mit sportlichen Übungen ohnehin eng verknüpft ist. Körpererfahrung wird beispielsweise oft mit einem der Gymnastiksysteme aus Traditionen des chinesischen "Universismus" (***Glasenapp*** 1993) verbunden. Naheliegend ist dabei der Übergang zu einer der vielen populär gewordenen Selbstverteidigungssportarten, die größtenteils ebenfalls im Kontext eines solchen Universismus stehen. Die meisten gymnastischen oder kampftechnischen Systeme Asiens integrieren regelmäßig meditativ besinnliche Übungen in das Training. Bei den Übungen in körperlicher Ruhe (z.B. bestimmte Yoga-Haltungen oder Mantra-Übungen) wird nicht zuletzt den darin ungewohnten Europäern neben einer Zurückhaltung gegenüber großen Anspannungen auch eine bewegte Ausgleichspraxis empfohlen. Die Dignität derartiger Übungsarten wird den Interessenten in der Regel durch eine klangvolle religiöse oder metaphysische Tradition suggeriert (z.B. durch legendäre Lehrer, Offenbarungen von Göttern, uraltes heiliges Wissen etc.). Eine innerlich ordnende und geistig orientierende Einwirkung kann, wie wir in der abschließenden Diskussion noch einmal durch einen kurzen Auszug aus einem Yoga-Erfahrungsbericht exemplifizieren wollen, auch ohne theistische Bezugnahmen für eine religioide oder religiöse Praxis kennzeichnend sein.

Tabelle2: Multiple Regression zur Erklärung von YOGAF als Freizeitaktivität (eigene Berechnungen mit ALLBUS 1998 für Gesamtdeutschland unter Verwendung eines personenbezogenen Ost-West-Gewichts; alpha = .10 für den Einschluß in die Regression; positive Vorzeichen bedeuten häufigeres YOGAF)

	r	b	beta	t	p
Erhebungsgebiet: Ost-West-Split	.04	-	-	-	-
Ausbildung	.18	-.039	-.06	-2.98	.0029
Alter	-.15	.003	.05	1.91	.0565
Freizeit: Videocassetten anschauen	.15	-	-	-	-
Freizeit: Besuch von Sportveranstaltungen	.21	.039	.03	1.80	.0728
Freizeit: Aktive sportliche Betätigung	.36	.163	.20	9.79	.0000
Freizeit: Kino, Pop-, Jazz-Konzerte, Tanzen	.28	.062	.05	2.26	.0240
Freizeit: Schallplatten, CD's, Cassetten hören	.20	-	-	-	-
Freizeit: Essen- oder Trinkengehen	.18	-	-	-	-
Freizeit: Ausflüge oder kurze Reisen	.20	-	-	-	-
Freizeit: Kunst, musische Tätigkeiten	*.31*	*.113*	*.11*	*5.83*	*.0000*
Freizeit: Klassische Konzerte, Theater, Ausstellungen	*.30*	*.100*	*.07*	*3.44*	*.0006*
Freizeit: Bücher lesen	*.25*	*.062*	*.08*	*4.15*	*.0000*
Freizeit: Computer	.18	-.029	-.04	-1.74	.0827
Freizeit: Internet, Online-Dienste	.17	.044	.04	1.88	.0605
Freizeit: Sich privat weiterbilden	.28	.069	.08	4.03	.0001
Freizeit: Beteiligung an Politik	*.21*	*.145*	*.08*	*4.91*	*.0000*
Freizeit: Ehrenamtliche Tätigkeiten	*.17*	-	-	-	-
Freizeit: Kirchgang und religiöse Veranstaltungen	*.06*	*.082*	*.08*	*4.73*	*.0000*
Freizeit: Besuch Nachbarn, Freunde, Bekannte	.07	-	-	-	-
Freizeit: Besuch Familie, Verwandtschaft	.02	-.041	-.04	-2.16	.0306
Freizeit: Zeitschriften lesen	.11	-	-	-	-
Freizeit: Spazierengehen, wandern	.08	.565	.06	3.46	.0006
Freizeit: Einfach nichts tun, faulenzen	.02	-	-	-	-
Freizeit: Basteln, Reparaturen	.09	-	-	-	-
Freizeit: Gesellschaftsspiele in der Familie	.16	-	-	-	-
Musik: Volksmusik hören	-.15	-	-	-	-
Musik: Deutsche Schlagermusik hören	-.10	-	-	-	-
Musik: Pop- und Rockmusik hören	.20	.040	.05	2.32	.0204
Musik: Klassische Musik hören	.21	-	-	-	-
Musik: Jazz hören	.24	.052	.06	3.23	.0013
Links-Rechts-Selbsteinstufung	-.06	-.038	-.06	-3.48	.0005
Sorge um: Schutz der Umwelt	.13	.096	.06	3.44	.0006
Regressionskonstante		.259		1.19	.2340
	R = .49	R^2 = .24			

Die kursiv hervorgehobenen Indikatoren der Hauptkomponente "gehobene Kultur" waren bereits in der PCA (Schaubild 1) mit YOGAF in Verbindung gebracht worden und stehen dementsprechend alle in einer nennenswerten positiven Relation zu YOGAF. Der Eindruck eines allein oberflächlich esoterischen Spaßmilieus oder einer ohne weitere Ambitionen vermittelten Körperpflegemode wird dadurch nicht gestützt. In die gleiche Richtung gehen die Ergebnisse für die Items des Faktors Computerbeschäftigung und private Weiterbildung, was die bivariaten r-Werte betrifft. Multivariat ist allerdings primär das beta von .08 bei privater Weiterbildung hervorzuheben. Die multivariaten Effekte von Computerbeschäftigung an sich und die Internetaktivitäten weisen in diesem Modell trotz hoher wechselseitiger Interkorrelation Effekte mit gegensätzlichen Vorzeichen auf und stellen hier wesentlich ein Schätzartefakt dar. Zusätzliche Regressionen mit ausschließlich alternativer Aufnahme eines der beiden Computeritems zeigen deren statistische Irrelevanz im multivariaten Modell. Die weiteren Koeffizientengrößen bis hin zum multiplen R werden von dieser Besonderheit allerdings kaum tangiert. Die folgenden, wiederum kursiv hervorgehobenen Items gehören zu der Hauptkomponente, welche bürgerliches und kirchlich-religiöses Interesse (KIRREF) kennzeichnet. Politisches und ehrenamtliches Engagement stehen den YOGAF Praktizierenden oft gar nicht so fern, wie es beispielsweise die landläufigen Vorstellungen vom Typus eines in indische Mystik abgeglittenen Europäers suggerieren mögen. Schließlich ist es aber für unsere Themenstellung interessant, daß auch KIRREF in einem multivariat signifikanten positiven Zusammenhang mit YOGAF steht. Es gibt unter den häufig an christlich-kirchlichen Riten Partizipierenden eine kleine, aber statistisch relevante Gruppe, die zu den meditativen Praktiken neigt.

Die in Tabelle 2 noch folgenden Indikatoren für Freizeitgestaltung haben sich bereits in der Hauptkomponentenanalyse (Schaubild 1) lediglich weniger bedeutenden Faktoren zuordnen lassen und sollen hier nicht weiter en detail diskutiert werden, der moderate Effekt von Spazierengehen und Wandern (r=.08, beta=.06) unterstreicht vielleicht die Relevanz von sportlicher (aerober) Aktivität, doch ist die Bedeutung dieser weit verbreiteten Freizeitbeschäftigung (Schaubild 2) bei der Beschreibung von KIRREF ähnlich (r=.13, beta=.06; Tabelle 3).

Sehr viel prägnanter aber ist nach Tabelle 2 die Ergebnislage bezüglich der *Musikpräferenzen.* Auch Musik hat zumeist unter anderem einen Reiz darin, die Zuhörenden mit einer kompositorischen Ordnung in Kontakt zu bringen, die ihnen allerdings oft sehr viel weniger bewußt wird als beispielsweise einem technisch versierten Interpreten. Zahlreiche Beispiele aus den Bereichen Religiosität, Militär, Politik, Sport etc. sprechen für diese einstimmenden Effekte von Musik. Deutsche Schlagermusik und weite Bereiche der Volksmusik sind im Sinne von ***Schulze*** (1992: 163) dem gemütlich antiexzentrischen *"Trivialschema"* zuzuordnen. Daneben nennt der Autor als typische Erkennungszeichen Fernsehquiz und Arztroman sowie Harmonie als Lebensphilosophie dieses alltagsästhetischen

Schemas.[7] Die Frage nach Pop- und Rockmusik zielt bei Schulze am ehesten auf das *"Spannungsschema"*, das sich mit einer antikonventionellen Actionorientierung und Narzißmus als Lebensphilosophie präsentieren soll. Mit den Kennzeichen Thriller und Ausgehen (in Kneipe, Discos, Kinos usw.) besteht eine Nähe zu unserem bereits beschriebenen Spaßdesign-Faktor: Medien, Konsum, Sport (Schaubild 1). Auch die in Schaubild 1 dargestellte "Hochkulturkomponente" hat eine weitreichende Entsprechung in dem *"Hochkulturschema"* von ***Schulze*** (typische Zeichen; klassische Musik, Museumsbesuch, Lektüre "guter Bücher", Genuß: Kontemplation, Distinktion: antibarbarisch, Lebensphilosophie: Perfektion).

In bezug auf YOGAF performieren die Musikpräferenzen erwartungsgemäß. Den stärksten Zusammenhang weist die Neigung zum Jazz auf (r=.24, beta=.06). Hier ist insbesondere in den freieren Formen des Jazz stets eine Anlehnung an meditative Atmosphäre und spirituelle Philosophien gegeben gewesen. Es folgt mit r=.21 die klassische Musik, eine Präferenz, die multivariat aber bereits durch die im Modell enthaltene Freizeitaktivität "Klassische Konzerte, Oper etc." (r=.30, beta=.07) abgedeckt wird. Auch "Pop- und Rockmusik" steht noch in einem moderat positiven Verhältnis zu YOGAF, doch deutsche Schlagermusik und Volksmusik haben gemäß ***Schulze*** erwartungsgemäß eher negative bzw. statistisch irrelevante Koeffizienten.

Abschließend werden kurz zwei Indikatoren aus dem politischen Spektrum angesprochen. Es handelt sich einerseits um die *politische Basisideologie*, welche sich in dem grundlegenden Links-Rechts-Schema ausdrücken läßt (vgl. ***Terwey*** 1992, 2000, 2000a) und die Sorge um den Schutz der Umwelt.[8] Personen mit einer Rechts-Position im politischen Basisspektrum tendieren eher zu seltenerem YOGAF (r=-.06, beta=-.06), obgleich es durchaus denkbar ist, daß derartige Praktiken auch in einem rechtskonservativen Milieu Anklang finden. Viele der berühmten oder gar berüchtigten Proponenten einer durch Yoga u.ä. geförderten humanen Entwicklung haben für sich oder andere eine Autoritätsorientierung vertreten, etwa im Sinne einer Hierokratie, die nicht einer Emanzipation im Sinne der politischen "Linken" entspricht.

---

7 Aus Platzgründen müssen bei unserer Analyse einige weitere Indikatoren des Freizeitverhaltens ausgeklammert bleiben (z.B. Fernsehen, Sexualität). Ergänzende Untersuchungen deuten darauf hin, daß YOGAF, bivariat analysiert, bei steigender Fernsehdauer moderat abnimmt (r=- .13). Bei KIRREF ist der Zusammenhang mit Fernsehdauer gleichgerichtet, nur nochmals um einiges schwächer (r=-.05).

8 Die Links-Rechts-Selbsteinstufung wurde mit einer 10-stufigen Skala (10 entspricht rechts) ermittelt (V175 im ALLBUS 1998). Die Sorge um den Schutz der Umwelt (V180) liegt hier nur mit einer dreistufigen Skala vor, die im Interesse einer intuitiven Interpretation umgedreht wurde: (3) Große Sorgen, (2) einige Sorgen, (1) keine Sorgen. Bei einer differenzierteren Messung könnten sich vielleicht höhere Koeffizienten erzielen lassen.

Sorge um die Umwelt kann im Bereich der Weltanschauungen mit Pantheismus oder Panentheismus (***Glasenapp*** 1993; ***Terwey*** 1996) verknüpft werden, Lehren, die das Göttliche ganz oder teilweise mit der Natur gleichsetzen. In der dominanten christlichen Tradition ist solcherlei Allgottlehre gegenüber der anthropozentrischen Genesis-Exegese und der theistischen Transzendenzvorstellung vielfach in den Hintergrund getreten (vgl. auch die von ***White*** 1967 ausgelöste Debatte unter Religionssoziologen). Eine Vorliebe für universistische oder pan(en)theistische Weltanschauungen, die sich nicht zuletzt in östlichen Ideen finden lassen, dürfte sich oft in einem Ambiente zeigen lassen, in dem ökologische Probleme thematisiert werden. Trotz recht einfacher Messung der Einstellung zum Umwelt-Issue weist der resultierende Koeffizient in die erwartete Richtung (r=.13, beta=.06), obgleich etwa mit Alter und Ausbildung bereits andere wichtige Determinanten einer "grünen" Ideologie multivariat kontrolliert worden sind.

Tabelle 3 zeigt für KIRREF, daß unter den demographischen Kontrollvariablen der Ost-West-Split eine herausragende Stellung einnimmt, der sich beim Übergang vom bivariaten zum multivariaten Modell kaum verringert (r=.24, beta=.23). Ausbildung und Alter gehören zu den am häufigsten postulierten Erklärungen unterschiedlicher christlicher Religiosität. Die Vorzeichen weisen jeweils in die erwartete Richtung, die Effektstärken halten sich mit r=-.10 und beta=-.04 für Ausbildung sowie einem ausschließlichem bivariaten Zusammenhang für Alter (.22) in Grenzen. Immerhin muß man einräumen, daß die nur fünfstufige Messung von Freizeitaktivitäten in der Regel keine sehr großen Koeffizienten erwarten läßt.

Die vergleichsweise zahlreichen Indikatoren aus dem Komponentenbereich: Medien, Konsum, Sport weisen alle eher auf eine geringere KIRREF-Häufigkeit hin. Es ist im Vergleich nicht etwa eine asketische YOGAF-Gruppe, sondern eher die traditionell christliche Majorität, welche solcher Spaß-Orientierung zurückhaltender gegenüber steht. Die gegenwärtige Einführung östlichen Gedankenguts in den westlichen Kulturkreis führt nach ***Sachau*** (1996) weniger zu einer asketischen Absage an das zyklisch leidvolle Treiben dieser Welt, sondern eher zu der Vorstellung einer hedonistischen oder Höherentwicklung (Spirale). Man betreibt eine Meditation oder glaubt an die eigene Reinkarnation, um zu Glück und eigentlicher Individualität zu gelangen, und knüpft damit auch an westliche Bildungsvorstellungen des Humanismus oder Transhumanismus (***Maslow*** 1996; ***Terwey*** 1997) an.

Die folgenden, in Tabelle 3 wiederum kursiv ausgedruckten Indikatoren der Hochkultur-Komponente (Kunst, Klassik, Bücher, YOGAF u.ä.) stehen jeweils nur in einem moderaten, positiven Zusammenhang mit KIRREF - auf die multivariat geringfügig deutlicher gewordene Affinität zwischen KIRREF und YOGAF wurde bereits bei der Diskussion von Tabelle 2 hingewiesen. Im Bereich der nachfolgenden Hauptkomponente mit den Bereichen Computer, Online-Dienste und private Weiterbildung (vgl. die PCA in Schaubild 1) deuten sich negative Beziehungen wenigstens bivariat in den r-Werten an.

Tabelle 3: Multiple Regression zur Erklärung von KIRREF als Freizeitaktivität (eigene Berechnungen mit ALLBUS 1998 für Gesamtdeutschland unter Verwendung eines personenbezogenen Ost-West-Gewichts; alpha = .10 für den Einschluß in die Regression; positive Vorzeichen bedeuten häufigeres KIRREF)

	r	b	beta	t	p
Erhebungsgebiet: Ost-West-Split	.24	.620	.23	13.54	.0000
Ausbildung	-.10	-.023	-.04	-1.89	.0587
Alter	.22	-	-	-	-
Freizeit: Videocassetten anschauen	-.16	-.057	-.06	-3.39	.0010
Freizeit: Besuch von Sportveranstaltungen	-.04	-	-	-	-
Freizeit: Aktive sportliche Betätigung	-.09	-.051	-.06	-3.21	.0013
Freizeit: Kino, Pop-, Jazz-Konzerte, Tanzen	-.16	-	-	-	-
Freizeit: Schallplatten, CD's, Cassetten hören	-.15	-	-	-	-
Freizeit: Essen- oder Trinkengehen	-.10	-.093	-.08	-4.64	.0000
Freizeit: Ausflüge oder kurze Reisen	-.03	-	-	-	-
Freizeit: Kunst, musische Tätigkeiten	*.07*	*.082*	*.08*	*4.32*	*.0000*
Freizeit: Klassische Konzerte, Theater, Ausstellungen	*.03*	-	-	-	-
Freizeit: Yoga, Meditation, Körpererfahrung	*.06*	*.082*	*.08*	*4.56*	*.0000*
Freizeit: Bücher lesen	*.03*	-	-	-	-
Freizeit: Computer	-.09	-	-	-	-
Freizeit: Internet, Online-Dienste	-.06	-	-	-	-
Freizeit: Sich privat weiterbilden	-.09	-	-	-	-
Freizeit: Beteiligung an Politik	*.09*	*.094*	*.06*	*3.10*	*.0019*
Freizeit: Ehrenamtliche Tätigkeiten	*.17*	*.142*	*.13*	*7.21*	*.0000*
Freizeit: Besuch Nachbarn, Freunde, Bekannte	.02	-	-	-	-
Freizeit: Besuch Familie, Verwandtschaft	.14	.109	.09	5.71	.0000
Freizeit: Zeitschriften lesen	-.03	-	-	-	-
Freizeit: Spazierengehen, wandern	.13	.061	.06	3.76	.0002
Freizeit: Einfach nichts tun, faulenzen	.02	-	-	-	-
Freizeit: Basteln, Reparaturen	.05	-	-	-	-
Freizeit: Gesellschaftsspiele in der Familie	.02	-	-	-	-
Musik: Volksmusik hören	.24	.088	.12	5.76	.0000
Musik: Deutsche Schlagermusik hören	.06	-	-	-	-
Musik: Pop- und Rockmusik hören	-.23	-.062	-.08	-3.87	.0001
Musik: Klassische Musik hören	.07	.037	.05	2.37	.0176
Musik: Jazz hören	-.07	-.032	-.04	-1.89	.0593
Links-Rechts-Selbsteinstufung	.19	.087	.13	8.05	.0000
Sorge um: Schutz der Umwelt	-.04	-.060	-.04	-2.14	.0318
Regressionskonstante		2.146		10.64	.0000
	R = .47	R^2 = .22			

Aus der Hauptkomponentenanalyse ließ sich ferner bereits eine positive Beziehung zwischen KIRREF und politischer oder ehrenamtlicher Freizeitbeschäftigung ablesen. Dies gilt gemäß den Regressionsschätzungen in Tabelle 3 insbesondere für die ehrenamtlichen Tätigkeiten (r=.17, beta=.13), welche allerdings auch oft in Kirchengemeinden und großen kirchennahen Organisationen angesiedelt sind (z.B. Caritas, Diakonisches Werk). Unter den restlich verbleibenden Freizeitbeschäftigungen sind es offenbar die gemeinschaftlich bedeutsamen Besuche in der Verwandtschaft, nicht aber die familiär weniger gemeinschaftlichen Besuche bei Bekannten oder Nachbarn, welche in Verbindung mit KIRREF stehen.

Bei den Musikpräferenzen kommt im Sinne schlichter Erwartungen über alltagsästhetische Schemata eine deutliche Verbindung zwischen KIRREF und Geschmack an Volksmusik zum tragen (r=.24, beta=.12). Wenn im Harmoniemilieu und Integrationsmilieu nach ***Schulze*** die Neigung zu trivialer Musik sich in einer Präferenz von Volksmusik niederschlägt und in beiden Milieus traditionelle Religiosität kennzeichnend ist, kann diese Verbindung mit KIRREF ebensowenig verwundern wie die Distanzierungstendenz zur Pop- und Rockmusik (r=-.23, beta=-.08), welche eher in Subkulturen des alltagsästhetischen Spannungsschemas nachgefragt ist. Dieser Effekt für Pop und Rock ist sogar noch größer als der für Jazz (r=-.07, beta=-.04).

Wir haben gesehen, daß trotz der schwachen positiven Beziehung zwischen KIRREF und YOGAF, welche in mancher Hinsicht auf dem Verhalten einer kleineren Gruppe regelmäßig religiös praktizierender Menschen beruht, die Prädiktoren bezüglich KIRREF und YOGAF vielfach gerade in entgegengesetzte Richtungen weisen. Das gilt auch für die beiden verbleibenden Items aus dem politischen Bereich. Einer der stärksten Effekte auf KIRREF ist bei der Links-Rechts-Selbsteinstufung festzustellen (r=.19, beta=.13). Personen mit einer Links-Orientierung neigen dazu, die Transzendenz in innerweltliche Bereiche - insbesondere Politik und Ökonomie (***Terwey*** 2000) - zu verlagern und sich theistischer Religiosität zu entfernen. Die Sorge um den Schutz der Umwelt hat sich unter den an traditionell religiöser Freizeitgestaltung Interessierten bisher nur wenig durchsetzen können (r=-.04, beta=-.04), wodurch sich einige gelegentlich geäußerte (Vor-)Urteile (z.B. ***White*** 1967) zu bestätigen scheinen.

Ergänzung

Die allgemeinen Analysen von 24 Indikatoren zum Freizeitverhalten haben ein relativ heterogenes Muster der Antworten ergeben. Dies betrifft einerseits die Interkorrelationen (z.B. Hauptkomponentenanalyse mit immerhin 7 Komponenten im Ergebnis (Schaubild 1)); andererseits unterscheiden sich aber auch schon die schlichten Aktivitätshäufigkeiten stark mit einigen überraschenden Befunden (z.B. die insgesamt geringe Nutzung von

Computern in der Freizeit in Schaubild 2). Wir haben ferner eingangs dargestellt, daß der Begriff "Freizeit" aus verschiedenen Gründen nicht einfach zu bestimmen ist, so daß bei der Beantwortung der Fragen jeweils eine weitreichende Reduktion von Komplexität seitens der Befragten anzunehmen ist. Gegenüber den universelleren gesellschaftlichen Normen scheint Freizeit prima facie die Möglichkeit partikularer persönlicher Gestaltung zu bieten. So kommt ihr eine wichtige Funktion des sozialen Ausgleichs zu, deren Bedeutung wächst, je objektivierender die heteronome Welt umgebender Institutionen in Ökonomie, Politik, Ökologie und Ideologie ist. Der erste Eindruck unserer scheinbar immer mehr an Gewicht gewinnenden Freizeitkultur ist recht positiv: Den einzelnen Personen wird je nach ihrer Konsumstärke und nach ihren Bedürfnissen Gelegenheit gegeben, aus der vermehrten Angebotsvielfalt eine spezifische Auswahl zu treffen. Andererseits bleibt Freizeit zugleich eine Sphäre, in der die Vielfalt der Gesellschaft nochmals unter anderen Vorzeichen erlebt wird, so daß im Erfahren der jeweiligen Gleichheiten und Gegensätze eine weitere Integration in die Gesellschaft erfolgt, welche als solche den Menschen bei ihrem persönlichen Freizeiterleben nicht unbedingt immer bewußt werden muß (vgl. auch ***Scheuch*** 1972, ***Prahl*** 1972, ***Uttitz*** 1985, ***Gluchowski*** 1988). Dabei ist auch eine deutliche Zunahme von Prosumenten-Tätigkeiten (***Toffler*** 1980; ***Opaschowski*** 1996) und Konsumarbeit (***Clausen*** 1988) impliziert, so daß bei näherem Hinsehen eine individuelle Sinnstiftung bisweilen wieder fraglich wird.

Die Sinnsuche ist aber sogar vordergründig dort gegeben, wo es sich um religiöse Aktivitäten oder deren Vorformen handelt. Es besteht auch hier die Chance und zudem gelegentlich ein Zwang zur Häresie, d.h. individuelle Auswahl, die sich dem kirchlichen Mainstream entzieht (***Berger*** 1980). Personen, die sich andererseits noch öfter mit Teilnahme an kirchlich-religiösen Veranstaltungen befassen, scheinen in vieler Hinsicht bezüglich des säkularen Vergnügungsbereichs eine geringfügig abgeschwächte Affinität zu besitzen. Während andererseits Kirche und in diesem Kontext berichtete religiöse Aktivität immer noch im Sinne von ***Durkheim*** (1960) mit bürgerlichem Engagement signifikant verknüpft ist, kann Meditation, Yoga, Selbstverwirklichung etc. durchaus mit einer persönlichen Reduktion der sozialen Solidarität zusammengehen. Die geringe Verbreitung der von den Befragten geäußerten Präferenzen für öffentliche und politische Tätigkeiten muß nicht unbedingt als ein neues Phänomen identizifiziert werden. So berichtet bereits ***Scheuch*** (1972: 25) aus einer derzeit drei Jahre zurückliegenden Repräsentativbefragung, daß selbst in der Wahlkampfzeit die Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten und zumal mit Politik zu den am wenigsten bevorzugten Möglichkeiten gehörte, freie Zeit zu verbringen.

Es sei aber abschließend nochmals betont, daß die unter YOGAF zusammenfassend angesprochenen Freizeitbeschäftigungen keine explizit entwickelte Religiosität wie etwa Christentum oder Islam darstellen. Zwar mag das YOGAF-Item zur Erfassung neuer "esoterischer" Vorformen von Religiosität noch in mancher Hinsicht Wünsche offen lassen, doch

ist es immerhin zu begrüßen, daß überhaupt ein Indikator für diesen offensichtlich sehr bedeutsamen Freizeitsektor in den ALLBUS nach einigem Zögern aufgenommen worden ist. Es sammeln sich in diesem Bereich unterschiedliche Vorformen von religiösen Riten bis hin zu dezidiert bekennenden Gläubigen.

Neben yoga-nahen traditionelleren Einrichtungen mit europäischer Ausstrahlung wie Theosophische Gesellschaft, Anthroposophische Gesellschaft und anderen mehr oder weniger renommierten Assoziationen tummeln sich sehr verschiedene und gelegentlich dubiose Lehrer und Gemeinschaften, die auf verschiedenen Pfaden mit unterschiedlichen Anleihen an klassische Yoga-Schulen agieren (vgl. u.a. ***Eberlein*** 1995, ***Gasper*** et al. 1995, Deutscher Bundestag 1998). Die Vielfalt der traditionellen Quellen und späteren Entwicklungen läßt einen weiten Spielraum an verschiedenen Ordnungen und Bezügen zu. Wenden wir uns einigen Glaubensvorstellungen zu, die nahe am Ursprung des Yoga stehen und die den mit brahmanischem Gedankengut weniger vertrauten u.U. auch einen weiteren Aufschluß über grundsätzliche religiöse Vorstellungen geben. Grundlegend handelt es sich dabei oft um Bezüge zu Bráhma (unmittelbar nicht erkennbares, unpersönliches Universalprinzip, aus dem alles emaniert und in das alles zurückkehrt) und Atman (individuelles Selbst, dessen wesentliche Union mit dem Allwesen, Bráhma, gemäß der alten Upanishaden-Texte erkennbar werden kann: Tat twam asi). Ähnliche, teilweise verschüttete Querverbindungen gibt es auch im westlichen Denken. Wir brauchen dabei gar nicht weiter von diversen mehr oder weniger esoterisch gebliebenen Schulen (z.B. Gnosis oder Mystik) zu sprechen, sondern verweisen wir hier nur kurz auf die deutsche Philosophie des 19. Jahrhunderts (z.B. ***Feuerbach*** 1971) und die humanistische Psychologie von ***Maslow*** und anderen Autoren, welche den Begriff vom sich selbst verwirklichenden Menschen im Unterschied zum außengeleiteten mangelmotivierten Menschen thematisiert.

Heute werden aber in Deutschland traditionelle und scheinbar neue Yoga-Elemente u.a. an Volkshochschulen, im Managementtraining und bei Heilverfahren eingesetzt und vielfach als wertvoll anerkannt. Ferner gehen wir davon aus, daß manche der von warnenden Sektenberatern und Medien beklagten Praktiken nur bei Minoritäten Anklang finden, obgleich Untersuchungen zur Feststellung von verbreiteten, etwas beunruhigenden Okkultismus-Neigungen unter Jugendlichen kommen (vgl. als Einstieg: Deutscher Bundestag 1998; ***Zinser*** 1995).

Abgesehen von den durch die neuen Medien noch breiter gestreuten Informationspotentialen, ist rückblickend an der meditativen Bewegung weniger neues als es vielleicht auf den ersten Blick scheinen mag. Verweisen wir aber kurz zur Illustration von Yoga auf ein Beispiel aus dem frühen 20. Jahrhundert. Bei ***Gustav Meyrink***, der beruflich als Bankier begann und später zum Bestsellerautor wurde, stoßen wir auf einige Erfahrungsberichte. Bleiben wir aber bei der Rezeption des folgenden Auszugs kritisch eingedenk der oben

skizzierten Basiskomponenten (Bráhma, Atman, Panentheismus) in der indischen Weltanschauung. "Yoga heißt auf deutsch soviel wie 'Verbindung' ..." zum Zweck der "Einswerdung des Menschen mit sich selbst. Eine solche Verbindung mit sich selbst ist nämlich durchaus nicht beim Normalmenschen vorhanden. ... Mit nur wenig Beobachtungsgabe könnte jeder feststellen, daß sein Ichbewußtsein nichts weniger ist als einheitlich. ... Die Religionen - auch dieses Wort heißt auf deutsch Verbindung! - hochstehender Völker stellen nicht nur Moralgesetze auf, sondern bezwecken für den, der sie tiefernst nimmt: Vereinigung mit Gott." (***Meyrink*** 1992: 239 f.) Yoga habe mit dem theistisch christlichen Gott aber nichts zu tun. Der Zweck von Yoga sei, daß der Alltagsmensch seines inneren eigentlichen Wesens gewahr werde und mit ihm verschmelze (***Meyrink*** 1992: 296). Ferner weist der Autor nachdrücklich auf leidvolle eigene Erfahrungen bzw. Krankheiten hin, die er infolge einer dreizehnjährigen Partizipation an einer christlich-mystischen Meditationsgemeinschaft erworben habe, sowie seine Trennung von der Theosophischen Gesellschaft und kontrastiert die dort gemachten Erfahrungen mit positiven Heilungserlebnissen durch seine individuelle Yoga-Praxis, yoga-verwandte Gleichgewichtsübungen, gelegentliches Wegdenken von Krankheitssymptomen etc.

Mit Distanz zu einem theistisch personalisierten Gott oder einem pan(en)theistischen Allgott waren Praktizierende wie ***Meyrink***, der übrigens auch längere Zeit über Sport trieb, auf der Suche nach einer inneren Erscheinungsform des Göttlichen, eines mehr oder weniger selten erkennbaren Prinzips "innerer Führung", ohne dabei auf allerlei Annehmlichkeiten des Lebens zu verzichten. Die Ansicht, daß praktizierte östliche Philosophie ursprünglich zu einer Weltentsagung und Kulturpessimismus führen muß, wie es u.a. ***Sachau*** (1996) hervorhebt, ist strittig. Als Beleg wird oft auf Indien mit seinen Asketen und Entsagung propagierenden Texten verwiesen. Freiwilliger strenger Asketismus entspricht aber durchaus nicht dem in Indien überwiegenden Alltagsgeschehen. Selbst die indische Götterwelt umfaßt einige sehr populäre lebensbejahende Gestalten.

Viel Ungewöhnliches bleibt uns aber in den Kulturen Asiens dennoch prüfend wahrzunehmen. Ungewohnte Yoga-Übungen können z.B. infolge von starker Anspannung, wie vielfach belegt, zu körperlichen Beeinträchtigungen führen. Mögliche negative psychische oder geistige Effekte sind selbstverständlich noch schwerer zu objektivieren. Verschiedene prominente Lehrende im weiteren Bereich des Yoga haben vor Praktiken in anderen Meditationsschulen oder Autodidaktik gewarnt, ohne allerdings jedermann von der Dignität der eigenen Empfehlungen zu überzeugen. Es gilt bei vielen östlichen und westlichen Praktiken der Meditation oder Körpererfahrung, aber selbstverständlich auch der Religiosität im traditionelleren Sinne, eine gewisse Zurückhaltung obwalten zu lassen und zu prüfen. Die faktisch in Deutschland gegebenen Querverbindungen zu Freizeitaktivitäten im Bereich Medien-Konsum-Sport und bildungsbürgerlicher "Hochkultur" lassen aber viele YOGAF-Praktiken vorläufig in einem eher beruhigenden Licht erscheinen.

Literatur:

Barz, ***Heiner*** 1994:
Jugend: Replik, in: Soziologische Revue 17: 74 - 76.

Berger, ***Peter L***. 1980:
Der Zwang zur Häresie. Religion in der pluralistischen Gesellschaft, Frankfurt a.M.: Fischer.

Clausen, ***Lars*** 1988:
Produktive Arbeit, destruktive Arbeit. Soziologische Grundlagen, Berlin und New York: Walter de Gruyter.

Deutscher Bundestag 1998:
Endbericht der Enquete-Kommission "Sogenannte Sekten und Psychogruppen", Drucksache 13/10950.

Durkheim, ***Emile*** 1960[4] (1912):
Les formes élémentaires de la vie religieuse, Paris: Presses Universitaires de France.

Eberlein, ***Gerald L***. 1995:
Esoterik, in: ***Gerald L***. ***Eberlein*** (Hg.), Kleines Lexikon der Parawissenschaften, München: C. H. Beck: 49 - 53.

Feuerbach, ***Ludwig*** 1971:
Das Wesen des Christentums, Stuttgart: Reclam.

Gabriel, ***Karl*** 1992:
Christentum zwischen Tradition und Postmoderne, Freiburg, Basel und Wien: Herder.

Gasper, ***Hans***, ***Joachim Müller*** und ***Friederike Valentin*** (Hg.) 1995:
Lexikon der Sekten, Sondergruppen und Weltanschauungen, Freiburg, Basel und Wien: Herder.

Georg, ***Werner*** 1995:
Soziale Lage und Lebensstil - Eine Typologie auf Grundlage repräsentativer Daten, in: Angewandte Sozialforschung 19-1: 107 - 118.

Glasenapp, ***Helmuth*** von 1993:
Die fünf Weltreligionen, München: Heyne.

Gluchowski, ***Peter*** 1988:
Freizeit und Lebensstile. Plädoyer für eine integrierte Analyse von Freizeitstilen, Erkrath: Gesellschaft zur Förderung der Freizeitwissenschaften.

Gömmel, ***Rainer*** 1988/89:
Religion und Ideologie als Leistungsmotivation in Wirtschaft und Sport, in: Angewandte Sozialforschung 15-1/2: 63 - 73.

Hartmann, ***Peter H***. 1999:
Lebensstilforschung, Darstellung, Kritik und Weiterentwicklung, Opladen: Leske + Budrich 1999.

Koch, ***Achim*** 1992:
Religiosität und Kirchlichkeit in Deutschland, in: ***Peter Ph***. ***Mohler*** und ***Wolfgang Bandilla*** (Hg.), Blickpunkt Gesellschaft 2. Einstellungen und Verhalten der Bundesbürger in Ost und West, Opladen: Westdeutscher Verlag: 141 - 155.

Koch, ***Achim***, ***Karin Kurz***, ***Holger Mahr-George*** und ***Martina Wasmer*** 1999:
Konzeption und Durchführung der "Allgemeinen Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften" (ALLBUS) 1998, Mannheim: ZUMA-Arbeitsbericht Nr. 99/02.

Kornhauser, ***William*** 1959:
The Politics of Mass Society, New York: The Free Press.

Maslow, ***Abraham H***. 1996 (1954):
Motivation und Persönlichkeit, Rowohlt: Reinbek bei Hamburg.

Meyrink, ***Gustav*** 1992:
Fledermäuse, Frankfurt a.M. und Berlin: Ullstein.

Nutz, Walter 1999:
Trivialliteratur und Popularkultur, Opladen und Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Opaschowski, ***Horst W***. 1994:
Einführung in die Freizeitwissenschaft, Opladen: Leske + Budrich.

Opaschowski, ***Horst W***. 1996:
Pädagogik der freien Lebenszeit, Opladen: Leske + Budrich.

Pollack, ***Detlef*** und ***Gert Pickel*** 1999:
Individualisierung und religiöser Wandel in der Bundesrepublik Deutschland, in: Zeitschrift für Soziologie 28/6: 465 - 487.

Prahl, Hans-Werner 1977.
Freizeitsoziologie, Entwicklungen - Konzepte - Perspektiven, München: Kösel.

Riesmann, ***David*** 1950:
The Lonely Crowd. A Study of the Changing American Character, New Haven: Yale University Press.

Sachau, ***Rüdiger*** 1996:
Westliche Reinkarnationsvorstellungen, Gütersloh: Chr. Kaiser/Gütersloher Verlagshaus.

Scheuch, ***Erwin K***. 1972:
Die Problematik der Freizeit in der Massengesellschaft, in: ***Erwin K. Scheuch*** und ***Rolf Meyersohn*** (Hg.), Soziologie der Freizeit, Köln: Kiepenheuer & Witsch: 23 - 44.

Schulze, ***Gerhard*** 1992:
Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt a.M., New York,: Campus.

Sommerville, ***C. John*** 1998:
Secular Society/Religious Population, in: Journal for the Scientific Study of Religion 37: 249 - 253.

Spellerberg, ***Annette*** 1995:
Lebensstile und Lebensqualität, in: Angewandte Sozialforschung 19-1: 93 - 106.

Teckenberg, ***Wolfgang*** 2000:
Wer heiratet wen? Sozialstruktur und Partnerwahl, Opladen: Leske + Budrich.

Terwey, ***Michael*** 1992:
Zur aktuellen Situation von Glauben und Kirche im vereinigten Deutschland: Eine Analyse der Basisumfrage 1991, in: ZA-Information 30: 59 - 79.

Terwey, ***Michael*** 1994:
Pluralismus des Glaubens in der Diskussion, in: ZA-Information 35: 110 - 134.

Terwey, ***Michael*** 1995:
Para-Gläubigkeit, in: ***Gerald L. Eberlein*** (Hg.), Kleines Lexikon der Parawissenschaften, München: C. H. Beck: 112 - 117.

Terwey, ***Michael*** 1996:
Religiöse Weltauffassungen, materielle Zufriedenheit und Lernziel "Gehorsam", in: ZA-Information 38: 94 - 117.

Terwey, ***Michael*** 1997:
Weltanschauungen junger Menschen in Ost und West, in: ***Evelyn Brislinger***, ***Brigitte Hausstein*** und ***Eberhard Riedel*** (Hg.), Jugend im Osten, Berlin: trafo verlag: 159 - 194.

Terwey, ***Michael*** 1998:
Glaube an ein Leben nach dem Tod, in: ***Detlef Pollack***, ***Irena Borowik*** und ***Wolfgang Jagodzinski*** (Hg.), Religiöser Wandel in den Ländern Ost- und Mitteleuropas, Würzburg: ERGON: 179 - 203.

Terwey, ***Michael*** 2000:
Kirche und Zukunftsfurcht: Ut sibi sui liberi superstites essent, in: ***Detlef Pollack*** und ***Gert Pickel*** (Hg.), Religiöser und kirchlicher Wandel in Ostdeutschland 1989 - 1999, Opladen: Westdeutscher Verlag: 140 - 164.

Terwey, ***Michael*** 2000a:
Ethnozentrismus in Deutschland: Seine weltanschaulichen Konnotationen im sozialen Kontext, in: ***Richard Alba***, ***Peter Schmidt*** und ***Martina Wasmer*** (Hg.), Blickpunkt Gesellschaft 5. Deutsche und Ausländer: Freunde, Fremde oder Feinde?, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag: 295 - 332.

Toffler, ***Alwin*** 1980:
The Third Wave, New York: ***Willam Morrow*** and Company.

Uttitz, ***Pavel*** 1985:
Freizeitverhalten im Wandel, Erkrath: Deutsche Gesellschaft für Freizeit e.V.

Veblen, ***Thorstein*** 1981:
Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen, München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Weber, ***Max*** 1993 (1904/05):
Die protestantische Ethik und der "Geist" des Kapitalismus, Bodenheim: Neue Wissenschaftliche Bibliothek.

Weis, ***Kurt*** 1995:
Sport und Religion, in: ***Joachim Winkler*** und ***Kurt Weis*** (Hg.), Soziologie des Sports, Opladen: Westdeutscher Verlag: 127 - 150.

White, ***Lynn***, ***Jr***. 1967:
The Historical Roots of Our Ecologic Crisis, in: Science 155: 1203 - 1207.

Wolf, ***Christof*** 1999:
Religiöse Pluralisierung in der Bundesrepublik Deutschland, in: ***Jürgen Friedrichs*** und ***Wolfgang Jagodzinski*** (Hg.), Soziale Integration, Sonderheft 39 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen und Wiesbaden: Westdeutscher Verlag: 320 - 3149.

ZA (Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung) und ZUMA (Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen) 1999:
ALLBUS 1998 (ZA-Studien-Nr. 3000). Codebuch, Köln: Zentralarchiv.

Zinser, ***Hartmut*** 1995:
Okkultismus, in: ***Gerald L. Eberlein*** (Hg.), Kleines Lexikon der Parawissenschaften, München: C. H. Beck: 106 - 112.

Der neue kumulierte ALLBUS 1980-98:

Vorgestellt mit einem Analysebeispiel zur Furcht vor Arbeitslosigkeit und zur Datengewichtung

von Michael Terwey

Kurzbeschreibung des ALLBUS-Projekts

Die "Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften" (ALLBUS) wurde Mitte der siebziger Jahre als gemeinsames Vorhaben von ZUMA und Zentralarchiv konzipiert. Sie dient der Erhebung und Verbreitung sozialwissenschaftlicher Daten für Forschung und Lehre. Im Mittelpunkt des Projekts stehen regelmäßige, repräsentative Surveys mit einem teils konstanten, teils variablen Fragenprogramm, das zentrale Forschungsbereiche der empirischen Sozialforschung abdeckt. Mit der Aufnahme von ALLBUS in die GESIS (Gesellschaft sozialwissenschaftlicher Infrastruktureinrichtungen) entfiel die Notwendigkeit, für jede Erhebung einen erneuten Forschungsantrag zu stellen, und das Gremium der DFG-Antragsteller konnte als wissenschaftlicher Beirat (ALLBUS-Ausschuß) institutionalisiert werden.[1]

Für Konzeption und Durchführung der Umfragen ist in Abstimmung mit dem Ausschuß die ALLBUS-Abteilung des Zentrums für Umfragen, Methoden und Analysen (ZUMA; Mannheim) zuständig.[2] Hervorzuheben ist ferner, daß darüber hinaus eine Vielzahl weiterer Wissenschaftler durch Fragenvorschläge und Kritik zur Gestaltung des Programms beigetragen hat.

Die Archivierung und Weitergabe der ALLBUS-Daten und ihre Dokumentation betreut das Zentralarchiv. Neben dem herkömmlichen Angebot *gebundener Codebücher* (Preis pro

1 Diesem *ALLBUS-Ausschuß* gehörten im März 2000 folgende Personen an: ***Hans-Jürgen Andreß*** (Bielefeld), ***Jutta Allmendinger*** (München), ***Wilhelm Bürklin*** (Potsdam), ***Marie Luise Kiefer*** (Wien), ***Walter Müller*** (Mannheim, Vorsitz), ***Karl Dieter Opp*** (Leipzig), ***Erwin K. Scheuch*** (Köln). Frühere Mitglieder im ALLBUS-Ausschuß bzw. DFG-Antragsteller vor GESIS-Gründung waren: ***Klaus Allerbeck*** (Frankfurt), ***M. Rainer Lepsius*** (Heidelberg), ***Karl Ulrich Mayer*** (Berlin), ***Franz Urban Pappi*** (Kiel und Mannheim), ***Rolf Ziegler*** (München).

2 Ansprechpartner ***Achim Koch*** (Tel.: 0621/1246-280; Fax: 0621/1246-100; e-mail: allbus@zuma-mannheim.de), ***Michael Blohm*** (0621/1246-276) und ***Martina Wasmer*** (0621/1246-273).

Exemplar 75 DM) wird gegenwärtig vorwiegend das ALLBUS-Komplettangebot auf *CD-ROM* zum Sonderpreis von 50 DM nachgefragt (SPSS-Daten, ASCII-Codebücher, PDF-Methodenberichte für die Jahre 1980-98).

Neu ist: Codebuch-Files und Daten von ALLBUS 1994 und ALLBUS 1996 können gegenwärtig aus dem Internet kostenlos heruntergeladen werden. Durch dieses Angebot kann nun weltweit für zahlreiche Forschungsfragen und Ausbildungsveranstaltungen unverzüglich ALLBUS-Material von Forschenden, Dozenten oder Auszubildenden abgerufen werden. Fragenvolltexte und Randverteilungen sind ferner im Internet auf einfache Weise recherchierbar. Sie finden diese und andere ALLBUS-Angebote ausgehend von den Startpages:
http://www.zuma-mannheim.de/data/allbus/index.htm
http://www.za.uni-koeln.de/data/allbus/index.htm

Ergänzende Informationen über Art und Umfang des verfügbaren ALLBUS-Studienmaterials, aktuelle Gebühren etc. können beim Zentralarchiv eingeholt werden (Tel.: 0221/47694-22; Fax: 0221/47694-44; e-mail: terwey@za.uni-koeln.de).

Der kumulierte ALLBUS 1980-98

Ein wichtiger Bestandteil im ALLBUS-Programm ist die *Kumulation verschiedener ALLBUS-Einzelerhebungen*. Diese Kumulation (ZA-Studien-Nr. 1795) wird seitens des Zentralarchivs als eigenständiger Datensatz erstellt, dokumentiert und vertrieben. In ihr sind alle ALLBUS-Variablen aus den Erhebungen 1980-98 enthalten, die im bisherigen Umfrageprogramm zu wenigstens zwei Zeitpunkten erhoben worden sind. Die Daten dieses bedeutenden Beitrags zur gesellschaftlichen Dauerbeobachtung werden so überarbeitet, daß erhebungsspezifische Besonderheiten angeglichen bzw. dokumentiert werden, ohne daß ursprünglich vorhandene Information verloren geht. In vielen Fällen werden unterschiedliche Fragenkontexte aus den ALLBUS-Einzelerhebungen zusätzlich kurz zusammenfassend dargestellt. Die Ausgangsdatenlage bleibt ansonsten weitmöglichst erhalten. Alle daraufhin in der ALLBUS-Kumulation resultierenden Zeitreihen erfordern von den Anwendern in der Regel keine eigenen Anpassungsarbeiten mehr. Die Daten sind vor Ort unmittelbar auf einfache Weise auswertbar. Zumeist besteht kein Bedarf nach weiteren Zusammenfassungen oder Standardisierungen - es sei denn, daß bei einer besonderen Fragestellung weitere Recodierungen erforderlich sind, die nicht allgemein gelten sollen (z.B. wegen zu geringer Besetzungshäufigkeiten in spezifischen Kategorienkombinationen bei multivariaten Analysen).

Der nun neu vorliegende kumulierte ALLBUS 1980-98 enthält Daten aus den elf bisher abgeschlossenen ALLBUS-Erhebungen mit insgesamt 34.956 Befragten und 846 Variablen.

Auszug aus der Studienbeschreibung zum kumulierten ALLBUS 1980-98

Erhebungszeiträume:

1980: Januar 1980 bis Februar 1980
1982: Februar 1982 bis Mai 1982
1984: März 1984 bis Juni 1984
1986: März 1986 bis Mai 1986
1988: April 1988 bis Juli 1988
1990: März 1990 bis Mai 1990
1991: Mai 1991 bis Juli 1991
1992: Mai 1992 bis Juni 1992
1994: Februar 1994 bis Mai 1994
1996: März 1996 bis Juni 1996
1998: März 1998 bis Juli 1998

Inhalt:

1.) *Wirtschaft:* Beurteilung der aktuellen und zukünftigen Wirtschaftslage in der Bundesrepublik, im eigenen Bundesland und der eigenen Wirtschaftslage.

2.) *Politische Einstellungen und Partizipation:* Zufriedenheit mit der Bundesregierung, der Landesregierung, der deutschen Demokratie, mit dem Funktionieren des politischen Systems; Selbsteinstufung auf einem Links-Rechts-Kontinuum; Politikinteresse; Parteineigung; Wahlabsicht; Wahlbeteiligung bei der letzten Bundestagswahl; Wahlrückerinnerungsfrage; Sympathie-Skalometer für die CDU, CSU, SPD, FDP, Republikaner, NPD, PDS, DKP sowie Bündnis 90 / Die Grünen; politische Partizipation; Einstellung zur Kernenergie, zur Todesstrafe für Terroristen, zur Privatisierung öffentlicher Betriebe, zur Freigabe von Abtreibung; Demokratie-Skala; Postmaterialismus.

3.) *Deutsche Vereinigung:* Einstellung zur Forderung nach mehr Opferbereitschaft im Westen und mehr Geduld im Osten; durch Wiedervereinigung mehr Vorteile für den Osten oder für den Westen; Zukunft im Osten hängt von Leistungsbereitschaft der Ostdeutschen ab; wechselseitige Fremdheit der Bürger; Leistungsdruck in den neuen Bundesländern; Einstellung zum Umgang mit Stasi-Vergangenheit von Einzelpersonen; Einschätzung des Sozialismus als Idee.

4.) Soziale Ungleichheit und Wohlfahrtsstaat: Gerechter Anteil am Lebensstandard; Selbsteinschätzung der Schichtzugehörigkeit und Einstufung auf einer Oben-Unten-Skala; Beurteilung des bisherigen Berufserfolgs, Vergleich mit Berufsposition des Vaters und berufliche Erwartung für die Zukunft; perzipierte Stärke von Konflikten zwischen gesellschaftlichen Gruppen; Einstellungen zum deutschen Wirtschaftssystem und Beurteilungen von wohlfahrtsstaatlichen Maßnahmen (Skala); Einschätzung gleicher Ausbildungschancen für alle; Voraussetzungen für den Erfolg in der Gesellschaft; Einkommensunterschiede als Leistungsanreiz; Akzeptanz von sozialen Unterschieden; Bewertung der eigenen sozialen Sicherung; Haltung zur Ausweitung oder Kürzung von Sozialleistungen; Einstellung zu einer Kürzung des Verteidigungsetats; perzipierte Haltung der Bundesregierung in solchen Fragen.

5.) Vertrauen in öffentliche Einrichtungen und Organisationen: Gesundheitswesen, Bundesverfassungsgericht, Bundestag, Gemeindeverwaltung, Bundeswehr, Kirche, Justiz, Fernsehen, Zeitungswesen, Hochschulen, Bundesregierung, Gewerkschaften, Polizei, Arbeitsämter, Rentenversicherung, Arbeitgeberverbände.

6.) *Nationalstolz:* Stolz auf deutsche Einrichtungen und deutsche Leistungen; Stolz, Deutscher zu sein.

7.) Immigranten: Haltungen zum Zuzug von Aussiedlern aus Osteuropa, Asylsuchenden, EU-Arbeitnehmern und Nicht-EU-Arbeitnehmern; Einstellungen zu Gastarbeitern oder in Deutschland lebenden Ausländern (Skala); Kontakte zu Gastarbeitern (in Deutschland lebenden Ausländern) im Privatleben, am Arbeitsplatz und in der Nachbarschaft; perzipierte Stärke des Konflikts zwischen Gastarbeitern und Deutschen.

8.) *Einstellungen im Familienbereich:* Familie als Glücksvoraussetzung; Heirat bei dauernder Partnerschaft; ideale Kinderzahl; Einstellung zur Berufstätigkeit von Frauen und Müttern; Wichtigkeit von Erziehungszielen; wichtigste Erziehungsziele der Schule; Einstufung der Wichtigkeit ausgewählter Lernziele für ein Kind; gewünschte Eigenschaften von Kindern; Wichtigkeit der Familie.

9.) *Abtreibung:* Abtreibung bei gesundheitlichen Gefährdungen von Mutter oder Kind; Abtreibung nach Vergewaltigung, bei sozialer Notlage oder bei ledigen Frauen ohne Heiratswunsch; völlige Freigabe von Abtreibung.

10.) Fragen zum Thema AIDS: Kenntnis der Krankheit AIDS; wahrgenommene Berichte in den Medien; Einstellung zu höheren Krankenversicherungsbeiträgen für HIV-Infizierte; Einstellung zur Entlassung infizierter Arbeitnehmer und zu einem Einreiseverbot für HIV-Infizierte Ausländer; Einstellung zu einer zentralen Meldepflicht; Sorge um eine eigene HIV-Infektion; eigene Schutzmaßnahmen und Verhaltensänderungen; HIV-Infizierte im Bekanntenkreis.

11.) Wichtigkeit von verschiedenen Lebensbereichen und ausgewählten Berufsmerkmalen.

12.) *Religiosität und Kirchlichkeit:* Gottesglaube und Lebenssinn; Religiosität (Skalometer); Kirchenmitgliedschaft; frühere Konfession; kirchliche Beerdigung; kirchliche Trauung; Taufe der Kinder; Kirchgangs- und Gebetshäufigkeit.

13.) Umwelt: Perzeption allgemeiner Umweltbelastungen und persönlich empfundene Umweltbelastungen.

14.) *Behörden:* Beurteilung der Leistungen von Behörden und deren Verhalten gegenüber Bürgern.

15.) *Sonstiges:* Anomia (Skala); Kriminalitätsfurcht; Furcht vor Verlust des Arbeitsplatzes bzw. der betrieblichen Existenz.

16.) *Demographie:* Angaben zum Befragten: Alter; Geschlecht; Konfession; Kirchgangshäufigkeit; Schulbesuch; Ausbildung; Führerscheinbesitz; gegenwärtige und ehemalige Erwerbstätigkeit; erster Beruf der befragten Person; Branche; Arbeitswegdauer; berufliche Aufsichtsfunktion; Datum des Ausscheidens aus dem Erwerbsleben; Arbeitsstunden; Betriebsgröße; Aufgabe oder Unterbrechung der Erwerbstätigkeit; Arbeitslosigkeit; Wunsch nach Arbeit; vorwiegender Lebensunterhalt; Einkommen; Alter beim Verlassen des Elternhauses; Telefonbesitz; Familienstand des Befragten.

Ehebiographie und demographische Merkmale des Ehepartners; Angaben über nicht-ehelichen Lebenspartner; Ausbildung der Eltern und Beruf des Vaters.

Fragen zu Herkunft und Staatsangehörigkeit; Übersiedlung nach Ost- oder Westdeutschland; Interesse an einer Übersiedlung in den Ost- bzw. Westteil oder einer Auswanderung in ein anderes Land der Europäischen Gemeinschaft; Aufenthaltsdauer in der Bundesrepublik, im Bundesland, am Wohnort; Wohnungstyp.

Angaben über Haushaltszusammensetzung, Haushaltspersonen, Haushaltsgröße; Haushaltseinkommen und Kinder der Befragten.

Alter, Geschlecht, Parteipräferenz und Berufsposition von Freunden des Befragten; Verwandtschaft der Freunde mit dem Befragten.

Mitgliedschaften des Befragten in verschiedenen Berufsverbänden, Parteien, religiösen Organisationen, Bürgerinitiativen, Verbänden und Vereinen.

Zusätzlich vercodet wurde: Bundesland; Regierungsbezirk und Gemeindegröße.

17.) *Angaben zum Interview:* Interviewergeschlecht; Intervieweralter; Schulabschluß der Interviewer; Interviewdatum; Interviewbeginn und -ende; Interviewdauer; Anwesenheit des Befragten zu Hause während der letzten Wochentage; Anwesenheit Dritter beim Interview; Anwesenheit des Ehepartners, Partners oder von Kindern beim Interview; Anwesenheit weiterer Familienangehöriger beim Interview; Eingriffe Dritter in den Interviewverlauf; Kooperationsbereitschaft und Zuverlässigkeit der Angaben des Befragten.

18.) *Abgeleitete Indices:* Postmaterialismus-Index (nach ***Inglehart***); Familientypologie, Haushaltsklassifikationen (nach ***Porst*** und ***Funk***); Berufsvercodung gemäß ISCO 1968 und ISCO 1988, Berufsprestige (nach ***Treiman***); Magnitudeprestige (nach ***Wegener***); Einordnungsberufe (nach ***Pappi*** und ***Terwey***); Klassenlagen (nach ***Goldthorpe***), Transformationsgewicht, Ost-West-Gewichte für gesamtdeutsche Auswertungen.

Eine exemplarische Analyse zur Furcht vor Arbeitslosigkeit

Nachfolgend soll ein inhaltliches Beispiel zur Verwendbarkeit der ALLBUS-Zeitreihen gegeben werden, wobei für "Newcomer" einige wichtige Details aus dem Bereich "Was man wissen sollte" dargestellt werden. Inhaltlich nehmen wir ein Item aus dem Bereich der "Zukunftsfurcht". Ein als besonders gravierend empfundenes Gegenwartsproblem in Deutschland ist die Arbeitslosigkeit. Neben zur Zeit ca. 4 Millionen unmittelbar betroffenen Personen sind es auch Familienangehörige, die materielle und immaterielle Beeinträchtigungen erfahren. Zusätzlich sind aber noch weitere Kreise von der Furcht vor Arbeitslosigkeit und anderen indirekten Auswirkungen dieser Arbeitsmarktprobleme tangiert (vgl. auch ALLBUS-Analyse zur Verteilung von Arbeitslosigkeitsdauer und wirtschaftlichen Betroffenheiten in: ***Terwey*** 1987, 1990, 2000). Im ALLBUS-Programm wurde an hauptberuflich abhängig Beschäftigte die Frage gerichtet, ob sie befürchten, in naher Zukunft arbeitslos zu werden oder ihre Stelle wechseln zu müssen. Der folgende Codebuchauszug (V365) aus der neuen ALLBUS-Kumulationsdokumentation enthält eine Basisdarstellung von Daten aus den sechs bisherigen Erhebungen mit dieser Frage.[3]

Die Darstellung im Codebuchauszug beginnt mit der Wiedergabe des vollen Fragetextes und ergänzender Archivkommentare (z.B. kurze Hinweise zur Filterführung bzw. zur Gruppe der bei Filtern jeweils nicht Befragten). Die Gesamthäufigkeiten rechts von den Antworttexten stellen die *ungewichteten* Gesamthäufigkeiten im Kumulationsdatensatz dar und sind infolge von unterschiedlichen Größen der jahrgangsspezifischen Stichproben und Oversamples in den neuen Bundesländern inhaltlich nicht ohne weiteres zu interpretieren.[4]

3 Selbständige wurden alternativ befragt, ob sie befürchten, ihre berufliche Existenz zu verlieren (V366 in der ALLBUS-Kumulation 1980-98).

4 Die unabhängig voneinander gezogenen ALLBUS-Samples umfaßten bis einschließlich 1990 ca. 3000 Befragte und liegen damit in ihren Umfängen über den sonst in der Umfrageforschung oft üblichen Stichproben von 1000 bis 2000 Personen. Bei entsprechend größeren Fallzahlen sind aber noch feinere Unterteilungen bzw. verläßlichere Schätzungen für kleinere Untergruppen möglich. Von besonderem Stellenwert für viele Untersuchungen ist die nach der deutschen Vereinigung möglich gewordene Einbeziehung der neuen Bundesländer in die ALLBUS-Stichproben ab dem Jahr 1991. Um für Analysen der ostdeutschen Teilstich-

V365 FURCHT: STELLUNGSVERLUST, ARBEITNEHMER

Position: 475 FW1: 0
Länge: 1 FW2: 7

(Falls Befragter hauptberuflich abhängig erwerbstätig ist)

Befürchten Sie, in naher Zukunft arbeitslos zu werden
oder Ihre Stelle wechseln zu müssen?

		Ungewichtet Abs.	%	% N= 8966
1.	Nein	7040	20.14	78.52
2.	Ja, befürchte, arbeitslos zu werden	1322	3.78	14.74
3.	Ja, befürchte, Stelle wechseln zu müssen	604	1.73	6.74
7.	Verweigert	1	0.00	.
8.	Weiß nicht	1	0.00	.
9.	Keine Angabe	323	0.92	.
0.	Nicht hauptberuflich erwerbstätig, nicht abhängig erwerbstätig (Code 0, 10 bis 30, 49 in V356), nicht erhoben 1982-1990	25665	73.42	.
		34956	100.00	100.00

	80-W	91-W	91-O	92-W	92-O	94-W	94-O	96-W	96-O	98-W	98-O
1	92.8	93.8	47.6	91.1	59.9	87.9	66.3	84.6	66.4	79.9	54.8
2	3.5	2.2	39.3	4.9	29.6	7.4	23.2	10.3	26.0	13.6	31.9
3	3.8	4.0	13.1	4.0	10.5	4.7	10.5	5.1	7.6	6.5	13.3
7	1M										
8										1M	
9	21M	83M	73M	58M	35M	1M	2M	14M	3M	26M	7M
0	1719M	802M	632M	1316M	562M	1159M	580M	1233M	571M	1303M	595M
	1214	629	839	1026	551	1182	526	1155	542	882	420

Die im hier dargestellten Codebuchauszug nachfolgenden Tabellen mit Prozentauszählungen geben dann aber einen ersten Überblick, ob sich die Angaben zu verschiedenen Zeitpunkten oder in West- und Ostdeutschland unterscheiden.

Weitere Präzisierungen sind durch Berechnungen mit den Individualdaten möglich. Anlaß dazu kann darin bestehen, daß ab 1991 auch Ausländer mit ausreichenden Sprachkenntnissen in die ALLBUS-Stichproben kamen. Zu beachten ist in diesem Kontext außerdem, daß die Ausländerquote in den alten Bundesländern vergleichsweise höher ist (vgl. V6 im kumulierten ALLBUS sowie Alba et al. 2000). Mit einer einfachen Selektionsanweisung können wir die Auszählungen auf Befragte beschränken, die eine deutsche Staatsbürgerschaft als einzige (Wert 1 in V6) oder neben einer zweiten Staatsbürgerschaft (Wert 2 in V6) besitzen (z.B. in SPSS: SELECT IF V6 LE 2.). Die entsprechend gefilterten Ergebnisse sind in Tabelle 1 enthalten. Vergleichen wir die Spalte für Westdeutschland 1998 mit

probe noch möglichst aussagefähige Fallzahlen zu gewährleisten, wurden die Gesamtfallzahlen ab 1992 auf ca. 3200 bis 3500 erhöht. Ab 1991 kamen in den neuen Bundesländern jeweils mehr Personen in das Sample als es dem eigentlichen Anteil an der Gesamtbevölkerung entsprochen hätte (Oversample bzw. disproportional geschichtete Stichproben).

ihrem Pendant im obigen Codebuchauszug, so kann man eine leichte Zunahme des Anteils von Befragten mit der Antwort "nein" (keine Befürchtung) erkennen. Während im Codebuchauszug - also einschließlich der Personen ohne deutsche Staatsbürgerschaft - 79,9% in dieser Kategorie resultieren, sind es in Tabelle 1 (nur Personen mit deutscher Staatsbürgerschaft) mit 81% bzw. 81,2% etwas mehr. Wir können also prima facie eine etwas geringere Verbreitung von Befürchtungen unter den Deutschen annehmen. Bemerkenswerter fallen die sonst festzustellenden Veränderungen aus, die auf dem Hintergrund allgemeiner wirtschaftlicher Befürchtungen zu sehen sind (vgl. u.a. V7 in der Kumulation 1980-98 und ***Terwey*** 2000). Die Anteile der Westdeutschen, die befürchten, arbeitslos zu werden, stiegen von 1980: 3%, 1991: 2% auf 1998: 12%. Die Anteile, die befürchten, ihre Stelle wechseln zu müssen, liegen niedriger. Sie nahmen in den alten Bundesländern von 4% auf 7% zu. In Ostdeutschland ist kein ähnlich leicht verständlicher Trend abzusehen (vgl. zum Hintergrund u.a. Terwey 2000), insgesamt sind Befürchtungen betreffs Arbeitslosigkeit ungeachtet ihrer u-förmigen Verteilung viel häufiger mitgeteilt worden als im Westen (befürchtete Arbeitslosigkeit 1991: 39%, 1998: 31%).

Tabelle 1: Furcht vor Arbeitslosigkeit oder Stellungswechsel unter Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern mit deutscher Staatsangehörigkeit (ungewichtete Berechnungen nach den ALLBUS-Erhebungen 1980-1998)

	1980 %	1991 %	1992 %	1994 %	1996 %	1998 %
			Alte Bundesländer			
Nein, keine Furcht	93	94	91	89	86	81
Ja, befürchte arbeitslos zu werden	3	2	5	7	9	12
Ja, befürchte Stelle wechseln zu müssen	4	4	4	4	5	7
			Neue Bundesländer			
Nein, keine Furcht	-	48	60	67	66	55
Ja, befürchte arbeitslos zu werden	-	39	30	23	26	31
Ja, befürchte Stelle wechseln zu müssen	-	13	10	10	8	13

Cramer's V für die Gesamttabelle = .27563

Die in Tabelle 1 angegebenen Spaltenprozente sind auf einfache Weise zu interpretieren. Berechnen wir aber beispielsweise statistische Koeffizienten für die Gesamttabelle, so müßten wir berücksichtigen, daß diese aufgrund des Oversamples in den neuen Bundes-

ländern nicht ohne weiteres für Gesamtdeutschland gelten. Die Koeffizienten fallen nach einer hier nicht weiter dargestellten Ost-West-Gewichtung der Daten in Tabelle 1 (SPSS-Anweisung z.B.: WEIGHT BY V845.) etwas geringer aus.[5] So sinkt beispielsweise ***Cramer***'s V von .27563 (Tabelle 1) auf .24653.

Fassen wir der Kürze halber die Daten weiter zusammen. Die Werte in Tabelle 2 zeigen, wie sich die Furcht vor Arbeitslosigkeit in *Gesamtdeutschland* nach der Vereinigung darstellt. Wir haben im obigen Codebuchauszug und in Tabelle 1 zwar gesehen, daß es in der Regel ratsam und informativ ist, die alten und die neuen Bundesländer getrennt zu analysieren, doch mag es vielfach auch durchaus legitim sein, die Frage nach der Gesamtlage in Deutschland zu stellen (z.B. bei manchen internationalen Vergleichen - signifikante Unterschiede zwischen Regionen ließen sich ansonsten selbstverständlich auch in vielen anderen Nationen aufzeigen.) Der Vergleich von Spalten in Tabelle 2 ergibt u.a. eine moderate Abnahme der furchtlosen Personen von 83% (1991) auf 76% (1998).

Tabelle 2: Furcht vor Arbeitslosigkeit oder Stellungswechsel unter Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern mit deutscher Staatsangehörigkeit in Gesamtdeutschland (mit einem Ost-West-Personengewicht gewichtete Berechnungen nach den ALLBUS-Erhebungen 1991-1998)

	1991 %	1992 %	1994 %	1996 %	1998 %
Nein, keine Furcht	83	85	85	82	76
Ja, befürchte arbeitslos zu werden	11	10	10	13	16
Ja, befürchte Stelle wechseln zu müssen	6	5	6	6	8

Cramer's V = .05774

Eine abschließende Ergänzung aus dem Spektrum möglicher bzw. empfehlenswerter Gewichtungen sei hier schließlich noch hervorgehoben: Die Art der Stichprobenziehung ist im Laufe der verschiedenen Erhebungen modifiziert worden (vgl. die Codebucheinleitung zum ALLBUS 1980-98 und die einzelnen Methodenberichte). Für die ALLBUS-Erhebungen 1980 bis 1992 und 1998 fand das *ADM-Stichprobendesign* Verwendung (siehe auch ADM und AG.MA 1999). Bei den Stichproben mit dreistufigen Ziehungsverfahren

5 Die in der Kumulation 1980-98 unter V845 angebotene Gewichtung basiert auf den unterschiedlichen *Personenzahlen*, die in Ost- und Westdeutschland als quasi zur Grundgesamtheit gehörig festgestellt werden konnten. Zu diesem Zweck wurden jeweils Daten aus der amtlichen Statistik gesondert ausgewertet (vgl. u.a. die Methodenberichte zu den verschiedenen ALLBUS-Surveys in den gebundenen Codebüchern, auf der CD-ROM und im Internet). Ein auf den *Haushaltszahlen* basierendes Gewicht ist bislang nur für 1998 verfügbar (V846 in der Kumulation). Die auf den Personen- und Haushaltszahlen basierenden Gewichte unterscheiden sich im Resultat für 1998 quantitativ aber nur minimal.

nach dem ADM-Design wurde in der ersten Stufe eine Stichprobe von Wahlbezirken gezogen. In der zweiten Auswahlstufe ermittelten die Interviewer in den ausgewählten Wahlbezirken nach bestimmten Begehungsregeln die zu befragenden Haushalte. Innerhalb der ausgewählten Haushalte wird jeweils mit Hilfe eines vorbereiteten Zufallsschemas (z.B. "Schwedenschlüssel") die letztlich zu befragende Person bestimmt (vgl. auch ***Kirschner*** 1984).

Für ALLBUS 1994 und 1996 wurde zur Stichprobenbildung ein *personenbezogenes* zweistufiges Ziehungsverfahren eingesetzt. In der ersten Auswahlstufe wurde eine Stichprobe von Gemeinden gezogen. In der zweiten Stufe wurden Personenadressen aus den Einwohnermelderegistern der betreffenden Gemeinden zufällig ausgewählt. Dieses Vorgehen verspricht gegenüber dem ADM-Verfahren Vorteile, sowohl was den Stichprobenplan und die Feldarbeit als auch was die Genauigkeit einiger Ergebnisse betrifft. Weil dieses anspruchsvollere, aber auch teurere Verfahren für die Erhebung 1998 im Rahmen des verfügbaren Budgets nicht finanzierbar war, wurde der ALLBUS 1998 wiederum auf Basis des ADM-Designs durchgeführt.

Beide Stichprobenverfahren erzielen im Idealfall repräsentative Stichproben für die Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland. Ein Unterschied besteht allerdings in den Auswahlwahrscheinlichkeiten der Befragten: *Die aus den Einwohnermelderegistern gezogene Personenstichprobe ist auf Personenebene selbstgewichtend, weil alle Zielpersonen prinzipiell die gleiche Auswahlwahrscheinlichkeit haben.* Beim ADM-Design dagegen werden die für Interviews vorgesehenen Haushalte, nicht aber Personen gleichwahrscheinlich ausgewählt. Die schließliche Auswahlchance der einzelnen Befragten hängt aber auch von der Größe des Haushalts ab, in dem sie leben. Je größer diese Zahl der zur Grundgesamtheit der Umfrage zählenden Individuen ist, desto geringer ist die Auswahlchance der einzelnen Person im jeweiligen Haushalt. *Vom Prinzip her müßte deshalb bei den ALLBUS-Studien der Jahre 1980 bis 1992 und 1998 bei jeder Auswertung auf Personenebene eine Gewichtung proportional zum Wert der reduzierten Haushaltsgröße (Transformationsgewicht) vorgenommen werden*. Allerdings unterscheidet sich infolge der schlechteren Kontaktierungsmöglichkeiten bei kleinen Haushalten - z.B. wegen Abwesenheit aller Haushaltspersonen - das reale Feldgeschehen von den Idealerwartungen. Es ist in diesem Zusammenhang darauf hinzuweisen, daß manche mit der stichprobenrelevanten Haushaltsgröße gewichteten Resultate stärker vom Mikrozensus abweichen als die ungewichteten Ergebnisse (vgl. u.a. ***Hartmann*** und ***Schimpl-Neimanns*** 1992 und die Codebucheinleitung zur Kumulation 1980-98).

In der Auswertungspraxis unterbleibt in der Regel eine Transformationsgewichtung. Das ist normalerweise unproblematisch, weil sich bei der Mehrzahl der Fragestellungen gewichtete und ungewichtete Ergebnisse nicht oder nur geringfügig unterscheiden. Ganz

allgemein betrachtet, hängt die Stärke des Gewichtungseffektes davon ab, wie groß der Zusammenhang zwischen der reduzierten Haushaltsgröße und dem interessierenden Merkmal ist. Ist dieser Zusammenhang nur gering, hat die Transformationsgewichtung auch nur einen schwachen Effekt auf die Merkmalsverteilung. Bei einem stärkeren Zusammenhang dagegen sind auch die Unterschiede zwischen gewichteten und ungewichteten Ergebnissen größer. Wer möglichst sicher vorgehen möchte, sollte deshalb bei Auswertungen der ALLBUS-Studien 1980 bis 1992 und 1998 auf Personenebene seine Analysen sowohl gewichtet als auch ungewichtet durchführen und überprüfen, ob die Gewichtung die Resultate beeinflußt. Als Anweisung in SPSS wäre dann beispielsweise vor der Tabellenberechnung einzugeben:

```
COMPUTE WICHTEL = V844 * V845.
WEIGHT BY WICHTEL.
```

Die erste Anweisung kombiniert Transformationsgewicht (V844) und Ost-West-Gewicht (V845) in einem Produkt, dem hier als mnemotechnisches Kürzel der Name WICHTEL zugewiesen wurde - andere Bezeichnungen sind selbstverständlich je nach Präferenz und verfügbarer Namensvielfalt möglich. Die weiteren Berechnungen werden in der SPSS-Session dann mit WICHTEL gewichtet, bis ggf. dem Programm eine diesbezüglich modifizierende Anweisung gegeben wird. Für die Jahre 1994 und 1996 (Personenstichproben) hat V844 jeweils den Wert 1, da keine Transformationsgewichtung angebracht ist. Ergo bleibt der Wert von WICHTEL in diesen Jahren gleich V845 (Ost-West-Gewicht).

Tabelle 3: Furcht vor Arbeitslosigkeit oder Stellungswechsel unter Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern mit deutscher Staatsangehörigkeit in Gesamtdeutschland (mit einem Ost-West-Personengewicht und einem Transformationsgewicht (1991, 1992, 1998) gewichtete Berechnungen nach den ALLBUS-Erhebungen 1991-1998)

	1991 %	1992 %	1994 %	1996 %	1998 %
Nein, keine Furcht	83	84	85	82	76
Ja, befürchte arbeitslos zu werden	11	10	10	13	16
Ja, befürchte Stelle wechseln zu müssen	6	6	6	6	8

Cramer's V = .05784

Die mit WICHTEL neu gewichteten Ergebnisse in Tabelle 3 unterscheiden sich kaum von den zuvor in Tabelle 2 für Gesamtdeutschland präsentierten, die ausschließlich unter Einsatz des Ost-West-Gewichts erstellt wurden. Dementsprechend ändern sich auch Koeffizi-

enten zur Beschreibung der Gesamtzusammenhänge kaum. ***Cramer***'s V bleibt beispielsweise für beide Tabellen nahezu identisch. Eine Transformationsgewichtung ist dementsprechend für die Daten in Tabelle 2 entbehrlich, eine Ost-West-Gewichtung dagegen bei gesamtdeutschen Analysen in der Regel angeraten. Die Einleitung des Kumulationscodebuchs gibt weitere Vergleichsbeispiele zur Auswirkung einer Transformationsgewichtung, die teilweise etwas größere Differenzen zwischen gewichteten und ungewichteten Daten sowie Vergleiche mit dem Mikrozensus 1991 zeigen. Demzufolge mag eine entsprechende Prüfung von eigenen Auswertungen bei Haushaltsstichproben grundsätzlich ratsam sein.

Literatur:

ADM Arbeitskreis Deutscher Markt und Sozialforschungsinstitute / AG.MA Arbeitsgemeinschaft Media-Analyse e.V. (Hg.) 1999:
Stichproben-Verfahren in der Umfrageforschung, Opladen: Leske+Budrich.

Alba, Richard, Schmidt, Peter und ***Wasmer, Martina*** (Hg.) 2000:
Blickpunkt Gesellschaft 5. Deutsche und Ausländer: Freunde, Fremde oder Feinde?, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Hartmann, Peter und ***Bernhard Schimpl-Neimanns*** 1992:
Sind Sozialstrukturanalysen mit Umfragedaten möglich? Analysen zur Repräsentativität einer Sozialforschungsumfrage, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 44/2: 315 - 340.

Kirschner, Hans-Peter 1984: ALLBUS 1980:
Stichprobenplan und Gewichtung, in: Karl Ulrich Mayer und Peter Schmidt (Hg.), Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften. Beiträge zu methodischen Problemen des ALLBUS 1980, Frankfurt, New York: Campus Verlag: 114 - 182.

Terwey, Michael 1987:
Erweiterung des ALLBUS-Datenbestands und seiner Dokumentation, in: ZA-Information 21: 14 - 17.

Terwey, Michael 1990:
Zur Wahrnehmung von wirtschaftlichen Lagen in der Bundesrepublik, in: ***Müller, Walter***, ***Peter Ph. Mohler***, ***Erbslöh, Barbara*** und ***Wasmer, Martina*** (Hg.), Blickpunkt Gesellschaft. Einstellungen und Verhalten der Bundesbürger, Opladen: Westdeutscher Verlag: 144 - 171.

Terwey, Michael 2000:
Kirche und Zukunftsfurcht: Ut sibi sui liberi superstites essent, in: ***Detlef Pollack*** und ***Gert Pickel*** (Hg.), Religiöser und kirchlicher Wandel in Ostdeutschland 1989 - 1999, Opladen: Westdeutscher Verlag: 140 - 164.

„Familiensurvey 1988-1995“ auf CD-ROM

von Walter Bien, Donald Bender, Hartmut Mittag und Evelyn Brislinger [1]

Das Projekt „Wandel und Entwicklung familialer Lebensformen“ des Deutschen Jugendinstituts München (DJI) ist das Herzstück der 1986 begonnenen Familienforschung. Das Hauptthema des Projektes ist die Untersuchung von Familienformen, der Dynamik von Beziehungen, von Kindern und Berufskarrieren mit ihren Auswirkungen auf das Familienleben.

Der Familiensurvey befasst sich mit Familie und Familienleben hauptsächlich unter den Gesichtspunkten folgender soziologischer Konzepte: Pluralisierung von Lebensführung, Regionalisierung von Problembereichen, Singularisierung von Lebensformen, sozialer Wandel, soziale Ungleichheit, das Wechselspiel zwischen Staat und Familie, soziale und kulturelle Aspekte.

1 Die Hauptwellen des Familiensurvey und Zusatzuntersuchungen

Mit der *I. Welle* wurde die Grundlage für eine langfristige Dauerbeobachtung von Familie gelegt. 1988 wurde eine Befragung zur familialen Situation der Bürger in den alten Bundesländern und 1990 eine äquivalente Befragung in den neuen Bundesländern durchgeführt. Für *die II. Welle* 1994 ist die Erhebung in einen Panelteil in den alten Bundesländern und einen Survey in den neuen Bundesländern geteilt. Beide Studien sowie eine Reihe von Zusatzuntersuchungen sind im ZA verfügbar. Die *III. Welle* (2000-2001) wird nach Abschluss Ende 2001 an das Archiv übergeben.

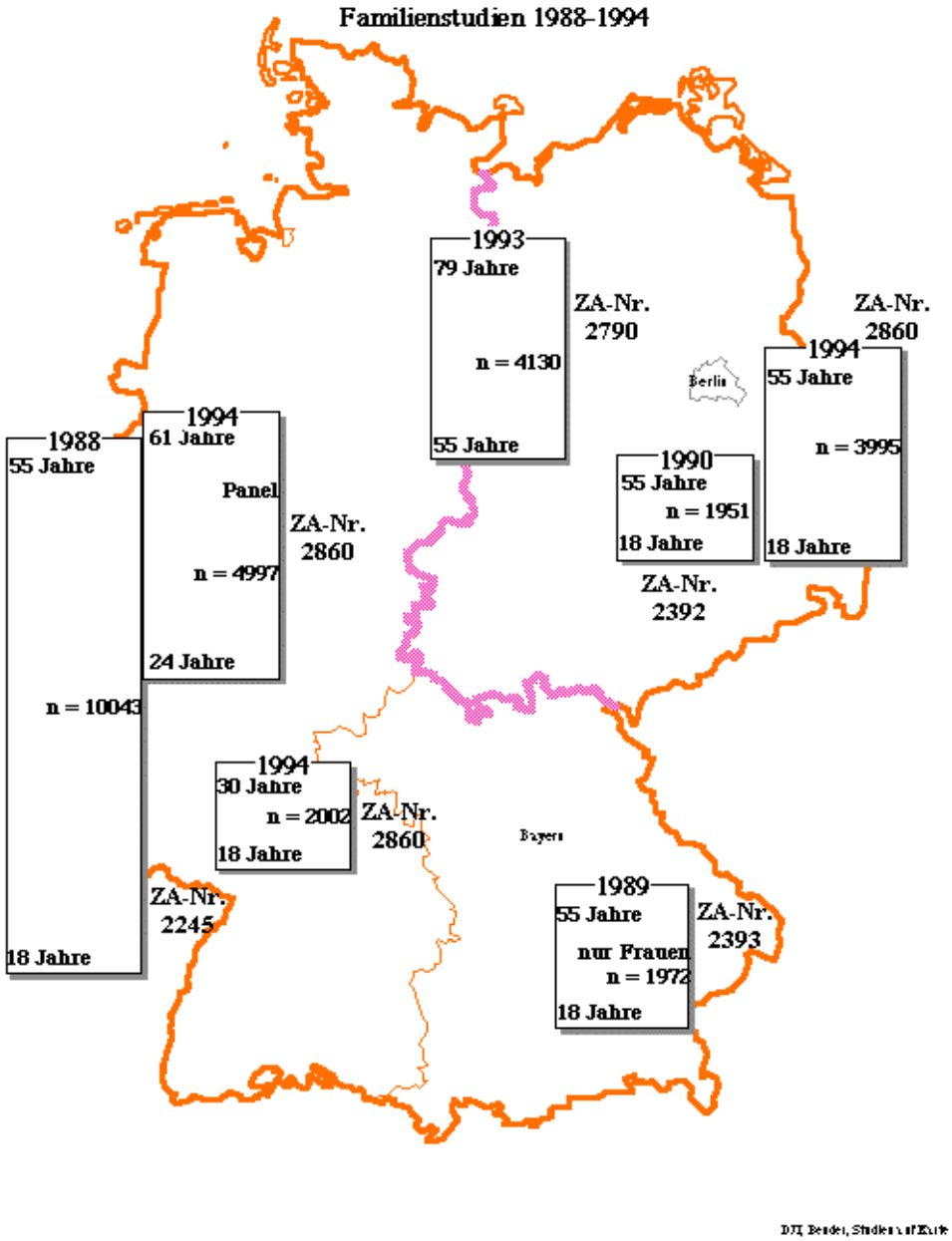
- Familiensurvey I. Welle West 1988 ZA-Studien-Nr. 2245
- Familiensurvey I. Welle Ost 1990 ZA-Studien-Nr. 2392
- Familiensurvey II. Welle 1994 ZA-Studien-Nr. 2860
- Familiensurvey Vereinigte Studien 1988/1994 (Panel) ZA-Studien-Nr. 3209
- Familiensurvey Vereinigte Studien 1988/1995 (Kumulation) ZA-Studien-Nr. 3210
- Frauen in Bayern 1988 ZA-Studien-Nr. 2393

1 Dr. ***Walter Bien*** (Bien@dji.de), Dr. ***Donald Bender*** (Bender@dji.de) und ***Hartmut Mittag*** (Mittag@dji.de) sind Mitarbeiter des Deutschen Jugendinstituts München. ***Evelyn Brislinger*** ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Zentralarchiv.

- Singularisierungsstudie (Lebensführung Alleinlebender) 1993 ZA-Studien-Nr. 2790
- Drei-Generationen-Netzwerke 1990 ZA-Studien-Nr. 2516
- Persönlichkeit und soziale Beziehungen 1995 ZA-Studien-Nr. 3212
- Kinder in nichtehelichen Lebensgemeinschaften (NEL) 1995 ZA-Studien-Nr. 3211

Die Zusatzuntersuchungen setzen mit nahezu dem gleichen Instrument (Frauen in Bayern, Singularisierungsstudie) auf andere Stichproben bzw. mit neuen zusätzlichen Instrumenten (Drei-Generationen-Netzwerke, Persönlichkeit und soziale Beziehungen) auf Teile der Stichprobe der ersten beiden Wellen auf oder sie gehören thematisch in den Rahmen des Familiensurvey (Kinder in nichtehelichen Lebensgemeinschaften).

Abbildung 1 zeigt die Familienuntersuchungen mit ihrer regionalen Zuordnung



2 Die Hauptfragerichtungen des Familiensurvey

- Der erste Fragenkomplex untersucht die *aktuelle Lebenssituation und Lebensform* der Befragten unter anderem anhand von Fragen zu Herkunft und Familie, Einstellungen und sozioökonomischer Situation. Damit liegen Daten auf Ebene der befragten Person vor, deren Struktur in einer zweidimensionalen Matrix dargestellt werden.

- In einem zentralen Fragenkomplex werden die *sozialen Beziehungen* der Befragten erhoben (sog. Netzfragen), um das soziale Netz zu ermitteln, in das die Befragten eingebunden sind. Damit liegen für jede Befragungsperson zu jeder Netzfrage mehrere Angaben vor, die in einer entsprechenden Datenstruktur abgelegt sind.

- Der dritte Fragenkomplex befasst sich mit den *Lebensverläufen* der Befragten, wobei hier die Ausbildungs- und Erwerbsbiographie, die Partnerschaftsbiographie sowie die wichtigsten biographischen Angaben zu den Kindern der Befragten erhoben wurden. Die Ablage der Biographien setzt auf den einzelnen Ereignissen auf, die für jeden Befragten - analog zur Netzdatenstruktur - abgelegt sind.

Bei den einzelnen Untersuchungen wurde der Fragebogen mehr oder weniger stark modifiziert, so dass nicht alle Studien sinnvoll in einem Dateischema gespeichert werden können.

3 Der Familiensurvey auf CD-ROM

Der Familiensurvey verbindet relativ große Stichproben (I. Welle: 12.000 Befragte, II. Welle: 11.000, III. Welle: 10.000) mit komplexen Erhebungsdesigns (II. Welle: 5.000 Personen als Panel aus der I. und II. Welle; III. Welle: 2.000 Personen als Panel aus der I. II. und III. Welle) und anspruchsvollen methodischen Zugängen (Lebensverlaufdaten, Netzwerkdaten, Familie als multilokales Gebilde und nicht auf den Haushalt beschränkt, kleinräumige geographische Identifikation usw.). Er ist damit wohl einzigartig in dem untersuchten Themenbereich. Um die Gesamtstruktur und damit die vielfachen Querverbindungen transparent zu machen, wurden alle bisher verfügbaren Datensätze mit der entsprechenden Dokumentation auf einer CD-ROM zusammengestellt.

Die Informationen, Forschungsdokumente und Daten sind auf der CD-ROM in verschiedenen Übersichten abgelegt. Die einzelnen Übersichten bieten einen Überblick über die Familienstudien in ihrer regionalen Zuordnung, geben umfangreiche Informationen zur Datenstruktur und Dokumentation (Stichprobenbeschreibung, Repräsentativität, Dateibeschreibung, ZA-Beschreibung), bieten die Dateien und Forschungsdokumente zum Download an (die SPSS-Files sowie Codebücher, Fragebögen, Beschreibungen u.a. können kopiert oder mit den entsprechenden Programmen geöffnet werden) und enthalten Hinweise auf Publikationen sowie technische Literatur zum Thema. Darüber hinausgehende Kontext-

informationen beziehen sich auf weitere Arbeitsfelder der Abteilung Sozialberichterstattung wie die Regionaldatenbank und den Regionalatlas und die Forschungsfelder am DJI München. Die Einbindung des Angebotes in eine Internet-Umgebung ermöglicht es zusätzlich, die Verbindung zu den Internetseiten des DJI München bzw. des ZA Köln herzustellen und das gesamte Informations- und Datenangebot der beiden Einrichtungen für Recherchen zu nutzen.

4 Wichtigste Veröffentlichungen zum Familiensurvey

Bien, Walter; Schneider, Norbert (Hrsg.): Kind ja, Ehe nein? Status und Wandel der Lebensverhältnisse von nichtehelichen Kindern und von Kindern in nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Deutsches Jugendinstitut, Familiensurvey, Band 7, Leske + Budrich, Opladen, 1998.

Bauereiß, Renate; Bayer, Hiltrud; Bien, Walter: Familien-Atlas II : Lebenslagen und Regionen in Deutschland. Karten und Zahlen. Leske + Budrich, Opladen: 1997.

Bien, Walter (Hrsg): Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend, Wandel und Entwicklung familialer Lebensformen. Deutsches Jugendinstitut, Familien-Survey, Band 6, Leske + Budrich, Opladen, 1996.

Nauck, Bernhard; Bertram, Hans (Hrsg): Kinder in Deutschland, Lebensverhältnisse von Kindern im Regionalvergleich. Deutsches Jugendinstitut, Familien-Survey, Band 5, Leske + Budrich, Opladen, 1995.

Bertram, Hans (Hrsg): Das Individuum und seine Familie, Lebensformen, Familienbeziehungen und Lebensereignisse im Erwachsenenalter. Deutsches Jugendinstitut, Familien-Survey, Band 4, Leske + Budrich, Opladen, 1995.

Bien, Walter (Hrsg): Eigeninteresse oder Solidarität, Beziehungen in modernen Mehrgenerationenfamilien. Deutsches Jugendinstitut, Familien-Survey, Band 3, Leske + Budrich, Opladen, 1994.

Bertram, Hans; Bayer, Hiltrud; Bauereiß, Renate: Familien-Atlas: Lebenslagen und Regionen in Deutschland. Karten und Zahlen. Leske + Budrich, Opladen: 1993.

Bertram, Hans (Hrsg): Die Familie in den neuen Bundesländern, Stabilität und Wandel in der gesellschaftlichen Umbruchsituation. Deutsches Jugendinstitut, Familien-Survey, Band 2, Leske + Budrich, Opladen, 1992.

Bertram, Hans (Hrsg): Die Familie in Westdeutschland, Stabilität und Wandel familialer Lebensformen. Deutsches Jugendinstitut, Familien-Survey, Band 1, Leske + Budrich, Opladen, 1991.

Die CD-ROM ist beim Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung in Köln oder im ZA in der GESIS-Außenstelle Berlin erhältlich.

Aktuelle Fragen der Innenpolitik 1984 bis 1995
Neue Kumulation im Zentralarchiv

von Monika Langhans

Vom Bundesinnenministerium beauftragt hat das Mannheimer Ipos-Institut über zwölf Jahre nach den aktuellen Fragen der Innenpolitik gefragt. Die Umfragen zeichnen sich dadurch aus, daß sie neben der Abhandlung aktueller Fragen der Innenpolitik auch stets zu einer wiederholten Befragung gleicher Fragestellungen kamen.

Wiederholt gefragt wurde u.a.: Vertrauen in öffentliche Institutionen; Bekanntheitsgrad von Bundesämtern und Einschätzung deren Wichtigkeit; Beteiligungsabsicht an unkonventionellen Formen politischen Protests; Kriminalitätsfurcht; Kontakt zu Ausländern; Einstellung zu ausgewählten politischen und sozialen Forderungen (Skala); Zufriedenheit mit den gesellschaftlichen Bedingungen in der Bundesrepublik (Karrierechancen, Gleichberechtigung, Rechtssystem, Kriminalitätsschutz, wirtschaftliche Lage, Arbeitsmarkt und soziale Sicherheit); Präferenz für nationale oder europaweite Lösung ausgewählter politischer Probleme; geschätzte Dauer bis zu einer Angleichung der Lebensverhältnisse in Ost- und Westdeutschland; Einstellung zur staatlichen Abwehr gegen Radikale von rechts und links; Einschätzung der Gefährdung der Demokratie durch linksextreme sowie durch rechtsextreme Gruppen und ausländische extremistische Organisationen (Skalometer); Parteipräferenz; demographische Merkmale der Befragten.

Dadurch ist nun eine Zeitreihe über 12 Jahre möglich, die die Entwicklung der öffentlichen Meinung in diesem Bereich nachzeichnet. Pro Erhebung wurden ca. 2000 Personen befragt, was sich zu einer Gesamtzahl der Befragten von 25494 aufsummiert. Die Befragung war jeweils bundesweit repräsentativ. 1990 wurde eine repräsentative Stichprobe für den Westen und eine Zusatzstichprobe von rund 800 Personen im Osten gezogen. Mit der 91er Erhebung wurde die Befragung in den alten und neuen Bundesländern zum Standard. Aus dem Jahre 1994 ist keine Studie archiviert.

Die 12 Datensätze aus den 11 verschiedenen Erhebungsjahren wurden vom Zentralarchiv jetzt zu einem Gesamtfile integriert. Sich wiederholende Fragen sind dann zu einer Variable zusammengestellt und können über die Jahre kreuztabelliert werden. Das nachfolgende Beispiel zeigt die Variable, die die Frage nach der Demokratiezufriedenheit enthält. Die Kreuztabelle zeigt die Werte für die einzelnen Jahre.

Der kumulierte File enthält aber auch alle Fragen, die nicht ständig wiederkehrend erhoben worden sind, d.h. es sind alle Daten der einzelnen Studien enthalten. Eine zugehörige Liste - variables over time - ermöglicht eine schnelle Übersicht über die Erhebungszeitpunkte der Variablen.

Der Datensatz enthält insgesamt 538 Variablen. Die Studie setzt sich zusammen aus den ZA-Studien-Nrn.: 1373, 1463, 1516, 1662, 1698, 1763, 1937, 1967, 2120, 2288, 2396 und 2625. Unter diesen Nummern sind die Studienbeschreibungen z.B. im Internet aufrufbar. Die kumulierte Studie wird unter der ZA-Studien-Nr. 2966 geführt und ist als Exportfile mit einem maschinenlesbaren Codebuch auf jedem beliebigen Medium erhältlich. Der Speicherbedarf für den SPSS-Exportfile beträgt ca. 28 MB.

ZA-Nr. 2966 Studien zur Innenpolitik 1984-1995 Seite 20

V6 DEMOKRATIE-ZUFRIEDENHEIT Ref.Nr.: 6

Position: 13 FW1: 9
Länge: 1

F.2 Was würden Sie allgemein zur Demokratie in Deutschland, d.h. zu unserem ganzen politischen System sagen? Sind Sie damit sehr zufrieden, eher zufrieden, eher unzufrieden oder sehr unzufrieden?

(In der Umfrage in der ehemaligen DDR 1990 lautete die Frage:) Was halten Sie davon, wie sich die Demokratie hier in der DDR entwickelt? Sind Sie damit sehr zufrieden, eher zufrieden, eher unzufrieden oder sehr unzufrieden?

	Ungewichtet Abs.	%	% N= 25417
1. sehr zufrieden	3028	11.88	11.91
2. eher zufrieden	14185	55.64	55.81
3. eher unzufrieden	6782	26.60	26.68
4. sehr unzufrieden	1422	5.58	5.59
9. KA	77	0.30	.
	25494	100.00	100.00

	84	85	86	87	88	89	90w	90o	91	92	93	95
1	257	240	255	329	267	310	439	53	325	194	140	219
%	12.4	13.1	12.7	16.1	12.9	15.2	21.0	6.7	12.3	7.2	5.5	8.6
2	1254	1034	1178	1289	1239	1179	1322	400	1464	1372	1115	1339
%	60.3	56.2	58.6	63.2	59.8	57.9	63.3	50.9	55.3	50.7	43.4	52.7
3	473	481	500	355	458	465	294	272	751	925	1008	800
%	22.8	26.2	24.9	17.4	22.1	22.8	14.1	34.6	28.4	34.2	39.3	31.5
4	95	84	78	67	107	83	34	61	109	216	305	183
%	4.6	4.6	3.9	3.3	5.2	4.1	1.6	7.8	4.1	8.0	11.9	7.2
9	8M	1M	4M	5M	7M	3M	4M	13M	6M	10M	9M	7M
Sum	2079	1839	2011	2040	2071	2037	2089	786	2649	2707	2568	2541

EU research grants in comparative social research available

Announcements from the ZA-EUROLAB

by Reiner Mauer

Within the 5th framework programme of the EU under the section "*Access to Research Infrastructures action of the Improving Human Potential Programme*", the ZA-EUROLAB has been granted support for three years starting February 1st 2000. Researchers are invited to apply for participation for a period up to three months.

The Central Archive (ZA) offers access to its databases, participation in training seminars and workshops, as well as experience exchange in data analysis and data management. The ZA-EUROLAB was established at the Central Archive to carry out the visiting programme and to provide access to the services and databases of the Central Archive.

Access provided

The Central Archive provides access to major comparative collections such as the Eurobarometer surveys, the Central and Eastern Eurobarometer, the International Social Survey Programme (ISSP) and the ICORE (International Committee for Research into Elections and Representative Democracy) collection of election studies to national parliaments in Europe. Furthermore, the collections include the Civic Culture Study, the Political Action Surveys, the USIA (United States Information Agency) Studies and the European- and World Values Survey. In addition, the Central Archive holds the political manifestos provided by the "Comparative Manifestos Project" representing the programmatic profiles of political parties in 20 countries from 1945-1988. Altogether, there are some 4000 data sets and collections available for secondary analysis. Furthermore, access to the ZA-EUROLAB is provided for participation in training seminars and training in data management and archiving.

Eligibility

User(s) from the member states of the European Union and the Associated States may apply for participation. The Associated States are: Bulgaria, the Czech Republic, the Republic of Cyprus, Estonia, Hungary, Iceland, Israel, Latvia, Liechtenstein, Lithuania, Norway, Poland, Romania, Slovakia and Slovenia. Subject to its final conclusion, the Association Agreement with the Swiss Confederation is expected to enter into force on the 01.01.2001. The User(s) must be both citizens of any of the above countries and work at an institution in an EU Member State or Associated State, but outside Germany.

Financial support

Both individual researchers and research groups may apply for support. The fund covers up to EURO 500 in travel cost, accommodation and a per diem of approx. EURO 23. Visiting scholars must be entitled to publish the results of their work at the ZA-EUROLAB in the open literature. An international board will select applications on the basis of scientific merit through an independent peer review procedure.

An application form, guidelines, and further information can be found on the ZA homepage: http://www.za.uni-koeln.de/eurolab

If you want to apply, please contact:
Ekkehard Mochmann
Zentralarchiv für empirische Sozialforschung an der Universität zu Köln
Bachemer Str. 40, D – 50931 Köln, Germany
E-mail: mochmann@za.uni-koeln.de
Fax: +49-221-47694-77

Bursaries Available for the Herbstseminar 2000

The Herbstseminar “Methoden der Historischen Sozialforschung” is held from September 2nd to September 15th 2000. Within the *Access to Research Infrastructures action of the Improving Human Potential Programme* a limited number of bursaries are available. The bursaries cover the participation fee as well as travel costs (up to EURO 500), hotel (max. EURO 60 per night) and a per diem (approx. EURO 23). Participants from EU Member States and the Associated States (see above ‘Eligibility’) may apply for support. Participants from Germany can only be supported to the extent they are working at institutions outside Germany, but within the EU or one of the Associated States. Participants may apply for one or both weeks. It is also possible to work in the ZA-EUROLAB before or after the autumn seminar in order to do analysis. The bursaries are competitive and an independent peer review panel will select participants.

Deadline for application is June 30th 2000. For further information about the bursaries, please contact mauer@za.uni-koeln.de.

Summary Activity Report From the ZA-EUROLAB

Five researchers have been supported under the new programme so far. ***Tor Midtbø***, University of Bergen, Norway had stayed for one month at the ZA-EUROLAB, conducting time series analysis in order to investigate the effects of economic factors and different political events on the popularity of coalition governments.

Furthermore, four bursaries were awarded for the participation in the Spring Seminar 2000 "Causal Analysis with Latent Variables", which took place from March 13th till March 31st. Besides attending the Spring Seminar all visitors carried out their own research projects during their stay at the ZA-EUROLAB:

Antonio Alaminos, University of Alicante, Spain, worked on the analysis of 'Non Missing at Random' values in the European public opinion. ***Tor Korneliussen*** from the Bodø Graduate School of Business in Norway used the time at the ZA-EUROLAB searching the ZA holdings for appropriate data for his research in the area of life satisfaction and consumers complaint behaviour. ***Pilar Rivera Torres***, University of Zaragoza, Spain compared different causal models on categorical data. ***Erling Solheim***, University of Helsinki, Finland applied the techniques taught in the Spring Seminar to his project 'International Comparative Studies of Ethnocultural Youth'. Furthermore, being introduced to the Eurobarometer series during his stay at the ZA-EUROLAB encouraged him to start a new project, investigating the 'Inequality in information technology access ability in the EU Member States'.

At present, three applications have been finally approved, and the visits are planned for summer and autumn respectively. Another three applications are currently under evaluation.

Fifth international conference on social science methodology of the Research Committee on logic and methodology (RC33) of the International Sociological Association (ISA) Cologne, October 3 - 6, 2000

The Fifth International Conference on Social Science Methodology will combine all areas of quantitative and qualitative methods in empirical social research. Earlier conferences were held in Amsterdam, Dubrovnik, Trento and Essex. The *Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung* in Cologne (Germany) will be the host of the conference. The *German Social Science Infrastructure Services* (GESIS) will co-organise the conference, and ***Jörg Blasius*** of the Zentralarchiv of the University of Cologne will act as chair of the organising committee. The conference will be conducted in English, and will take place in the first week of October at the University of Cologne. Frequently updated information about the meeting is available on the conference web page: www.za.uni-koeln.de/rc33.

We are happy to announce that more than 500 papers from throughout the world have been submitted to the session organiser or directly to the conference secretariat. To guarantee the quality of the conference, all papers have either been reviewed by the session organiser or by the organisation team. To minimise the number of cancellations, final acceptance of the papers will be given after registration at the conference secretariat; the easiest way to do so is via the internet where we provide automatic registration. But you also can download the registration form and send it by fax or ordinary mail to: ***Jörg Blasius***, Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung, University of Cologne, Bachemer Str. 40, 50931 Köln, Germany; Fax: +49-221-476 94 44.

The main categories in which the sessions are grouped are the following: Analysis of Complex Data Structures, Data Collection Methods, International Comparative Research, Qualitative Methods, Analysis of Complex Data Structures, Item Response Theory, General Methodology, Latent Variables Modelling, Longitudinal Modelling, General Statistics, and Simulation and Information Systems. Plenary speakers are ***Don Dillman*** (Washington) on Mail and Web Surveys and ***Willem Heiser*** (Leiden) on History of Statistics. (For the list of session organisers, see the Appendix. The list of speakers will be published on our web pages.)

Before and after the conference (Oct. 2nd and Oct 7th)there will be half-day workshops on different topics. Thus far, the following courses have been confirmed:

- ***Werner Wothke*** (Chicago): Structural Equation Modelling using AMOS
- ***Joop Hox*** (Utrecht) and ***Tom Snijders*** (Groningen): Multilevel Analysis
- ***Michael Greenacre*** (Barcelona) and ***Jörg Blasius*** (Cologne): Correspondence Analysis

The courses will be limited to 50 persons (please check our web pages for further courses), and are open to conference participants only. The fee for each course—used to cover the material costs—will be approximately DM 50.- and must be paid in cash before the course starts.)

Early registration fees (applicable until June 1, 2000): DM 200.- for RC33 members and DM 230.- for non-members; students pay DM 100.-. Participants from countries in monetary transition pay a reduced fee of DM 100.- (RC33 members) or DM 130.- (non-members). After this date participants have to pay an additional DM 50.-. The conference fees include a welcome reception (with buffet), refreshments during the breaks (coffee, tea, ...) and all conference material (except the material for the workshops; they are available to those not able to attend the workshops at the same price as offered to the participants). The conference dinner will be on Thursday, October 5. We have booked a ship for a dinner on the river Rhine from which we have a beautiful view of the illuminated Cologne skyline. The price for the conference dinner is DM 70.-. The number of places are limited to 350, so please book early. We are looking forward to receiving your registration and to seeing you in Cologne.

Jörg Blasius

(on behalf of the organising committee: ***Nancy Andes***, ***Jörg Blasius***, ***Edith de Leeuw***, ***Joop Hox***, ***Peter Schmidt***, ***Karl van Meter***)

Appendix: Session organisers in alphabetical order

Cumulative Knowledge in Social Sciences: Meta-Analysis, Triangulation and Comparative Research (***Anne-Marie Aish***)
From the Theory to the Empirical Level: Hypothesis of Fuzzy Logic (***Massimo Ampola***)
The Future of Qualitative Methods I and II (***Leon Anderson***)
Qualitative and Quantitative Rigor, Interpretation, and Researcher Identy (***Nancy Andes***)
Cluster Analysis (***Johann Bacher***)
Analysis of Structured Data (***Simona Balbi***; ***Rosanna Verde***)
Bayesian Statistics (***Nathaniel Beck***)

Russian Perspective on the Adaptable Qualitatively-Quantitative Methods and Adequate Theoretical Generalisations (***Boris Belikov***)
Validity, Reliability, and Representativity in Qualitative Methods (***Max M. Bergman***)
Solving Methodological Problems Arising from Qualitative Methods: Empirical Illustrations (***Max M. Bergman***)
Quality Assessment of Survey Data (***Jaak Billiet***; ***Geert Loosveldt***)
Geometric Data Analysis (***Jörg Blasius***)
Qualitative Analysis in Grounded Theory: Methods, Computers and Critical Observations (***Hennie Boeije***)
Facet Design for Questionnaires (***Ingwer Borg***; ***Patrick J. F. Groenen***)
Computer Assisted Personal Interviews (CAPI) in Social Surveys (***Martin Bulmer***)
Social Network Analysis: Measurement Issues (***Peter Carrington***)
Time Series Analysis (***Harold Clarke***)
Text, Sound and Video-tape: Preserving Qualitative Data for Social Research (***Louise Corti***)
Unit-Nonresponse (***Mick Couper***)
Sorting Methods (***Tony Coxon***)
General Statistics (***Marcel Croon***)
Methodology for Complex Societal Problems (***Dorien J. DeTombe***)
Methodological Issues in Feminist Research (***Capitolina Díaz***)
Interdisciplinary Approaches for the Analysis of Textual Data (***Jules Duchastel***; ***Victor Armony***)
Mixture Models in Structural Equation Modelling (***Frank Faulbaum***; ***Petra Stein***)
Cluster Analysis for Network Data (***Anuska Ferligoj***)
Milestones in the History of Graphical Statistics (***Michael Friendly***; ***Antoine de Falguerolles***; ***Gilles Palsky***)
Computer Assisted Data Collection: Human Computer Interaction and Usability (***Marek Fuchs***)
Sampling Methods (***Siegfried Gabler***)
Methodological Issues and Predictability in Social Sciences (***Vasundhara P. Gadgil***)
GABEK – A Computer Supported Method for Knowledge Organisation and Qualitative Opinion Research (***Johannes Gadner***)
Bridging Qualitative and Quantitative Methods (***Giampietro Gobo***)
Item-Nonresponse (***Els Goetghebeur***)
Analysis of Square Tables (***John Gower***)
Unit-Nonresponse (***John Goyder***)
Non-Response (***John Goyder***; ***Mick P. Couper***)
Correspondence Analysis (***Michael Greenacre***)
Translation and Validation of Measurement Instruments: Can Items Have Stable Meanings? (***Tony Hak***)

Cross Cultural Communication in Standardised Contexts: Interviews, Questionnaires and Tests (***Janet Harkness***; ***Hanneke Houtkoop-Streenstra***)
Comparability Issues in Cross-Cultural, Cross-National Surveys (***Janet Harkness***)
Design and Analysis of Data in Social Surveys – Comparative Perspectives in Time and Space (***Chikio Hayashi***)
Unfolding (***Willem J. Heiser***)
Computers and Qualitative Data Analysis: The Ins and Outs of Utilising Computer-Assisted Software to Analyse Qualitative Data (***Sharlene Hesse-Biber***)
Qualitative Research and "Verstehen" (***Christel Hopf***,)
Interaction in Research Interviews (***Hanneke Houtkoop-Steenstra***)
Multilevel Analysis (***Joop Hox***)
Methodological Issues on Comparative Research (***Wolfgang Jagodzinski***)
Educational Testing (***Margo Jansen***)
Trends in Research Methodology (***Truus Kantebeen***)
Applied Method Triangulation – Integrating Qualitative and Quantitative Methods in Research Practice (***Bettina Nickel***; ***Udo Kelle***)
Pooled Time Series – Cross Section Analysis: Recent Developments and Applications (***Bernhard Kittel***)
Computer Aided Content Analysis (***Harald Klein***)
Information Systems (***Jürgen Krause***)
Visualisation of Social Network Data (***Lothar Krempel***)
Modelling of Rational Choice Theory (***Steffen Kühnel***; ***Peter Schmidt***)
Methodological Issues in the Study of Homelessness (***Danielle Laberge***; ***Leon Anderson***)
Statistical Methods for Missing Data and Related Problems (***Nick Longford***)
Multilevel Analysis in General (***Cora Maas***)
Computer Aided Interviews (***Tony Manners***)
Quality Measurement and Reporting in National and International Studies (***Jean Martin***)
Latent Class Analysis (Allan ***McCutcheon***)
Nonparametric Item Response Theory (IRT) (***Gideon J. Mellenbergh***)
Time Series Analysis (***Rainer Metz***)
Data Access and Data Policies: Towards the Virtual Observatory for Comparative Research (***Ekkehard Mochmann***)
Improving International Social Surveys: Old Problems, Recent Investigations, and Innovations – the ISSP as an Example (***Peter Ph. Mohler***)
Index-Construction: Methods of Aggregating Indicators of Social and Economic Well-Being (***Heinz-Herbert Noll***)
Social Science Aspects of Information Design (***H. Peter Ohly***)
Event History Analysis (***Ulrich Pötter***)

Categories and Continuities in Social Stratification (***Ken Prandy***)
Statistical Matching / Data Fusion (***Susanne Rässler***)
Panel Analysis (***Uwe Engel***; ***Jost Reinecke***)
Mode of Data Collection (***Karl-Heinz Reuband***)
Assessment of Model Fit (***Tamas Rudas***)
Engendering Longitudinal Data Analysis: The Contribution of Dynamic Research to the Study of Women's Life Courses (***Elisabetta Ruspini***)
10 Years Research on Survey Data Quality by MTMM Experiments (***Willem Saris***)
Quality of Qualitative Research (***Willem Saris***)
Latent Structure Estimation (SEM) (***Albert Satorra***)
Applications of SEM (***Tim Seifert***; ***Henry Schulz***)
Estimations of Differential Equations: Methods and Applications (***Hermann Singer***)
Supervised Classification and Prediction Models: Non-Parametric and Semiparametric Approaches (***Roberta Siciliano***)
Social Network Analysis: Statistical Issues (***Tom Snijders***)
Cognitive Methodological Research for Testing Questionnaires: Principles (***Ger Snijkers***; ***Tony Hak***)
Cognitive Methodological Research for Testing Questionnaires: Applications (***Ger Snijkers***; ***Tony Hak***)
Mode Effects in Longitudinal Surveys (***Jürgen Schupp***)
Unidimensional Unfolding Analysis (***Wijbrandt van Schuur***)
Teaching Social Science Data Analysis – Curricular Approach (***Poliana Stefanescu***)
Measurement Issues in Scale Construction (***Victor Thiessen***)
Applicability and Tools and Techniques of Agent-Based Social Simulation (***Klaus G. Troitzsch***; ***Nigel Gilbert***)
Ethical, Social and Political Processes in Social Research (***Carole Truman***)
Sensitive Topics (***Karl van Meter***)
Web Surveys (***Vasja Vehovar***)
Loglinear Analysis and Latent Class Analysis (***Jacques Hagenaars***; ***Jereon Vermunt***; ***Marcel Croon***)
Data Collection in Special Groups (***Michael Wagner***)
Graphical Modelling (***Nanny Wermuth***)
Applications of Multilevel Analysis (***Dick Wiggins***)
Measuring Demographic Variables in International Comparative Perspective (***Jürgen H.P. Hoffmeyer-Zlotnik***; ***Christof Wolf***)
Conceptual Knowledge Processing in Social Sciences (***Karl Erich Wolff***)
Variants of Automatic Coding of Text Data (***Cornelia Züll***; ***Melina Alexa***)

Analysis of categorical data and discrete choices

30th Spring Seminar at the Zentralarchiv

5 – 23 March 2001

The spring seminar is a training course for social scientists interested in advanced techniques of data analysis and in the application of these techniques to data. Participants must have a sound basic knowledge of statistics as well as experience in the handling of PCs and of working with SPSS. The spring seminar comprises lectures, exercises and practical work using personal computers. While in the lectures the logic of models and the corresponding analysis strategies will be explained, during the exercises and in the practical work the participants are given the opportunity to apply these methods to data. As in the past spring seminars, the focus will be on teaching multivariate analysis techniques, this time it will be the analysis of categorical data and discrete choices. In the course of the spring seminar there is also the possibility to get to know the functions and services of the Zentralarchiv which is the German data archive for survey data.

The seminar covers three modules of one week each, to some extent based upon one another, which can be booked either separately or as a block: Loglinear Modelling, Logistic Regression Models (Logit/Probit), Latent Logistic and Discrete Choice Models. The program will be published at our webpage by summer (www.za-uni.koeln.de) and will, of course, appear in the November issue of ZA-Information.

The lectures will be given in English by:

Dr. ***Rolf Langeheine***

Universität Kiel

Loglinear Modelling

5 – 9 March 2001

Professor Dr. ***Andreas Diekmann*** and ***Ben Jann*** lic.rer.soc.

Universität Bern

Logistic Regression Models (Logit/Probit)

12 – 16 March 2001

Professor ***Allan McCutcheon***, PhD

University of Nebraska-Lincoln

Latent Logistic and Discrete Choice Models

19 – 23 March 2001

The participation fee is 100,-- DM per week. Students and social scientists out of work are entitled to a 50 % reduction if they hand in an attestation of their status together with their registration. Participants from Germany might be interested to learn that the spring seminar is recognised as „Bildungsurlaub“ and application forms to the employer can be requested from the Zentralarchiv. Travelling and accommodation have to be organised and paid by the participants.

A limited number of bursaries is available to cover travel and subsistence costs for participants from EU countries (except Germans located in Germany) and the Associated States: Bulgaria, the Czech Republic, the Republic of Cyprus, Estonia, Hungary, Iceland, Israel, Latvia, Liechtenstein, Lithuania, Norway, Poland, Romania, Slovakia and Slovenia. Please check our Web pages (http://www.za.uni-koeln.de/eurolab) for the conditions or contact ***Reiner Mauer*** (mauer@za.uni-koeln.de) for further information.

For your registration please use the attached registration form. You can also register via e-mail. For more details please check our web pages (address see below). The number of participants is limited to 40 persons per week. Participants will be accepted by order of application date. Therefore we recommend to register as soon as possible.

Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung, Universität zu Köln, Bachemer Str. 40, D-50931 Köln. Tel. +49-221-4769433 (secretariat Frau ***Priemer***) or +49-221-4703157 (***Markus Klein***), Facsimile: +49-221-4769444, e-mail: klein@za.uni-koeln.de. The Zentralarchiv WWW Server provides up-to-date information on the spring seminar and other forthcoming events (http://www.za.uni-koeln.de/events/).

Registration Form Spring Seminar 2001

Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung
University of Cologne
Postfach 41 09 60

50869 Köln
Germany

Registration for Spring Seminar 2001 (Please print or type)

Name .....

Address .....

Phone/Facsimile .....

E-mail .....

Studied at .....

Examination.....

Present occupation.....

Institution.....

I want to participate in

❑ the whole spring seminar, 5 - 23 March 2001

❑ parts of the spring seminar

(Please tick appropriate box)

❑ Dr. ***Rolf Langeheine***
Universität Kiel
Loglinear Modelling
5 – 9 March 2001

❑ Professor Dr. ***Andreas Diekmann*** and ***Ben Jann,*** lic.rer.soc.
Universität Bern
Logistic Regression Models (Logit/Probit)
12 – 16 March 2001

❑ Professor ***Allan McCutcheon,*** PhD
University of Nebraska-Lincoln
Latent Logistic and Discrete Choice Models
19 – 23 March 2001

Date: ..... Signature: .....

Each course is limited to 40 participants. Registration will be accepted by order of application date.

ZHSF-Herbstseminar 2000

Methoden der Historischen Sozialforschung

Köln, 2. bis 15. September 2000

Das neue ZHSF-Herbstseminar 2000 ist modular strukturiert; es besteht aus vier 6-tägigen Modulen vor Ort in Köln; dies sind einerseits Basismodule, die ohne besondere Vorkenntnisse besucht werden können, und andererseits Aufbaumodule, die besondere Vorkenntnisse erfordern. Künftig wird es auch aus virtuellen Modulen (mit unterschiedlicher virtueller Seminardauer) bestehen. Durch die Dozenten erfolgt eine Einführung in die Lerninhalte. Die Kursteilnehmer setzen die Lerninhalte am Beispiel von zeithistorischen Quellen und eines Datensatzes aus der historischen Sozialforschung in Arbeitsgruppen forschungspraktisch um, werten die Übungsdatensätze selbständig unter Einsatz von EDV aus und stellen die Analyseergebnisse mit Hilfe eines Textverarbeitungssystems schriftlich dar. Während der gesamten Kurslaufzeit stehen die Dozenten und ZHSF-Mitarbeiter für die Beratung der Teilnehmer bei der Durchführung eigener Forschungsarbeiten zur Verfügung. Darüber hinaus besteht die Möglichkeit, in Teilnehmervorträgen solche Forschungsarbeiten vor dem Plenum zu diskutieren.

ZHSF-Herbstseminar 2000: Basismodule

Basismodul "Methoden":
Köln, 2. bis 8. September 2000

Leitung: Prof. Dr. ***Wilhelm H. Schröder*** (ZA/ZHSF)

Grundlagen der Methodik historischer Sozialforschung: Theoriebildung; die „empirische Übersetzung“ von Forschungsproblemen (Problemformulierung, Operationalisierung, Indikatoren); Planung und Durchführung empirischer Forschung: Auswahlverfahren, Erhebungsverfahren, computergestützte Verfahren der Datenverarbeitung; Datenbankmanagement: Datenbankentwurf, relationelles Datenmodell, Entity-Relationship-Modell, Daten erfassung; Statistik: Ausblick auf das Basismodul „Statistik“.

Exemplarische Methode: Kollektive Biographik; Datenbasis: Parlamentarierbiographien der Weimarer Republik; EDV-Einsatz: Anwendung des Datenbankmanagementsystems ACCESS.

Keine besonderen Teilnahmevoraussetzungen; die anschließende Teilnahme am Basismodul "Statistik" wird aber nachdrücklich empfohlen.

Basismodul "Statistik"
Köln, 9. bis 15. September 2000

Leitung: Dipl.-Soz. ***Markus Werle*** (Halle-Wittenberg)

Methoden: Rückblick auf das Basismodul "Methoden"; Grundlagen der Statistik: Merkmale und ihre Messung; univariate Häufigkeitsverteilungen; Maßzahlen zur Beschreibung univariater Verteilungen; bivariate Häufigkeitsverteilungen; Beziehung zwischen metrischen Merkmalen (Korrelation, lineare Einfachregression); Beziehung zwischen einem nominalen Merkmal und einer metrischen abhängigen Variablen (Varianzanalyse); Stichprobenverfahren; Drittvariablenkontrolle in der Tabellenanalyse.
Exemplarische Methode: Kollektive Biographik; Datenbasis: Parlamentarierbiographien der Weimarer Republik; EDV-Einsatz: Anwendung des Statistikprogrammpakets SPSS.
Keine besonderen Teilnahmevoraussetzungen; die vorhergehende Teilnahme am Basismodul "Methoden" wird aber nachdrücklich empfohlen.

ZHSF-Herbstseminar 2000: Aufbaumodule

Aufbaumodul "Allgemeines Lineares Regressionsmodell / Submodelle“
Köln, 2. bis 8. September 2000

Leitung: Dipl.-Soz. ***Jürgen Sensch*** (ZA-ZHSF)
Statistische Methoden: Multiple Regressionsanalyse; Konzepte der Inferenzstatistik; einfache und mehrfache Varianzanalyse; Regressionsanalyse mit Dummy-Variablen; Kovarianzanalyse.

Exemplarische Methode: Zeithistorische Wertewandelforschung; Datenbasis: Kumulation der zehn ALLBUS-Erhebungen (Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften) von 1980 bis 1996; EDV-Einsatz: Anwendung des Statistikprogrammpakets SPSS.
Die Teilnahme setzt Grundkenntnisse der Deskriptivstatistik und der bivariaten Korrelations- und Regressionsanalyse voraus.

Aufbaumodul "Analyse diskreter abhängiger Merkmale / Indexbildung"
Köln, 9. bis 15. September 2000

Leitung: Dipl.-Soz. ***Jürgen Sensch*** (ZA-ZHSF)
Statistische Methoden: Lineares Wahrscheinlichkeitsmodell; logistische Regression mit einer dichotomen abhängigen Variablen; multinomiales Logit-Modell mit einer polytomen abhängigen Variablen; Summenindex und Reliabilitätsanalyse; Faktorenanalyse und Berechnung von Faktorenwerten.
Exemplarische Methode: Zeithistorische Wertewandelforschung; Datenbasis: Kumulation der zehn ALLBUS-Erhebungen (Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften) von 1980 bis 1996; EDV-Einsatz: Anwendung des Statistikprogrammpakets SPSS.
Die Teilnahme setzt Grundkenntnisse der Deskriptivstatistik und der multiplen Regressionsanalyse voraus.

Gebühren:	DM 80,- je Modul (Studenten und arbeitslose Teilnehmer: DM 40,- je Modul).
Anmeldung:	Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung, Abteilung Zentrum für Historische Sozialforschung, Liliencronstr. 6, 50931 Köln (Tel.: 0221/47694-34; Fax: 0221/47694-55; e-mail: ZHSF@za.uni-koeln.de).
WWW-Info.:	http://www.za.uni-koeln.de/events/.
Meldeschluß:	30. Juni 2000.

Das Zentralarchiv auf dem Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Köln

Der 30. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Soziologie findet in diesem Jahr vom 26. bis 29. September in Köln statt. Das Thema lautet „Gute Gesellschaft: Zur Konstruktion sozialer Ordnungen“. Eine Übersicht über das Veranstaltungsprogramm gibt die homepage des Kongresses: http://www.dgs-2000.uni-koeln.de/.

Das Zentralarchiv lädt schon jetzt alle Interessenten zum Besuch des Ausstellungsstands auf dem Kongreß ein. Wer bei dieser Gelegenheit das Haus des Zentralarchivs persönlich besuchen möchte, kann sich während des Kongresses oder vorab mit uns in Verbindung setzen.

Wir freuen uns, wenn wir Ihnen die aktuellsten Datensätze und die neuesten Produkte des Zentralarchivs präsentieren können.

ZA – QBase: Online Recherche in Codebüchern und Originalfragebögen

von Uwe Jensen

Das ZA hat eine Volltextsuche in PDF basierten Studiendokumenten für den Zugriff im Internet eingerichtet. Die Recherche nach Themen und Fragestellungen auf Studienebene innerhalb einer Studienkollektion wird durch die QBase erheblich erleichtert. Im Detail lassen sich auf Variablenebene die Originalfragentexte (mit Antwortkategorien) auf einfache Weise erschließen und durch Einsatz entsprechender Suchstrategien etwa für Vergleichszwecke nutzen. Die Codebücher beinhalten außerdem eine Studienbeschreibung, einen demografischen Teil und die ungewichteten Häufigkeiten des Datensatzes. Zusätzlich zur Recherche im ALLBUS wurden Dokumentationen folgender deutschsprachiger Datenschwerpunkte für die Nutzung im WWW aufbereitet:

DDR – Neue Bundesländer:
212 Codebücher und 225 Fragebögen decken verschiedenste Längsschnittstudien und spezifische Themenschwerpunkte ab, die in der ehemaligen DDR und den neuen Bundesländern durchgeführt wurden.

Politbarometer:
Hier wurden die vorliegenden 27 Codebücher der Politbarometern seit 1977 für Recherchen aufbereitet, ergänzt um die partielle Kumulation von 1977 bis 1998.

Quellen aus international vergleichenden Studien sind suchbar für:

Eurobarometer:
Die Recherchemöglichkeiten erstrecken sich hier auf 64 Codebücher (1970 – 1995) und 16 englische Basisfragebögen der Jahre 1989 – 1997. Zusätzlich ist die Suche in bibliografischen Angaben möglich.

ISSP:
Neben den bereits aufbereiteten 14 Studien bis 1996 kann in den englischen Basisfragebögen der Module 1997 bis 2000 gesucht werden.

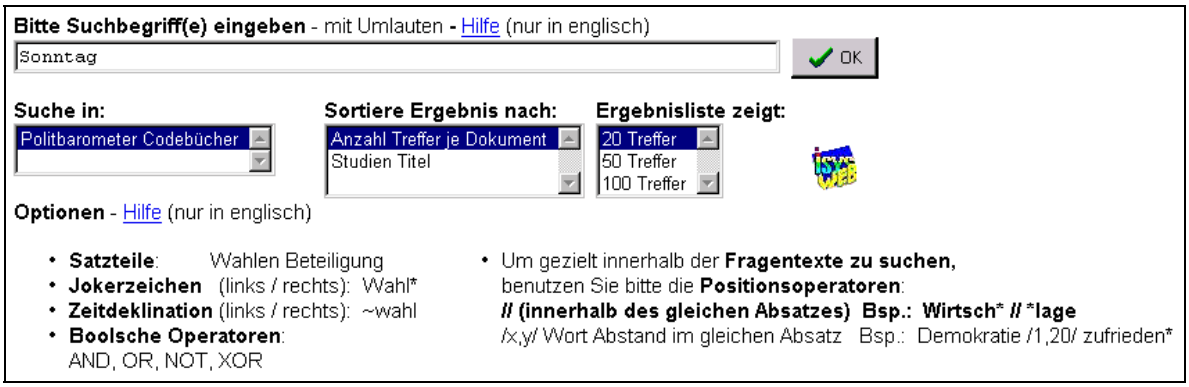
Die Dokumente beider Servicebereiche können auch gemeinsam durchsucht werden.

Detailinformationen zu den jeweiligen Quellen finden sich auf der jeweiligen Suchseite, die über die ZA-Homepage http://www.za.uni-koeln.de/ erreichbar sind.

Suchfunktionen

Neben den Standardfunktionen (Boolsche Operatoren, Jokerzeichen) können Deklinationsformen eines Wortes in die Suche einbezogen werden. Die Positionsoperatoren erlauben eine gezielte Suche z. B. innerhalb von Fragentexten.

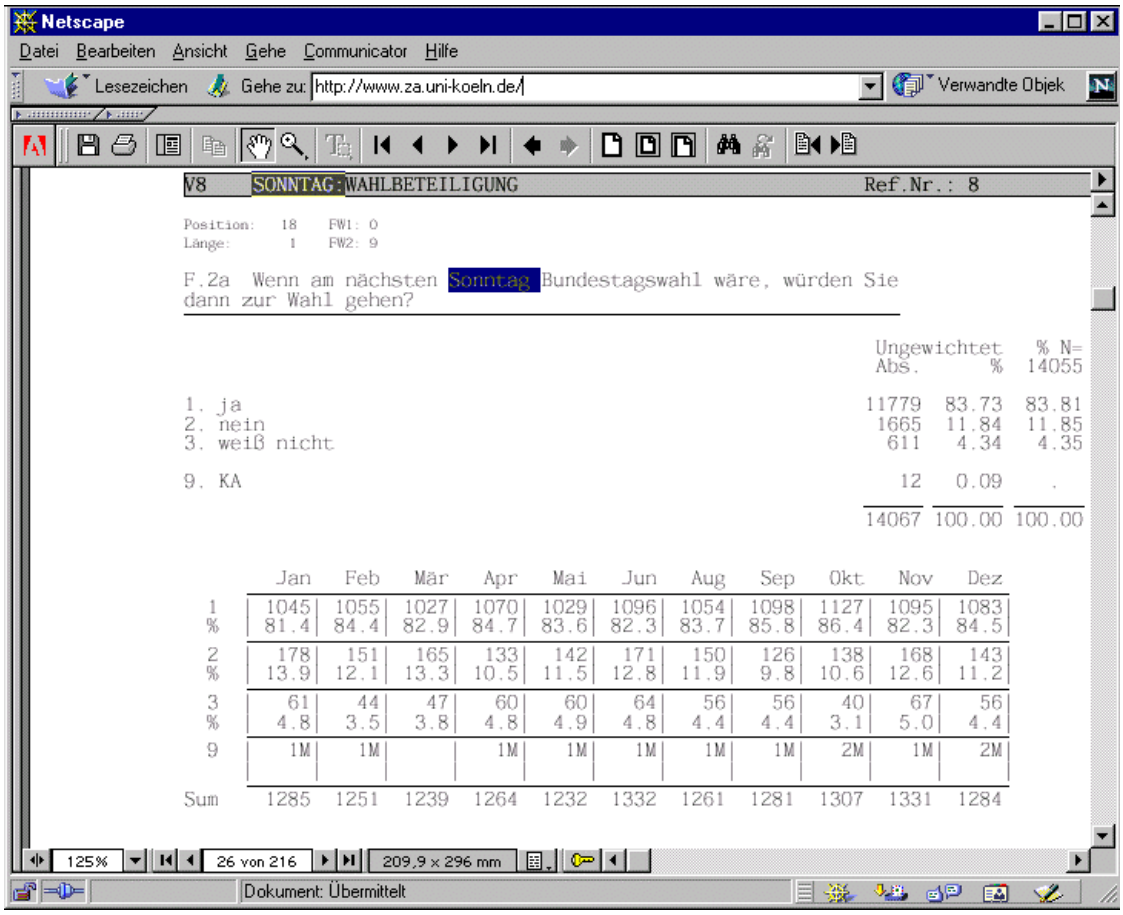
Abbildung 2: Suchmaske und Suchfunktionen



Darstellung der Ergebnisse mit Acrobat Reader

Nach dem Ausführen der Suche erhält der Nutzer eine Ergebnisliste mit pdf-Dokumenten, die mit Hilfe des kostenlosen Acrobat Reader direkt im Browser geladen werden (zusätzliche Hinweise enthält die Suchseite). Die einzelnen Fundstellen sind jeweils markiert und können mittels Blätterfunktion nacheinander ausgewählt werden. Seiten der geladenen Quelle können ausgedruckt werden.

Abbildung 2: Geladene pdf - Codebuchseite mit Fundstelle



Ausweitung des Angebotes

Für die nähere Zukunft werden die Recherchemöglichkeiten auf weitere Themenbereiche ausgeweitet. Dazu zählen u.a. Studien aus den Bereichen:

- Gesellschaft und Kultur u. a. zu ausländischen Arbeitnehmern, Untersuchungen zu Zukunftserwartungen;
- die Wohlfahrtssurveys;
- Freizeit mit Studien zu Urlaub und Reisen;
- Konsumverhalten;
- Medizin u.a. mit Studien zum Gesundheitsverhalten u.ä.;
- Politische Einstellungen und Verhaltensweisen im Kontext von Landtagswahlen;
- Studien zum Drogengebrauch, zur Gleichberechtigung von Mann und Frau, zu nichtehelichen Lebensgemeinschaften, Leben im Alter.

Die verschiedenen Quellen der QBase werden dann auch im Verbund recherchierbar, um Themen und konkrete Fragen übergreifend explorieren zu können. Dieses Angebot soll die thematischen Angebote relationaler Datenbanken des ZA auf Basis von ILSES, ECLAIR und ACCESS als schnelle Suche nach Frageinhalten, zunächst ohne direkten Zugriff auf Daten, ergänzen.

50 Jahre empirische Wahlforschung in Deutschland

1949 fanden in der Bundesrepublik die ersten Wahlen zum Deutschen Bundestag statt. Bereits für diese Wahl existiert in den Datenbeständen des Zentralarchivs eine Nationale Wahlstudie. Es scheint folglich nicht übertrieben, davon zu sprechen, daß die empirische Wahlforschung in Deutschland auf eine 50jährige Tradition zurückblicken kann. Das Zentralarchiv nahm dieses Jubiläum im Jahr 1999 zum Anlaß, zu einer Expertentagung "50 Jahre empirische Wahlforschung in Deutschland" einzuladen. Diese Expertentagung des Zentralarchivs fand vom 18. bis 20. November 1999 in der Universität zu Köln statt. Sie verfolgte mehrere Anliegen: Sie versuchte für die empirische Wahlforschung in Deutschland

- *erstens* rückblickend deren Entwicklung zu argumentieren,
- *zweitens* den gegenwärtigen Forschungsstand zu bilanzieren und
- *drittens* mögliche Zukunftsaufgaben herauszuarbeiten.

Die Beiträge beschäftigten sich zum einen in einer eher wissenschaftssoziologischen Perspektive mit der Entwicklung und den Zukunftsperspektiven der empirischen Wahlforschung in Deutschland. Darüber hinaus wurden eine Reihe empirischer Längsschnittanalysen des Wählerverhaltens präsentiert, die auf der Grundlage der Deutschen Nationalen Wahlstudien der Jahre 1949 bis 1998 vorgenommen wurden. Diese Daten sind zusammen mit dem „Continuity Guide der Deutschen Wahlforschung", einer Datenbank aller in diesen Studien erhobenen Variablen, auf einer CD-ROM präsentiert worden. Abschließend beschäftigten sich die Teilnehmer der Konferenz mit den zukünftigen Herausforderungen der empirischen Wahlforschung in der Mediendemokratie.

In Memoriam

Dr. ***Rolf Fröhner***, geboren am 9. April 1917, ist am 2. März 2000 gestorben. In dieser ZA Information (S. 47) wird er mit der bereits 1956 ausgesprochenen Warnung vor dem „gefährlichen Exaktheitskomplex“ der Meinungsforscher zitiert. Selbst wenn man präzise Zahlen gewinne, müßten sie längst nicht sachlich richtig und bedeutsam sein. Wert habe ein Ergebnis erst, wenn es in einen Sinnzusammenhang gestellt werde.

Dieses hohe Verantwortungbewußtsein und die Skepsis gegenüber analytisch ausufernden Ableitungen , die in der Gefahr standen Bodenhaftung zur realen Welt zu verlieren, waren kennzeichnend für wiederholte Einlassungen von ***Rolf Fröhner*** in den Foren der Profession, deren wissenschaftlichen Tagungen er bis zuletzt treu besuchte. Zugleich hat er sich in vielen Arbeitsfeldern für die Kooperation von akademischer und privatwirtschaftlich verfaßter Sozialforschung eingesetzt. Mit nachhaltigem Erfolg. Wir werden ihn als erfahrenen Sozialforscher und als menschlich hochgeschätzten Kollegen sehr vermissen.

Prof. Dr. ***Walter Nutz***, geboren am 10.12.1924, ist am 3. März 2000 gestorben. Bereits in den 60er Jahren ist er wissenschaftlich durch seine Arbeiten zur Trivialliteratur hervorgetreten, ein Thema, das ihn lebenslang interessierte. In seinem Buch „Trivialliteratur und Popularkultur“ (1999) gelang es ihm, seine reiche Erfahrung unter Einbeziehung einer Analyse der Trivialliteratur der DDR aufzuarbeiten.

In seinem 1995 erschienen Buch „Vom Mythos der Freiheit“ reflektiert er die Entwicklung des Freiheitsbegriffes von ***Platon*** bis ***Nietzsche***, wendete sich gegen eigensüchtige Gleichgültigkeit und plädierte für den Erhalt einer verantwortungsvollen persönlichen Freiheit als Basis für die freiheitliche Demokratie, in der er die beste aller bisher möglichen Lebensformen sah.

Über viel Jahre war ***Walter Nutz*** Herausgeber der „Communications: The European Journal of Communication Research“ und seit 1990 Präsident der Deutschen Gesellschaft für Kommunikationsforschung (DGKF). In dieser Zeit organisierte und leitete er fünf Kongresse zu dem großen gesellschaftlichen Thema "Gesundheit und Medien". Sein jahrzehntelanger unermüdlicher Einsatz für die große Vision der Schaffung einer Europäischen Gesellschaft für Kommunikationsforschung wurde inzwischen Realität. Am 31.3.2000 wurde in Brüssel das European Consortium for Communication Research (ECCR) gegründet.

Prof. Dr. ***Alphons Silbermann***, geboren am 11.8.1909, ist am 4.3. 2000 gestorben. Die Vielzahl von Nachrufen belegt seine herausragenden Leistungen in zugleich drei Bereichen: Soziologie, Schöne Künste und Massenkommunikation. Er war ein Kämpfer gegen die vorherrschende Tendenz einer Kulturelite in Europa, die Massenkultur zu mißachten. Sein letztes Buch, „Flaneur des Jahrhunderts“, das an seinem 90. Geburtstag veröffentlicht wurde, offenbart den Reichtum seiner Interessen und seine kosmopolitische Orientierung.

Alphons Silbermann war Gründer der „Communications: The European Journal of Communication Research“ und langjähriger Präsident der Deutschen Gesellschaft für Kommunikationsforschung (DGKF). Seine zahlreichen Studien und Publikationen sind an anderer Stelle gewürdigt (***E. K. Scheuch*** in Communications 1/ 2000). Für das Jahr 2000 hatte er ein weiteres Forschungsprojekt geplant, die Fortsetzung seiner empirischen Forschungsarbeiten zum Antisemitismus in Deutschland, über die er zuletzt in seinem Buch „Auschwitz - Nie davon gehört?“ berichtet hat.

Ekkehard Mochmann

Fünf neue Mitgliedsinstitute des ADM im Jahr 1999

Die Zahl der Markt- und Sozialforschungsinstitute, die im Arbeitskreis Deutscher Markt- und Sozialforschungsinstitute e.V. (ADM) Mitglied sind, steigt. Mit **C.M.R.** in Mannheim, dem **infas** Institut für angewandte Sozialwissenschaft in Bonn, der ***Krämer*** Marktforschung GmbH in Münster, dem Umfrageinstitut ***Klaus Peinelt*** GmbH und dem **rheingold** Institut in Köln sind im Jahr 1999 fünf Markt- und Sozialforschungsinstitute dem ADM beigetreten. Damit sind zur Zeit 42 Institute Mitglied im Arbeitskreis Deutscher Markt- und Sozialforschungsinstitute.

Der ADM versteht sich als Interessenvertretung der Markt- und Sozialforschungsinstitute in Deutschland. Zu seinen satzungsgemäßen Aufgaben gehören unter anderem die Wahrung und Förderung der Wissenschaftlichkeit der Markt- und Sozialforschung, die Gewährleistung der Anonymität der Befragten und des Datenschutzes, die Bekämpfung unlauteren Wettbewerbs sowie der Schutz der Auftraggeber vor unzulänglichen Untersuchungen und der Öffentlichkeit vor unzulänglichen Veröffentlichungen. Zur Durchsetzung dieser Ziele hat der ADM unter anderem Standards zur Qualitätssicherung in der Markt- und Sozialforschung entwickelt.

Ordentliche Mitglieder im ADM können privatwirtschaftliche Institute werden, die in der Bundesrepublik Deutschland ihren Sitz haben, Markt- und/oder Sozialforschung betreiben und rechtlich eigenständig sind. Weitere Voraussetzungen für die Mitgliedschaft sind eine mindestens dreijährige ununterbrochene wissenschaftliche Tätigkeit auf dem Gebiet der Markt- und/oder Sozialforschung; die Durchführung von Forschungsaufträgen und nicht die Übernahme von Teilaufgaben; die Einhaltung der Qualitätskriterien des ADM; ein Mindestjahresumsatz, dessen Höhe von der Mitgliederversammlung festgelegt wird; sowie die Einhaltung der Vereinssatzung, der Berufsgrundsätze und sonstigen Standesregeln.

Die folgenden Markt- und Sozialforschungsinstitute sind Mitglied im ADM:

Alpha-Institut GmbH ⚓ AMR GmbH ⚓ ASK GmbH ⚓ Roland Berger Forsch.-Inst. GmbH ⚓ BIK Aschpurwis + Behrens GmbH ⚓ C.M.R. ⚓ Compagnon GmbH & Co. KG ⚓ Czaia Marktforschung GmbH ⚓ Enigma GmbH ⚓ facit GmbH ⚓ forsa GmbH ⚓ GfK AG ⚓ IFAK GmbH & Co. KG ⚓ Impulse ForschungsgmbH ⚓ infas Inst. für angew. Sozialwiss. GmbH ⚓ Infratest Burke GmbH & Co. ⚓ INRA Deutschland GmbH ⚓ IfD Allensbach GmbH ⚓ IM Leipzig GmbH ⚓ Intermarket GmbH ⚓ Ipsos Deutschland GmbH ⚓ IRES GmbH ⚓ Dr. von Keitz GmbH ⚓ Krämer Marktforschung GmbH ⚓ LINK + Partner GmbH ⚓ M & E GmbH ⚓ Mafo-Institut GmbH & Co. KG ⚓ marmas bonn GmbH ⚓ Marplan ForschungsgmbH ⚓ mc markt-consult GmbH ⚓ Millward Brown Germany GmbH ⚓ MMA GmbH & Co. KG ⚓ Umfrageninstitut K. Peinelt GmbH ⚓ polis GmbH ⚓ psyma GmbH ⚓ result GmbH ⚓ rheingold-Institut ⚓ RMM GmbH ⚓ Schaefer Marktforsch. GmbH ⚓ Sinus Sociovision GmbH ⚓ TNS Emnid-Institut ⚓ USUMA GmbH

A prize for a doctoral thesis

The Union of International Associations has decided, in order to stress the importance of the associative phenomenon in what is rapidly becoming a world-wide society, to award a prize (of 6,000 Euro) for a doctoral thesis. Prepared on a subject concerning the life, operations or work of international non-governmental organisations. The competition is open to students of all nationalities.

Whatever his or her speciality, the candidate must meet the conditions laid down by his or her own University for acceptance as a thesis candidate. Subjects suggested by candidates must be approved by a local course director and accompanied by a short note setting out the broad lines of the intended research. Candidatures have to be received by UIA before the 14th October 2000. The UIA Council reserves ist right to accept only the more interesting or the more original subjects for competition. It will inform the candidate of its decision in due time.

The thesis has to be upheld in 1999 or, at the latest, before the 1st November 2000. Manuscripts must be written in English or French and sent to the UIA secretariat in triplicate before 1 January 2001. The UIA Council will proceed to set up a jury of qualified persons who will have full discretion in awarding, or if necessary, dividing the prize (or withholding any award).

The official award of the prize will take place during the UIA General Assembly 2001.

All additional information may be obtained from:

The Secretariat of UIA, 40, rue Washington, B-1050 Brussels (Belgium)

Tel (322) 640 18 08 – Fax (322) 643 61 99

E-mail uia@uia.be – Website http: //www.uia.org/

European Consortium for Communication Research (ECCR)

The European Consortium for Communication Research (ECCR) was officially launched in Brussels on March 31, 2000.

The primary goal of the (ECCR) is to exchange information and documentation about relevant research activities and meetings, and to organise research activities and meetings. The ECCR, like the European Consortium of Political Research (ECPR), operates through institutions. The Consortium welcomes institutions throughout Europe - North, South, East and West. However, as the ECCR wishes to serve particularly the younger generation of scholars in the field of media, information and (tele)communications research, the ECCR activities will be open to interested individuals regardless of their affiliation.

The meeting of about 100 delegates from 20 countries appointed the following Executive Board members: ***Divina Frau-Meigs*** (from France), ***Ekkehard Mochmann*** (Germany), ***Vincent Porter*** (UK), ***Katharine Sarikakis*** (Greece), ***Jan Servaes*** (Belgium), ***Elena Vartanova*** (Russia), and ***Juhani Wiio*** (Finland). ***Jan Servaes*** becomes the first President.

Please visit the ECCR website (http://home.pi.be/eccr/) for more details

ECCR - European Consortium for Communications Research
Secretariat: Brussel 21 -- P.O.Box 106,
B-1210 Brussels, Belgium
Tel.: +32-02-412 42 78/47
Fax.: +32-02-412 42 00
Email: <freenet002@pi.be> or <Rico.Lie@pi.be>
URL: <http://home.pi.be/eccr/>

Buchhinweise:

Elections in Central and Eastern Europe: The First Wave

***Klingemann, H.-D.; Mochmann, E.; Newton, K.* (eds.)**

Berlin: Edition Sigma, 2000. 354pp. DM 44,00

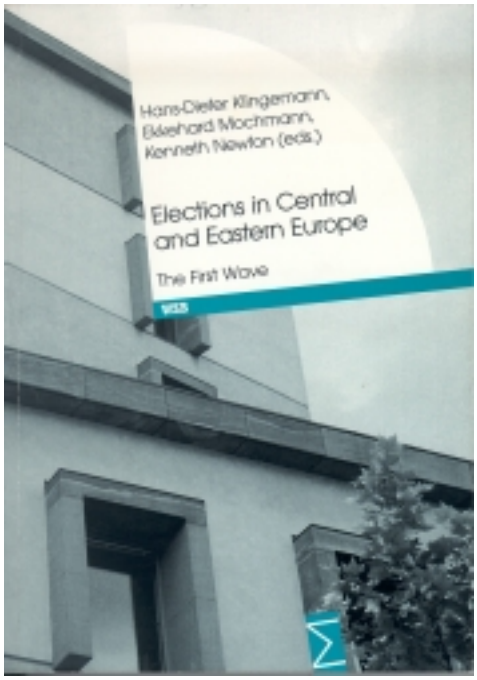
ISBN 3-89404-195-1

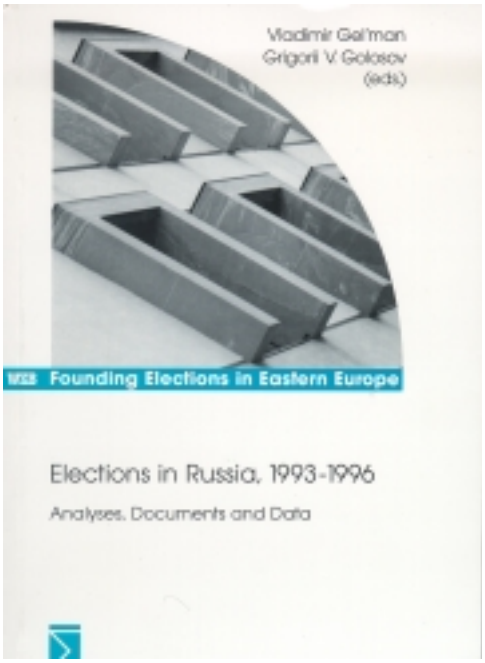
Review by Brigitte Hausstein

In December 1998 twenty three experts from East and West were brought together to review the state of the art of election studies in Eastern European Countries. This meeting was the third in a series of conferences on comparative political research in Eastern Europe sponsored by the European Consortium for Political Research (ECPR), the Social Science Research Center Berlin (WZB), and the German Social Science Infrastructure Services (GESIS). The main findings and conclusions of the conference are presented in the volume. It is intended to provide a comprehensive stocktaking of election research in Eastern Europe, after the first stage of transition of post-communist societies has been completed. As only twelve countries are covered in this volume a subsequent one is announced for the next future.

The volume consists of two general considerations presented by political scientists from Western Europe and country reports compiled by experts from Hungary, Poland, Lithuania, Croatia, Yugoslavia, Bulgaria, Romania, Macedonia, Albania Russia, Ukraine and Belarus. The appendix provides the reader with information about election studies from Eastern European Countries which are available at the Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung Cologne (Germany) and descriptions of Internet-sources regarding data and background information on elections in the respective regions.

While the western contributions are characterized by a more comprehensive but outstanding view on the election research in Eastern Europe the country reports provide an overall review of election studies in each country from an insider perspective. Detailed descriptions of the history of election research and the main protagonists of this field are presented. The reports show that the countries differ not only in their experiences of free election since 1989 but also in the stage of development of election studies.





Although the country reports are different all contributions are highly informative in a similar manner. Besides lists of conducted survey the reader can find lots of names and addresses of persons and institutions dealing with election research. Perhaps these information will encourage western political scientists who are interested in comparative election studies to cooperate with Eastern European scholars.

Elections in Russia, 1993-1996: Analyses, Documents and Data

***Gel'man, Vladimir*; *Golosov, Grigorii V*. (eds.)**

Series: Founding Elections in Eastern Europe

***Klingemann, H.-D* and *Taylor, Ch. L.* (General Editors)**

Berlin: Edition Sigma, 1999. 473pp. DM 56,00 ISBN 3-89404-198-6

Review by Brigitte Hausstein

The emergence of party systems in Eastern Europe in the 1990s represents one of the most important and challenging fields for political research. After ten years most Central and Eastern European countries have developed into representative democracies and political parties have become the major actors in free and fair general elections. The series "Founding Elections in Eastern Europe" (edited by ***Hans-Dieter Klingemann*** and ***Charles L. Taylor***) is dedicated to the analysis of these emerging and formation processes. Each

country-related volume deals with the first and/or subsequent elections for the national parliament in terms of the political parties' history, the electoral system, the electoral behavior of the population, and the formation of government. All volumes include appendices documenting parties and election laws as well as survey data available for secondary analysis.

Meanwhile seven volumes have been published and the latest issue is focused on the Russian DUMA-Elections in 1993 and 1995 and the Presidential Election in 1996. The analyses presented in this volume focus on different stages of electoral politics starting with 1989. The chapters give an insight into the development of electoral laws and political parties and their impact on electoral strategies and voting behavior. The authors describe the candidates who stood for election and the Russian voters in general. A comprehensive appendix provides the readers with a factual information about Russian elections.

Further volumes (all are published by edition sigma Berlin):

Volume 1:
The 1990 Election to the Hungarian National Assembly. Berlin: 1996.
ISBN 3-89404-150-1, 198 pp. DM 33,00.

Volume 2:
Ivan Gabal (ed.): The 1990 Election to the Czechoslovakian Federal Assembly. Berlin: 1996. ISBN 3-89404-158-7, 198 pp. DM 33,00.

Volume 3:
Georgi Karasimeonov (ed.): The 1990 Election to the Bulgarian Grand National Assembly and the 1991 Election to the Bulgarian National Assembly. Berlin: 1997.
ISBN 3-89404-156-X, 156 pp. DM 33,00.

Volume 4:
Ivan Siber (ed.): The 1990 and 1992/93 Sabor Elections in Croatia. Berlin: 1997.
ISBN 3-89404-177-3, 215 pp. DM 33,00.

Volume 5:
Vladimir Goati (ed.): Elections to the Federal and Republican Parliaments of Yugoslavia (Serbia and Montenegro) 1990-1996. Berlin: 1998. ISBN 3-89404-181-1, 397 pp. DM 48,00.

Volume 6:
Gábor Tóka, ***Zsolt Enyedi*** (eds.): Elections to the Hungarian National Assembly 1994. Berlin: 1999. ISBN 3-89404-184-6, 318pp. DM 44,00.

Religion und Geschlechterverhältnis.

Ingrid Lukatis, Regina Sommer, Christof Wolf (Hrsg.)

Opladen: Leske + Budrich, 2000. 300 Seiten. ISBN 3-8100-2546-1.

Ein Buchhinweis von U-Seok Seo [1]

Der vorliegende Sammelband entstand vor dem Hintergrund einer gleichnamigen Tagung, die von der Sektion Religionssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie durchgeführt wurde. Angesichts des Fehlens systematischer Untersuchungen zum Thema Religion und Geschlechterverhältnis in der deutschen Soziologie wird mit dem Buch das Anliegen verfolgt, diese Forschungslücke ein wenig zu verringern. An den unterschiedlichen Fachdisziplinen der Autoren zeigen sich nicht nur die Interdisziplinarität dieser Thematik, sondern auch das breite Forschungsinteresse. Der vorliegende Band deckt daher ein breites Themenspektrum ab. In Anbetracht der thematischen Vielschichtigkeit dürfte es ein angemessenes Vorgehen sein, mit den Beiträgen zu beginnen, die mit ihren Hintergrundinformationen den Zugang zu den anderen Beiträgen erleichtern mögen. Hierzu scheinen die geschichtliche Abhandlung von ***Irmtraud Götz v. Olenhusen*** (37-47) und die ebenfalls historische, im Gegensatz zur vorigen Arbeit jedoch empirisch quantitativ ausgerichtete Analyse von ***Christof Wolf*** (69-83) geeignet zu sein. ***Götz v. Olenhusen*** bezeichnet den religiösen Wandel in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert im Hinblick auf die Geschlechterverhältnisse als eine ‚Feminisierung der Religion'. Als Belege für dieses Phänomen werden eine weibliche Religiosität und das allmähliche Eindringen von Frauen in kirchliche Räume genannt, welches zugleich von einem männlich dominierten Säkularisierungsprozess begleitet wird. Die Kirchennähe der Frauen ist dieser historischen Sichtweise zufolge durch den sukzessiven Rückzug der Männer aus dem kirchlichen Bereich sowie durch den Ausschluss von Frauen von der als ‚Religionsersatz' bezeichneten Bildung zu erklären. Hieraus leitet die Autorin eine derzeitige Tendenz ab, nach der der Ausgleich von geschlechtsspezifischen Bildungs- und Mobilitätsdefiziten auf eine Angleichung der Geschlechterdifferenzen in der Kirchlichkeit hinauslaufe (S. 44). Eine empirische Untermauerung dieses Annäherungsprozesses liefert ***Wolf*** durch seine Analyse des Anteils regelmäßiger Kirchgänger unter Männern und Frauen von 1953 bis zu 1992 anhand eines Datensatzes von ***Ulrich Kohler*** (1995). Die Analyse zeigt, dass der Unterschied zwi-

---

1 ***U-Seok Seo*** ist Doktorant am Institut für Angewandte Sozialforschung der Universität zu Köln, Greinstr. 2 50939 Köln.

Für die Mithilfe möchte ich mich bei ***Hermann Dülmer*** und ***Stephanie Bous*** bedanken.

schen Frauen und Männer in bezug auf die Kirchlichkeit bei den jüngeren Kohorten deutlich kleiner ausfällt als bei den älteren. Einem Ende der Feminisierung der Religion folgt, so ***Wolf***, jetzt eine generelle Entkirchlichung, nicht die ‚Re-Maskulinisierung'. Zusammengenommen entwerfen die beiden Beiträge ein historisches Erklärungsschema: Ausgehend von der männerdominierten, patriarchalischen Kirche und der anschließenden Feminisierung des kirchlichen Raumes kommt es schließlich zu einer generellen Entkirchlichung. Die relativ größere Kirchennähe der Frauen wird als eine historisch bedingte vorübergehende Erscheinung angesehen.

Ebenso wie der Marienkult als eine Feminisierung der Frömmigkeit verstanden werden kann (S. 38-39), wird oft in der geschlechtlichen Charakterisierung von Gottesbildern nach einem Zusammenhang zwischen Religion und der Geschlechterordnung gesucht. Auf diese Thematik gehen insgesamt drei Autorinnen dieses Bandes explizit ein. ***Edith Franke*** (131-138) widmet sich der Frage, welche Bedeutung die in der letzten Zeit aufgekommenen weiblichen Gottesbilder für kirchengebundene Frauen haben. Aus Interviews mit kirchlich-christlich, feministisch geprägten Frauen stellen sich die Wahl und die Zuwendung zu weiblichen Gottesvorstellungen als eine positive Identifikation mit weiblicher Transzendenz und weiblicher Stärke heraus. Die gleiche Argumentationslinie verfolgt der Beitrag von ***Donate Pahnke*** (225-239) in Bezug auf die neo-paganen Religionssysteme. Dabei kontrastiert sie ein patriarchalisch-frauenfeindliches und zugleich individualistisch-machtorientiertes Muster mit einem eher feministischen Entwurf, der zugleich sozialethisch-gemeinschaftsorientiert sei. Im Gegenzug dementiert ***Annette Wilke*** (19-35) die Auffassung über die Korrespondenz zwischen dem faktischen Geschlechterverhältnis und den jeweils vorherrschenden Gottes- bzw. Göttinnenbildern, indem sie darauf hinweist, dass hinduistische und islamische Gesellschaften trotz der ganz verschiedenen Vorstellungen über weibliche Gottheiten ein ähnlich patriarchalisches Herrschaftssystem ausweisen.

Ein großer Teil der Beiträge des vorliegenden Bandes beschäftigt sich mit Frauen und Männern, die in kirchlichen Organisationen arbeiten. ***Christiane Bender, Hans Graßl und Heidrun Motzkau*** (171-179) stellen eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in kirchlichen Organisationen fest, die sich durch die Unterrepräsentanz von Frauen in Führungspositionen sowie durch die von der Doppelorientierung an Familien- und Erwerbsarbeit bedingte Teilzeitbeschäftigung der Frauen auszeichnet. Eine Folge aus der Geschlechterordnung der Kirche ist das Reproduktionsproblem der kirchlichen Organisation im Hinblick auf die Besetzung wichtiger Ämter. ***Gregor Siefer*** (203-214) führt das Rekrutierungsproblem von katholischen Priestern unter anderem darauf zurück, dass die herkömmliche Geschlechterordnung sowie die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der katholischen Kirche, z.B. der Frauenausschluss von dem Priesteramt bzw. das Zölibat der Priester, mit der gesellschaftlichen Geschlechtervorstellung heutzutage nicht mehr verein-

bar seien. Nach Auffassung von ***Kornelia Sammert*** (193-202) besteht eine Schwierigkeit in der evangelischen Kirche häufig darin, dass Pfarrerinnen hier einem Widerspruch zwischen ihrer Amtsautorität und der herkömmlichen Geschlechtervorstellung ausgesetzt seien. Das Problem beschränkt sich jedoch nicht allein auf traditionell männerdominierte Stellen. Frauentypische Berufe, wie etwa der der Gemeindereferentin in der katholischen Kirche, seien nach ***Walburga Hoff*** (181-192) aufgrund des Ausstiegs von Frauen ebenso von Personalproblemen betroffen. Aufgrund eines konstruktivistischen Verständnis von Geschlecht analysiert die Autorin Erfahrungen einiger Berufsaussteigerinnen aus der Gemeindereferentenstelle im Zusammenhang mit der Veränderung der Weiblichkeitskonstruktion. Während die traditionell frauentypischen Stellen in der Kirche mit Nachwuchssorgen konfrontiert sind, haben ***Sabine Federmann*** (149-155) zufolge einige Bereiche kirchlicher Frauenarbeit in der letzten Zeit einen Aufschwung genommen. Sehr unterschiedliche, innovative Formen kirchlicher Arbeit, die neuerlich von, mit und für Frauen entwickelt wurden, betrachtet die Autorin als Anzeichen individuell motivierter Reformbestrebungen. Die geschlechtsspezifischen Bedeutungen der Religion in den gegenwärtigen Kirchen stehen im Zentrum zweier Beiträge. ***Sigrid Reihs*** (157-169) vergleicht die unterschiedliche Motivationsstruktur ehrenamtlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Kirche miteinander. Der Beitrag von ***Regina Sommer*** (139-147) sieht die Bedeutung der Religion für berufstätige Mütter, die mit ihrer beruflichen Arbeit und ihrer Verantwortung für die Familie einer Doppelbelastung ausgesetzt sind, unter anderem darin, dass sie ihnen eine Distanz von dem anstrengenden Alltagsleben verschaffen könne.

Für das Verständnis des Verhältnisses der Bedeutung von Religion für Frauen und ihrem kirchlichen Engagement in der Volkskirche sind zwei Fallstudien bedeutsam. Am Beispiel einer intellektuellen Frau, Edith Stein, veranschaulicht ***Theresa Wobbe*** (49-68), dass Religion auch für die moderne gebildete Frau eine Möglichkeit zur Selbstentfaltung biete, wie es die freiwillige Entscheidung zum Klosterleben belege. ***Gertrud Hüwelmeier*** (215-223) zeigt am Beispiel einer weiblichen Ordensgemeinschaft, der Armen Dienstmägde Jesu Christi (ADJC), wie Frauen aus kleinbäuerlichen Schichten sich in einer von Männer dominierten Struktur Freiräume schafften. Die Bedeutung der persönlichen Entscheidung von Frauen zum intensiven religiösen Leben ist in den beiden Fällen allerdings dadurch zu relativieren, dass Edith Stein sowie die Gründerin des Frauenordens in ihrer Lebenszeit nur über ganz begrenzten Zugang zum öffentlichen Raum verfügten. In diesem Zusammenhang sind die vier Beiträge über den Neoislam recht aufschlussreich. Mit den Fallbeispielen von Studentinnen in Kairo unterscheidet ***Karin Werner*** (241-249) drei Lebensstile junger Frauen hinsichtlich ihrer Reaktion im Umgang mit den erfahrenen Konflikten zwischen der traditionalen islamischen und der westlichen Kultur. Bei dem vom Traditionalismus unterschiedenen neoislamischen Lebensstil trete die Religion als Stütz für Selbstdisziplin bzw. der Systematisierung der eigenen Lebensführung ein. ***Ruth Klein-Hessling*** (251-260) legt aufgrund von einer Feldforschung im Nordsudan dar, wie die systematische

Lebensführung nach der islamischen Lehre zur Überwindung einer Lebenskrise sowie zur Gleichberechtigung der Frauen sowohl in der Familie als auch in der religiösen Institution beitragen könne. Ebenso argumentiert ***Sigrid Nökel*** (261-270), dass das islamische Verhalten der Immigrantentöchter in Deutschland weniger als Tradierung der islamischen Kultur zu verstehen sei. Vielmehr sei es als eine selbstbewusste Entscheidung junger Frauen zu begreifen. Dies wird von ***Gritt M. Klinkhammer*** (271-278) mit dem Beispiel des Tragens eines Kopftuches veranschaulicht.

Anders als die übliche Vorstellung, dass der Islam für Frauen ein unterdrückender Faktor sei, bietet Religion nach diesen vier Beiträgen im Falle des Neoislams Frauen eine neue Möglichkeit zur Selbstentfaltung an. Besonders in den kulturkonfliktträchtigen Situationen, die aus der Einführung der westlichen Kultur oder aus der Arbeitsimmigration hervorgehen, trägt die Selbstentscheidung der Frauen zur systematischen Lebensführung nach der islamischen Lehre dazu bei, dass Frauen nicht nur eine alltägliche Lebenskrise bewältigen, sondern sich auch auf der Basis des Zugangs zum religiösen Wissen bzw. der Ermöglichung der Selbstauslegung der religiösen Lehre im Rahmen der islamischen Ordnung mit den Männern in den gleichen Rang stellen können. Beeindruckend ist die Ähnlichkeit der Darstellungen über den Neoislam mit Auswirkungen der protestantischen Ethik auf den Laienalltag. Die Implikationen der eifrigen Religiosität neoislamischer Frauen für die anderen, zumeist auf das Christentum in Deutschland fokussierten Diskussionen lassen sich angesichts der enormen kulturellen Unterschiede nicht so einfach abschätzen. Zumal man allein aus den qualitativen Studien in diesem Band nicht entnehmen kann, in welchem Umfang der Neoislam unter den Frauen verbreitet ist. Dieses Beispiel macht auf die Notwendigkeit weiterer Überlegungen zum Verhältnis zwischen Frauen und Religion aufmerksam. Denn die religiöse Hingabe der modernen Frauen im Neoislam ist den vier Beiträge zufolge weder auf eine Weiblichkeit der Religiosität, noch auf eine Rolle der Religion als Ersatz zum Zugang zu beruflicher Arbeit, noch alleine auf den Einfluss von Tradition zurückzuführen (vgl. den Beitrag von ***Götz v. Olenhusen***).

Im Gegensatz zur These von ***Wolf*** über die Angleichung der geschlechtlichen Differenz erscheint diese Differenz in den folgenden drei empirisch quantitativ ausgerichteten Beiträgen des Bandes noch robuster. In der Analyse von ***Robert Kecskes*** (85-100) anhand des Datensatzes des ISSP 1991 ist von ‚einer erstaunlichen Konsistenz' zwischen den Ländern bezüglich dieser Thematik die Rede. Mit Ausnahme der Niederlande sind die Frauen in allen Ländern religiöser als die Männer. In keinem der analysierten Länder sind die Unterschiede in der Religiosität von Frauen und Männern in stärkerem Maße auf sozio-demographische Kontrollvariablen zurückzuführen. Der Geschlechtereffekt ist nach ***Kecskes*** die Folge einer geschlechtsspezifischen religiösen Sozialisation, wobei Frauen die Verantwortung für die religiöse Sozialisation der Kinder übernehmen und Mädchen religiöser sozialisiert werden als Jungen. Ebenso arbeitet ***Petra-Angela Ahrens*** (101-114)

anhand des Datensatzes aus der dritten Repräsentativerhebung der Evangelischen Kirche in Deutschland von 1992 die geschlechtsbedingten Unterschiede sowohl in Bezug auf die christlich-kirchliche Nähe als auch hinsichtlich weltanschaulicher Orientierungen heraus. Das Fortbestehen der geschlechtlichen Differenz bei der Religiosität bezeichnet ***Rainer Volz*** (115-129) in diesem Sinne als hartnäckig. Anhand der Daten einer Männerstudie, die von der Gesellschaft für Konsumforschung im Jahre 1998 durchgeführt wurde, konstruiert er neben verschiedenen Geschlechtsrollentypen einen kirchlich-religiösen Index, um anschließend dem Zusammenhang zwischen beiden nachgehen zu können. Darüber hinaus analysiert ***Volz*** den Einfluss der religiösen Sozialisation auf den von ihm gebildeten kirchlich-religiösen Index**.** Im Unterschied zu ***Kecskes*** stellt er dabei fest, dass die Geschlechterdifferenz hinsichtlich der Kirchlichkeit sich auch nach der Kontrolle für das Ausmaß der religiösen Sozialisation nicht auflöst.

Am Ende des vorliegenden Bandes steht die einzige ausschließlich theoretische Arbeit, die darüber hinaus als einzige den Zusammenhang zwischen Sexualität und Religion thematisiert. In Anlehnung an ***Max Webers*** Darstellung über die Erotik sowie an ***Niklas Luhmanns*** Arbeit über die Codierung der Religion versuchen ***Monika Wohlrab-Sahr*** und ***Julika Rosenstock*** (279-298) mit der Reinheit und der Unreinheit eine Zweitcodierung einzuführen, mit deren Hilfe sie die Systemtheorie im Bereich der Religion zu erweitern suchen.

Insgesamt hätte der vorliegende Band an manchen Stellen sicherlich noch ausführlicher sein können, damit die Vieldeutigkeit der Begriffe (z.B. weibliche Religiosität bei ***Götz v. Olenhusen***) aufgehoben und die Implikation der qualitativen Fallstudien (z.B. Interpretation einer weiblichen Ordengemeinschaft bei ***Hüwelmeier***) noch präziser dargestellt werden könnte. Dies dürfte nicht zuletzt auch mit der notgedrungenen Kürze der Beiträge eines Sammelbandes zu tun haben. Aus der Sicht eines empirischen Sozialforschers ist zwar der kleine Anteil der empirisch quantitativen Studien in dem Band (vier von 22 Beiträgen) zu bedauern. Der Leser erhält aber nicht zuletzt aufgrund der interdisziplinär zusammengesetzten Beiträge einen recht umfassenden Überblick über den Zusammenhang von Religion und Geschlechterverhältnis. Einige widersprüchliche Auffassungen, wie ***Wolf*** und ***Kecskes*** in ihren Analysen anhand der jeweils relativ großen Datensätze zu den anscheinend gegensätzlichen Ergebnissen gelangten, stimulieren den Leser außerdem zu eigenen Überlegungen bzw. mögen zu eigener Forschungstätigkeit anregen. Schließlich ist noch bedauerlicherweise zu bemerken, dass das Thema der postsozialistischen Gesellschaft hier allenfalls am Rande der einzelnen empirischen Arbeiten behandelt wird. Die Beiträge beziehen sich überwiegend auf die Wirklichkeit in Westdeutschland. Der Sozialismus wirkte sich in der ehemaligen DDR bekanntermaßen sowohl stark auf die religiöse Landschaft als auch auf die Geschlechterordnung aus. Eine Diskussion über den Einfluss des Sozialismus auf das Verhältnis von Religion und Geschlechtsverhältnis hätte sicherlich geholfen, die Wirklichkeit im wiedervereinigten Deutschland besser zu verstehen.

Machen wir doch einen Fragebogen.

Sabine Kirchhoff, Sonja Kuhnt, Peter Lipp, Siegfried Schlawin

Opladen: Leske + Budrich, 2000. 109 Seiten. 24,- DM.

ISBN 3-8100-2826-6.

„Es gibt Dinge, die muß man nicht lernen, die kann man eben: Sehen, hören, sprechen, einen Fragebogen formulieren...“ So leitet ***Walter Krämer*** sein Vorwort zu diesem Buch ein. Und in der Tat scheinen viele Menschen dieser Ansicht zu sein. „Die (...) Anleitung, die in einer unprätentiösen, leicht verständlichen (...) Sprache zeigt, worauf man beim schriftlichen Befragen achten muß, wie man Fragebogen formuliert, verteilt und auswertet, wie man die Rücklaufquote maximiert und wie man die Ergebnisse der Befragung dem staunenden Publikum bestmöglich vermittelt. Das Buch ist aus der Praxis, nicht aus dem Elfenbeinturm der reinen Wissenschaft heraus geschrieben“, so ***Krämer*** weiter.

So wurde von den Autoren die Form eines Erlebnisberichts gewählt, um Anfängern die Fallstricke und Schwierigkeiten bei einer postalischen Befragung vor Augen zu führen. Die Untersuchung, deren Erfahrungen diesem Buche zugrunde liegen, ist eine Befragung bei Studenten. Der Leser kann in einzelnen genau beschriebenen Schritten den ganzen Prozeß einer empirischen Forschung nachvollziehen. Die Sprache ist Studenten und sonstigen Anfängern angepaßt.

Vom Aussenden der Fragebögen bis zu den komplexen Auswertungen wird jeder Schritt beispielhaft dargestellt. Dabei wird nicht vergessen, das Muster eines Anschreibens vorzustellen: Etwas, was selten zu finden ist und sicher gerne als Orientierung dient. Von der Darstellung der Dateneingabe über die ersten Darstellungen der Grundauszählung geht es dann zu Tabellenvariationen in der grafischen Präsentation. Alternativen werden vorgestellt und ihre Vorzüge und Nachteile diskutiert. Die Orientierung an SPSS ist durchgängig.

Bis dahin ist der Einsteiger wohl gut aufgehoben. Dann geht es ans „Eingemachte der Datenanalyse“, wie die Autoren das letzte Kapitel zur Datenauswertung überschreiben. Da wird der Neuling auf diesem Gebiet doch überrascht sein, wenn er auf so knappem Raum zur Clusteranalyse, Hauptkomponentenmethode und Korrespondenzanalyse geführt wird. Eine gewisse Diskrepanz zwischen Einsteigeranspruch und vorgeführtem Analyseniveau. Aber man muß den Autoren doch zugestehen, daß sie selbst dem Laien den Zugang zu diesen Methoden erleichtern. Sie wählen einen erfahrungsorientierten sowie praxisbezogenen und nicht einen mit Formeln durchsetzten Ansatz, der den Einsteiger abschrecket. Und für Anfänger sind diese Lehrtexte ja schließlich gedacht.